Bedingungen.

…nnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr
… vorausbezahlt mit . . . . 6 fl. — kr.
… halbes Jahr mit . . . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . . — fl. 45 kr.
Ausser Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden
Band täglich . . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt . 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für einen Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek.

(…ifeldergasse Nr. 8.)

Kennst Du das Land?

Heitere Fahrten durch Italien

von

Sebastian Brunner.

Wien, 1857.
Wilhelm Braumüller,
k. k. Hofbuchhändler.

Gar Manches sollst Du schauen in dem Citronenland,
Das Göthe einst voll Myrthen und voll von Lorbern fand:
Du siehst Pompeji schlafend, die schöne Büßerin,
Das Haupt bestreut mit Asche, geziert mit Zweigen grün.

Venedig, Genua, Florenz, Neapel, das ewige Rom,
Bald klassische Ruinen, bald den Sankt Petersdom,
Bald träumest Du mit Brutus des stolzen Römers Haß,
Bald wirst Du wachgerüttelt durch Polizei und Paß.

Bald stehst Du in Gedanken am Grabe von Virgil,
Wo Jeder — um zwei Franken — kann schwärmen wie er will
Bald hörst Du Ochsen brüllen auf jenem Platz, allwo
Einst seine langen Reden — gehalten Cicero.

Um einige Ehrlichkeit

wird gebeten. Dies ganze Büchlein ist eigentlich Ein Bild mit allerhand Landschaften und Staffagen, Figuren und Szenen, Licht und Schatten. Mannigfache Erfahrung bestimmt den Verfasser, an ehrenhafte Journalisten ein paar Worte zu richten.

Diese werden ersucht, Figuren und Szenen nicht aus dem Ganzen zu bestimmten Zwecken herauszureißen, und somit das Urtheil ihrer Leser nicht irre zu leiten. Einige Artikel, die der Verfasser von Italien aus veröffentlichte, sind von einer gewissen Gattung Zeitungsarbeiter in einer Weise ausgebeutet worden, die, um den glimpflichsten Ausdruck hiefür anzuwenden – nicht ehrlich gescholten werden kann.

Eine andere Gattung Autoren benützt wieder Anekdoten oder andere kleine Gedanken und Kurzweilen, findet es aber nicht der Mühe werth anzudeuten, woher das Entlehnte genommen ist.

Auf Quellenangaben sollte man wohl in einer Zeit literarischer Freibeuterei verzichten. Ja bisweilen könnte man sich fast freuen, wenn man bemerkt, daß auch andere Leute auf dieselben Einfälle gerathen, welche man schon einige Jahre früher veröffentlicht hat.

So, um ein eben vorkommendes Beispiel anzuführen, bringen die „Fliegenden Blätter," die doch in der Regel ganz originell sind, erst jüngst auf einer und derselben Seite der Nr. 620 zwei Illustrationen sammt den dazu gehörigen Texten.

Ein Bauer hält eine Katze vor seine Augen, und sagt: „Wie weise die Natur die Katzen eingerichtet hat, daß sie gerade da zwei Löcher im Fell haben, wo die Augen sitzen."

In „Fremde und Heimat" von S. Brunner (erschienen 1845), 1. Band, S. 202, sagt der Studiosus Fischer zu einem neumodischen, naturexaltirten Hofmeister ironisch unter anderem: „Wir staunten über

die Weisheit der Natur, die den Katzen gerade dort zwei Einschnitte in den Pelz macht, wo sie ihre Augen haben." —

Auf derselben Seite der „Fliegenden Blätter" sieht man zwei Männer in einer Kneipe sitzen, und unter dem Bilde ist folgendes Gespräch zu lesen: „Wer ist denn der Herr, der fortgegangen ist?" Antwort: „Man soll Niemand etwas Böses nachsagen, aber ich glaube: er ist ein Advokat."

In S. Brunner's: „Woher? Wohin?" (Wien 1855) wird im zweiten Bande S. 82 von einem Bauer erzählt, der über einen andern Bauer, Namens Bartlmä, etwas sagen möchte, aber es nicht wagt, „weil es zu grauslich ist," endlich aber doch von diesem selbst aufgefordert spricht: „Nun so will ichs halt sagen, ein Advokat ist der Bartlmä."

Wir meinen nun, es sei auffallend, daß auf ein und derselben Seite gerade zwei Szenen von einem und demselben Autor fast in denselben Worten sich wiederfinden.

Die Freude, daß auch Andere ganz dasselbe mit fast den nämlichen Worten dachten und schrieben, wie es einige Zeit früher der Verfasser gedacht und geschrieben hat, ist diesem Letztern schon öfters zu Theil geworden. Es kann daher nicht eine unmäßige Eitelkeit genannt werden, wenn er meint: daß er auch im vorliegenden Büchlein Einiges manchem Herrn so aus der Seele geschrieben hat, daß dieser dann keinen Anstand nimmt, das aus diesem Büchlein mit dem vollsten Rechte abzuschreiben und drucken zu lassen, was ihm gerade gefällt, eben weil es aus seiner Seele geschrieben ist, und er somit das Vorrecht der Erfindung für sich in Anspruch nehmen kann.

Inhalt.

Seite

Seite

Seite

Seite

1.

Wie man schon in der Jugend mit Italien und den Klassikern gequält wird.

Nicht durch Gallerien, Leser, zerr' ich Dich,
Nicht in Kirchen und Paläste sperr' ich Dich,
Nicht mit öden Kunstextasen stopf' ich Dich,
Nicht mit Kritik-Eisenhämmern klopf' ich Dich,
Nur durch Städte und durch Fluren führ' ich Dich,
Mit Italiens Zauberstab berühr' ich Dich,
So daß selber — wenn zum Schlaf beweg' ich Dich,
Sicher — in Cypressenschatten leg' ich Dich!

Dem geneigten Leser sollen gleich von vorneherein nicht nur in Prosa, sondern auch in Versen einige Bedenken aus dem Weg geräumt werden, die übrigens, wenn man ein Buch über Italien in die Hand nimmt, eben so gerecht als natürlich sind. Der Verfasser hat nicht im Sinne, in diesem Büchlein einen Trödelmarkt aus bunten Lappen von Reisehandbüchern und Kunstkatalogen aufzuschlagen. Er will nicht viel mit Klafterstangen für Mauern, Pfeiler und Säulen zu thun haben, und hat auch keinen Zollstab oder sonstigen Gefühlsmesser für vorkommende Kunstextasen und Naturentzückungen mitgenommen;

er wünscht nur: der Leser möge seine Anschauungen mitanschauen, seine Empfindungen mitempfinden.

Wer das Gymnasium besucht — wird jahrelang an der Hand aller möglichen Autoren auf dem klassischen Boden Italiens herumgejagt. Zuerst nimmt uns Eutropius, der langweilige Geselle, in das Gängelband seiner leichtverständlichen Sprache; dann werden wir auf die Spirituslampe verschiedener Historiker gestellt, welche einige klassische Aufwallungen in uns hervorbringen sollen; dann lernen wir mit Cäsar Krieg führen; nachher werden die Dichter nacheinander angepackt, und oft wird an einem einzigen Verse mit einer Beharrlichkeit und Hartnäckigkeit herumgesäbelt und herumexplizirt, kombinirt und ausgelegt — als ob Heil und ewige Seligkeit vom richtigen Verständniß desselben abhängen möchten. Früher noch geht es an die Durchwühlung sämmtlicher römischer Alterthümer, und der Plan Roms wird so genau studiert — als ob der Gymnasial-Schüler sogleich nach der Prüfung als ein zweiter Hannibal mit einem unabsehbaren Kriegsheere dorthin ziehen, und Rom wenigstens in drei Tagen in seine Gewalt bekommen müßte.

Ferner heißt es oft Tagelang vor den Rostris stehen und Cicero's Reden mit der Standhaftigkeit eines römischen Bürgers anhören — was noch das Geringste wäre, wenn nicht der ungeheuerliche Noten- und Erklärungsspek-

takel der philologischen Hamster und Notenschaufler auch noch dazu käme. — So wurde der junge Mensch von Kindheit auf mit den klassischen Alterthümern gequält — ich habe Wenige gekannt: die eine aufrichtige, herzinnige Freude an diesen Studien gehabt hätten — im Gegentheil ist es mir vorgekommen: daß dieselben den meisten Jünglingen als eine Betrübniß des Geistes und eine lästige Arbeit erschienen. Freilich, wenn man etwas gelernt hat und etwas kann: ist es immer eine Freude; aber das Lernen selbst, und die Art und Weise wie es betrieben wurde, bleibt eben eine Mühsal. Italien sehen, wie es jetzt ist: das wäre also eine Art Belohnung für die Qualen klassischen Studiums, für eine in den Folterkammern der Philologie und unter den Torturwerkzeugen der Auslegungskunst dahingeschleppte Jugend.

Die Erinnerung an diese Qual, welche seither wie ein Blei an mir gehangen, hat übrigens weder den Klassikern einen Abbruch gethan, noch mich geschädigt — ich habe nach den Schuljahren freiwillig und aus Interesse in den Klassikern gelesen, und mit Freuden den Gedankenreichthum und die edlen Sprachformen anerkannt, aber zu einer spezifischen Begeisterung für dieselben, zu einem gräko-latinischen Fanatismus habe ich es nicht mehr gebracht. Daran wird den Klassikern selbst begreiflicher Weise sehr wenig liegen; um so mehr wird aber hie und da ein pharisäi-

scher Anbeter des Heidenthums, wenn diese Zeilen einem solchen zu Gesichte kommen sollten, in verachtender Entsetztheit die Hände ringen über so maßlose Barbarei. Nachdem die Klassiker todt sind, vermeinen nun die Philologen als Tempeldiener derselben allen Kultus in Anspruch nehmen zu sollen, was dann an die 24. Fabel des Phädrus erinnert, in welcher der Frosch sich aufbläst, um die Größe des Ochsen zu erreichen, eine Bemühung, die bekanntlich für den Frosch — wegen der Zerplatzung desselben — keinen guten Ausgang nimmt.

2.

Warum man über Italien nicht mehr schreiben soll, und warum man dennoch darüber schreibt.

So oft ein neues Buch über Italien erscheint, kann man auch immer die alte stereotype Redensart vernehmen: „Ueber Italien ist schon so unendlich viel geschrieben worden." Das ist allerdings wahr, aber es ist kein Beweis: daß von nun an nichts mehr über Italien geschrieben werden sollte. Ueber die Brandenburger Sandwüste und über die Lüneburger Haide ist noch gar kein Buch abgefaßt worden. Ein solches Buch wäre nun etwas Einziges, etwas Neues und eine wahre Rarität — aber lesen möchte es doch kein Mensch. Ueber Italien wird eben viel geschrieben, weil viel über Italien gelesen wird.

3.

Die Sehnsucht nach Italien, und was der poetische Ausdruck „Citronenland“ besagen soll.

Die Sehnsucht nach Italien hat Goethe meisterhaft ausgesprochen in jenem bekannten Liede, welches er der Mignon in den Mund gelegt: „Kennst Du das Land, wo die Citronen blüh'n, im dunklen Laub die Goldorangen glüh'n, ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht, die Myrthe still, und hoch der Lorber steht?“ u. s. w. Der Zauber der Poesie, welcher in diesem Liede waltet, wird in der italienischen Wirklichkeit oftmals einbrechen, so zwar, daß Du über den Inhalt desselben bisweilen lächeln kannst wie über einen schönen Jugendtraum, der dahingeschwunden. Es mag Dir begegnen, daß Du durch furchtbare trostlose Felsenwüsten tagelang dahinfährst, und zu Mittag keinen vernünftigen Erdapfel, vielweniger Goldorangen zu sehen bekommst; übrigens wäre dieser Mangel an Kartoffeln noch das geringste Uebel.

Wie Einem nun das Citronenland vorkommt, so soll es hier nach dem ersten Eindruck geschildert werden. Spezifische Begeisterung, die gegen irgend Etwas blind macht, hat der Verfasser keine mitgenommen.

4.

Wie man die Italiener nicht nach den Leuten beurtheilen darf, mit denen man auf der Reise zu thun hat.

Derselbe will aber auch durchaus nicht so ungerecht sein und die Erlebnisse mit jenen Leuten, mit denen zunächst der Reisende zu thun hat — als Urtheile oder Verurtheilungen über das ganze Volk aufstellen. Wirthe, Kutscher, Kellner und Ciceroni haben die lobenswürdige Gewohnheit, den Fremden als einen Gegenstand zu betrachten — der in so weit gewissenhaft ausgebeutet werden muß — in so weit es sich dieser gefallen läßt. Aus den Begegnissen mit den angeführten höchst begehrlichen Persönlichkeiten wird von Fremden zumeist über alle Italiener räsonnirt.

Nun gibt es aber nirgends in der Welt großartigere Wohlthätigkeits-Anstalten, Spitäler, Bruderschaften — als eben in Italien. Für den Schmuck des Tempels und das Werk der christlichen Liebe findet man hier immer offene Hände, mehr als in irgend einem andern Lande. Diese anerkannte Wahrheit schickt der Verfasser als Schild voraus; er will die kleinlichen Piratenkniffe, die ihm untergekommen, und die er nach und nach erzählt, nicht dem ganzen italienischen Volke aufgebürdet haben.

5.

Wie der Sehnsucht nach Italien Flügel wachsen.

Nach diesen vorausgesendeten und unzusammenhängenden Aphorismen — endlich zur Reise. Wer hat die Sehnsucht nach Italien nicht seit seiner Jugend im Herzen getragen? Dieser Sehnsucht sollten nun einmal Flügel wachsen, und auf diesen Flügeln sollte das arme Herz über die Apenninen rauschen. Wenn man philisterhaft Jahrelang in seinen Wirkungskreis eingesponnen zugebracht hat — so gehört ein ernster Entschluß dazu: sich einmal wieder aufzumachen, um weiter zu kommen. Schon wieder hatte mir einige Male geträumt, ich wandle in St. Peters Dom, und ich war freudig bewegt — und beim Erwachen fand ich mich traurig enttäuscht. Das sollte nun einmal zur Wirklichkeit werden, ich fand keine Rast und keine Ruhe mehr. Die Geschäfte wurden in Ordnung gebracht — und an einem schönen September-Sonntage fuhr ich von Wien aus — dem Bahnhofe des Südens zu.

6.

Empfindungen wenn man von Wien gegen Süden fährt.

Einer meiner Brüder war mein Reisegefährte. An Städten, Dörfern und Landhäusern rollt in Vogel-

Straußhafter Geschwindigkeit der Eilzug vorüber. Man denkt der Bekannten und Freunde, die da wohnen links und rechts, sagt ihnen ihm Geiste Lebewohl, und es liegt der etwas philisterhafte, aber doch sehr natürliche Gedanke nahe: „Ach, wären wir lieber schon auf dem Heimweg, und Alles vorbei.“ Wir Menschen sind nun einmal so. Bei jedem größeren ungewohnten, entweder wirklich oder nur eingebildet mit einiger Gefahr verbundenen Unternehmen haben wir das Gefühl des alten dicken und bequemen Falstaff in Heinrich IV., der vor der Schlacht zum Prinzen Heinrich sagt: „I would it were bed-time, Hall and all well“ (Ich wollt', es wäre Schlafenszeit, Heinrich, und Alles glücklich vorüber) Shakespeare Henry IV., 1. Part. Akt 5, Scene 1.

7.

Der lebhafte Szenenwechsel in Steiermark.

Es geht nun knurrend, zischend und blasend über den Semmering, als Eisenbahnbau jedenfalls ein kleines Wunderwerk der Welt. Wenn man eine gerühmte Gegend so durch und durch kennt, so wird man darüber gleichgiltig; der Fremde ist erstaunt und entzückt, und studirt schon an den Phrasen, die er wie Felsensteine und Alpenbrocken übereinanderschichten will, wenn er in seine Heimat kommt — um die Wunder dieser Tunnels und Abhänge, an

denen die Lokomotive katzenartig hinklettern, plastisch darzustellen. — Und dann erfreut sich das Auge an dem gerühmten steirischen Wiesengrün — das so hellglänzend ist wie die Verzierungen auf Porzellantellern; und man fliegt an Alpenstöcken, an durchsichtigen pfeilschnellen Forellenwassern, an niedlichen Dörfern und Gehöften und prachtvollen Landhäusern vorüber.

Man sieht hinaus auf bekannte Ortschaften und Weiler, wie Mürzzuschlag, von wo die Straße nach Maria Zell führt — eine wundervolle Partie mit den langen und hohen, sägeförmig gezackten Alpenketten. Man hat kaum Zeit sich zu besinnen; es klingelt wie im Theater in szenenreichen Stücken, eine Dekoration schiebt sich über die andere, und ein Hintergrund fällt über den andern herab.

8.

Das Diner à la Marabut in Graz.

So ging es bis Graz, das lächelnd daliegt wie ein erwachendes Kind in der grünen Bergeswiege, und der Schloßberg ist wie der Kopf, mit dem sich der Knabe zufrieden seine Lagerstätte anschaut. Dieser Schloßberg hat viele Aehnlichkeit mit der Aqua sola in Genua, beide sind Berge inmitten der Stadt, und gewähren eine entzückende Aussicht — nur ist Genua mit seinem Meereshintergrund unendlich schöner als Graz — aber ich möchte in Graz

viel lieber sein als in Genua. — Hier ist es üblich, wie auf sämmtlichen Eisenbahnstationen, wo das Diner abgehalten wird, daß großer Lärm sich erhebt mit Tellern, Gläsern und allerhand hungrigem und durstigem Nothgeschrei. — Es wäre nicht überflüssig, für derlei Schnell-Schlingereien einen sogenannten Anschauungs-Unterricht zu genießen in irgend einer großen Menagerie, und zwar bei den Käfigen der Hyänen, Löwen, Panther, Bären oder des Marabut mit seinem ellenlangen Schnabel, der alles Andere weit übertrifft, indem er in einer Viertelminute 10 bis 15 Spannenlange Weißfische mit staunenswerther Kunstfertigkeit verzehrt — und ja nicht vergißt, wie ein Gentleman des Riesenvogelgeschlechtes, sich in dem hölzernen Wassergefäß seines Käfigs den Schnabel, von wegen hängenbleibenden Geschuppes, mit vielem Anstand auszuspühlen; worauf er auf einem seiner langen Füße stehend, und den andern unter sein gesuchtes Gefieder hinaufgezogen, sich dem sinnigsten Nachdenken über seine staatsrechtlichen und diplomatischen Beziehungen zur andern Thierwelt — besonders aber zu den Fischen hingibt — was hausbackene Verstände, die von dem innern tiefen marabutischen Gefühlsleben gar keine Ahnung haben, mit dem Namen: „Die Ruhe der Verdauung“ bezeichnen.

9.

Die Badeorte. Klassische Abendunterhaltungen in Laibach. Triest bei Gasbeleuchtung.

Und wieder rollt die Wagensäule fort — vorbei an dem lieblichen Marburg, und an den verschiedenen Badeorten, Eisen- und Brausegewässern, welche von reichen Leuten mit Sorgfalt genossen werden, um dem armen Menschenleben noch einige Spannen zuzusetzen, und den Faden von Trübsal und Langweile noch eine Zeitlang fortzuspinnen. Da wird es derweil Abend, und man kommt an das liebliche Cilly — berühmt wegen der Grafen von Cilly, die auf die Geschichte Oesterreichs und der Steiermark bisweilen mächtigen Einfluß genommen, aber schon längst ausgestorben sind. Bis hierher war mir die Gegend bekannt — ich sah hinüber in's Sannthal, gewiß eines der schönsten Thäler der Welt; hatte ich ja auch dort im verflossenen Jahre mit fast ritterlichem Gefühl ein paar Tage lang gehaust auf meines Vetters Schloß zu Sallach; — von hier begann für mich die Fremde, das unbekannte Land des Südens. Um 10 Uhr kommt man nach Laibach, hat also in 13 Stunden 59 Meilen zurückgelegt.

Als wir im sogenannten Extrazimmer des Gasthofes ein Abendessen einnahmen, begegnete uns zum letzten Male

wie zum Abschied, in den Gesprächen der Eingebornen und Ansässigen der große kritische Geist des deutschen Vaterlandes — es wurde mit vielem Ernst und unnachahmlicher Würde über die Laibachische Oper des vergangenen Tages gesprochen; und unter unvermeidlichem Tabaksqualm für die Sänger und Sängerinen höchst gewissenhaft Lorbern des Lobes ausgetheilt und Schilfrohre des Tadels verabreicht. So weiß der deutsche Städter sinnig das Malz, den Hopfen, den Tabak und den Lorber ineinander zu flechten und mit Bier, Rauch, überstandenen Kunstgenuß und kritischen Urtheilsspruch sich den Abend ebenso angenehm als lehrreich zu verkürzen.

Am frühen Morgen ging es zur Post nach Triest. Zur Tröstung der Reisenden wird auch hier die Eisenbahn bald fertig sein. Es sind an 13 Stunden durchzuarbeiten, von denen nichts zu reden ist. Abends sieht man von der Höhe des Optschina Triest bei Beleuchtung; ein höchst imposanter Anblick — imposanter als bei Tag. Der Leuchtthurm wirft seinen goldenen Streifen weit hinein in die funkelnden Meereswellen, und die Reihen der Gaslaternen lassen die Stadt weit größer erscheinen als sie wirklich ist. Noch nach 10 Uhr Abends gingen wir am Hafen herum; es war traurig und öd; aber die Segelschiffe ragten hoch in den hellblauen, reichgestirnten Himmel hinauf und in gemessenen Pausen schlu-

gen die Wellen unabläſſig an die Quadermauern, und das iſt jedenfalls ſehr intereſſant — bis man ſich daran gewöhnt hat.

10.

Ueber das adriatiſche Meer. Das geographiſche Schulbeiſpiel vom St. Markusthurme.

Am andern Morgen ging es nach Venedig mit einem Lloyddampfer. Das Meer iſt fürs erſte Mal ein eigenthümlicher Anblick, geheimnißvoll und magiſch breitet ſich der ewig zitternde Waſſerſpiegel aus vor den Augen in die weite Ferne bis zu einer geraden Linie, wo die blaue Luft wie eine Kuppel ſich zu wölben anfängt bis ober das Haupt.

Die Räder ſchlagen in die Flut, es geht hinaus aus dem Hafen. Die Stadt mit ihren Anhöhen präſentirt ſich ſehr gut, nur zeigt ſich gar zu viel kahles Geſtein, ſo daß einem hier zur Sommerszeit in der drückenden Trieſtiner Hitze zu Muthe ſein muß, als ob man in einem etwas temperirten babyloniſchen Feuerofen ſpazieren ginge. Das Meer war ruhig und die Fahrt durch die vier erſten Stunden angenehm — in den letzteren zwei begann ein Regen niederzufallen, der aber die Erſtlingsfahrer nach Venedig nicht abhielt, auf dem Verdeck zu bleiben, um jenen berühmten Beweis von der Run-

dung der Weltkugel mit eigenen Augen zu sehen, jenen Beweis, welcher den Schülern schon in der ersten Geographiestunde beigebracht wird, und der da lautet: „So z. B. sieht man auf der Fahrt von Triest nach Venedig zuerst die Spitze des Glockenthurms von St. Markus — der Thurm wächst immer mehr aus dem Meere heraus — die andern Thürme und Kuppeln folgen nach — und somit ist der Beweis von der Rundung der Erde hergestellt." —

Man wird ausgeschifft, wir fuhren auf einer Gondel in die Luna; der Gasthof war überfüllt und ein paar dunkle Zimmer mit Fenstern, in einen wunderlich gemalten Hofraum hinaus, uns angewiesen, was aber nichts verschlägt, denn in Venedig bleibt man nicht viel zu Hause. Der erste Weg war natürlich auf den nahen Markusplatz, in die Markuskirche und auf die Piazetta.

11.

Das einzige Venedig. Der Canal grande. Einst und jetzt. Paläste und Ruinen. Marktplätze. Geschrei.

Lieber Leser! Vor allem Andern merke Dir dieses! Wenn Du so viel Geld, Zeit und Gesundheit hast, daß es Dir möglich ist, nach Venedig zu kommen, so erspare Dir das Lesen jeder Beschreibung. Komme her und schaue selbst. Du wirst Dich auf Reisen mannigfach getäuscht fin-

den; oft wird in den Beschreibungen die Schönheit der Anblicke übertrieben, Deine Phantasie arbeitet auch noch mit — und Du findest am Ende die Wirklichkeit weit hinter Deiner Erwartung. Hier ist es umgekehrt. Ich habe hundert und hundert Abbildungen von Venedig in Oel- und Wasserfarben, in Stahlstichen und illuminirt gesehen, das ist aber alles nichts und gibt einem nur schlechte Bilder, aber kein klares Bild von Venedig. Wie Venedig *einzig* ist — so sind eben auch seine charakteristischen Punkte einzig. Einzig ist St. Markus — einzig der Platz und die Piazetta, einzig der Canal grande u. s. f. u. s. f.

Kurz ich hatte mir Venedig trotz der Beihilfe aller Bilder *ganz* anders und bei weitem nicht so schön, eigenthümlich und originell vorgestellt, als es wirklich ist.

Trotz dem eifrigen, in kleinen aber dichten Tropfen fallenden Regen machten wir in Gesellschaft mit ein paar Naturforschern aus Basel eine Gondelfahrt im Canal grande. Man fährt da drei Viertelstunden und sieht an beiden Ufern Palast an Palast gereiht, und auch in den unzähligen Gäßchen, die von den Seitenkanälen durchzogen sich, finden sich so lieblich und wunderlich gebaute Paläste — daß jede Residenz in Deutschland, in welcher man nur Eine Gasse mit ausgemusterten und restaurirten Venetianer Palästen anlegen könnte — durch eine

derartige Häuserreihe den größten, prachtvollsten Schmuck bekommen würde.

Was mußte da zur Zeit des Reichthums und der Blüte Venedigs, zur Zeit als noch der neue Handelsweg nach Ostindien (1498) nicht aufgefunden war, für eine Pracht, was für ein ungeheurer Luxus geherrscht haben! Prachtliebe und Kunstsinn haben hier in brüderlicher Eintracht gewaltet. Alle Baustyle aus verschiedenen Jahrhunderten fliegen hier an den Augen vorüber. Die Paläste im großen Kanal erholen sich nach und nach, sie werden von wohlhabenden Besitzern angekauft, und was besonders viel sagen will — mitunter sogar geschmackvoll und kunstsinnig restaurirt. Mit den hunderten von Palästen in den Seitenkanälen sieht es schon schlimmer aus.

Die herrliche kostbare Architektur oft verfallen, die feinen Fensterrosen und Balkongitter ausgebrochen, Thüren und Fenster mit rauhen Brettern vernagelt oder mit klaffenden Balken geschlossen; Balkone und Galerien, von denen zur Zeit der Feste vor Jahrhunderten die kostbaren Teppiche herabhingen, sind jetzt mit schmutzigen Lumpen oder mit vergilbter Wäsche, die zum Trocknen aufgehangen ist — drapirt. Da, wo vor Jahrhunderten die stolze Signora ihren, mit schweren Seidenstoffen und blitzenden Juwelen beladenen Leib über die Marmor-

stiege schleppte im hochpathetischen Schritt, da, wo sie von den untersten Stufen, an welche jetzt noch wie einst die Wellen des Seewassers schlagen — in die buntgezierte Gondel gleitete, um ihre Spazierfahrt zu machen, da steht jetzt am halbvermorschten Thor ein Lastträger oder ein Betteljunge als Merkzeichen und Warnungstafel, wie die Weltherrlichkeit vorüberrauscht und wie nichts einen Bestand hat auf Erden.

Es wäre aber ein großer Irrthum, wenn man meinen wollte, Venedig sei todt und traurig. Ich wenigstens bin mit dem, aus vielen Schilderungen des Verfalls gesammelten Vorurtheil hiehergekommen, daß hier wenig Leben herrsche. Nun fand ich, daß in Deutschland, selbst Wien nicht ausgenommen, keine Stadt existirt, die so viel Lärm und Spektakel in sich schlösse, als Venedig auf gewissen Plätzen. Vormittag, auf allen diesen, Menschenmassen, überall furchtbares, gellendes Geschrei — Fische in allerlei Gestalten und in den buntesten Farben in Haufen aufgeschichtet auf den Steinpflastern der Ufer des großen Kanals; in der Nähe der Rialtobrücke eine ganze Melonenflotte, das heißt: eine Menge von Schiffen, mit jenen mächtigen und genießbaren Kürbissen beladen, von denen die gewöhnlichen eine Wiener Elle in der Länge haben. Sie werden gebraten, in Stücke geschnitten und dampfend auf eigenen Tischen herumgetragen

und es wird unter einem kannibalischen Geschrei zum Kauf derselben eingeladen.

Dieses kannibalische Geschrei ist überhaupt italienische Sitte, es steigert sich im Süden mehr und mehr — bis es im Toledo zu Neapel seinen Höhepunkt erreicht.

Wenn so ein Deutscher, der Italien noch nicht kennt, hier in Venedig einen halben Tag herumfährt und herumgeht, so wird er von Schauen und Hören völlig betäubt. Die ganze Geschichte ist ihm neu, und in keiner deutschen Stadt ist eine Analogie hiefür zu finden.

Diesen Eindruck will ich hier darzulegen versuchen. Daß Venedig 130,000 Einwohner und 15000 Häuser, 41 Plätze, 30 Pfarrkirchen, 130 Kirchen im Ganzen hat, daß 400 Kanäle durch 450 Steinbrücken verbunden sind, daß die Stadt ungefähr auf 90 Inseln steht, das und vieles Andere ist in Geographien und Reisehandbüchern nachzulesen. Mit ähnlichen Angaben soll der Leser nur soviel als nöthig in Anspruch genommen werden.

12.

Markuskirche. Ländlich, sittlich. Seume's komisches Urtheil über Venedig. Campanile. Dogenpalast. Piazetta. Riva dei Schiavoni. Madonna della Salute. Markusplatz. Mercerien. Rialtobrücke. Wahnsinnige Kirchenmusik. Beste Reisezeit in Italien.

So ein erster halber Tag in Venedig bleibt Dir unvergeßlich Dein Leben lang. In der Markuskirche war

eben Chor — zu beiden Seiten sind die Chorstühle, in denen die Canonici ihre sogenannten Stalla haben. Es handelte sich eben um das Anstimmen eines Versikels — ein Canonicus bezeichnete dem andern von seiner Tribune aus über den Raum des Presbyteriums hinüber den Versikel als falsch — den dieser hinwiederum als den rechten behauptete. Mir kam diese Art höchst ungezwungenen Notenwechsels sonderbar vor — mich tröstete das Sprichwort: Ländlich, sittlich. Wenn Du hineinkommst in die Markuskirche und Dich einige Minuten darin herumgeschaut hast — so fängt es an zu flimmern vor Deinen Augen; es fährt alles bunt durcheinander in Mosaikbildern, Farben, Gestalten, Figuren, Marmor, Gold, Säulen, Bogen, Kuppeln, und es geht Dir nur vorerst der Eine Gedanke auf, daß über all diesen Dingen ein wunderbarer, schöpferischer Geist der Einheit waltet — daß Alles sinnig zusammenpaßt und zusammengehört, und daß diese tausend Farbentöne, diese wunderlich verschlungene Architektur einen Zauber der Harmonie in sich tragen, der Dich in Begeisterung versetzt. Ueber diesen Bau sind Bücher geschrieben worden — und wird eben jetzt wieder ein großes Kunst- und Bilderwerk von Johann Kreutz herausgegeben.

Den völligen Unverstand aller Kunst und die wahr-

haft komische, jedes Aufschwunges, jedes Interesses baare Stimmung, welche im Anfang unsers Jahrhundertes herrschte, zeigt der vielgenannte alte Seume, der (1802) in seinem „Spaziergang nach Syrakus“ über Venedigs Kunstwerke in aller Geschwindigkeit also urtheilt: „Das Militär und überhaupt die Bevölkerung zeigt sich meistens nur auf dem Markusplatze, am Hafen, am Rialto und Zeughause. Die übrigen Gegenden der Stadt sind ziemlich leer. Wenn man diese Partien gesehen hat und einige Mal den großen Kanal auf- und abgefahren ist, hat Venedig vielleicht auch nicht viel Merkwürdiges mehr; man müßte denn gerne Kirchen besuchen, die hier wirklich sehr schön sind.“ In der That, ein Urtheil, eben so kurz als bündig.

Nachdem Du den ersten Eindruck in Dich aufgenommen, gehst Du heraus mit dem Vorhaben, so oft als nur möglich, wieder hereinzukommen. Die Vorhalle der Markuskirche allein besitzt einen größern Kunstwerth, als einige deutsche Herzogthümer zusammengenommen.

Auf dem Markusplatz vor der Kirche steht frei der denkwürdige Glockenthurm ohne Stiege. Man gelangt auf denselben im Innern über eine Reihe im Geviert hinaufgezogener, gewölbter schiefer Ebenen — man kann also auch bequem hinaufreiten. Sonderlinge und Prahlhanse haben das auch schon öfter versucht, um des kleinen Trium-

phes habhaft zu werden, daß sie sagen konnten: „Ich bin auf den Markusthurm hinaufgeritten." Gut, mein ehrgeiziger Jüngling, wenn es Dir eine Freude macht, so sollst Du darin nicht gestört werden.

Ebenso wie es nur Ein Venedig gibt, so gibt es auch wieder nur Eine Aussicht vom Markusthurme. Ein sehr wunderlicher Anblick. Diese Masse röthlicher Gebäude — durchzogen von den tief grünen Kanälen, in diesen hinwiederum die schwarzen Gondeln schmal und lang — von oben wie schlafende Forellen anzuschauen, ringsum der Meeresspiegel — es ist jedenfalls der gelungenste Plan von Venedig, der Dir je unterkommen wird; wenn Du da hinabschaust, ist es Dir aber auch, als ob Du vor einer aus der Vogelperspektive gezeichneten Landkarte säßest.

Man kann sich von hier oben aus, Venedig auch mit einiger Phantasie als ein ungeheures Schiff vorstellen, das eben ruhig und unbewegt in einem Hafen liegt — und der Campanile ist der Hauptmast, auf den man hinaufgeklettert ist und von dem man nun hinabschaut, und St. Markus hat das Ansehen einer ungeheuren Dampfmaschine, deren Kuppeln wie eiserne Riesenbäuche über das Verdeck ragen.

Nachdem Du auch dieses Bild gehörig zusammengelegt und im Koffer Deines Gedächtnisses verpackt hast,

gehst Du auf die Piazetta, den kleinen Platz rechts von der Markuskirche, auf dem der welthistorische Dogenpalast steht.

In den Mährchen von 1001 Nacht gibt es keine schönere Phantasieschilderung als diese Wirklichkeit. Eine Wiener Dame (für eine solche hielt ich sie unfehlbar ihrer Aeußerung nach) sprach zu ihrem Gemahl, wie ich es im Vorbeigehen hörte: „O, wie prächtig — gewiß, der Zuckerbäcker könnt's nicht schöner machen!" Wenn man in Wien einer zierlichen Architektonik ein besonderes Kompliment machen will, so wird obige Phrase angewendet — woraus zu entnehmen, daß in Wien die Zuckerbäcker als die größten Baukünstler angesehen werden; darum müssen hier die Baukünstler auch Zuckerbäcker werden, wenn sie Anerkennung finden wollen.

Von da siehst Du den Hafen und zwei Säulen, auf der einen den gewaltigen Markuslöwen, auf der andern St. Theodor, wie er den Drachen besiegt — beide Standbilder aus Erz.

Hier ist der Meeresspaziergang an der Riva dei Schiavoni mit seinen Palästen, Kaffeehäusern und Gelärm, und da kannst Du gehen an 25 Minuten bis zu den öffentlichen Gärten. Du kommst zurück, steigst in eine Gondel und fährst hinüber von der Piazetta zur

Kirche Madonna della Salute, deren Portalstufen fast vom Meere bespült sind. Die Kunstwerke (allein 13 Bilder von Titian) der großen Kirche sind weitläufig beschrieben, nur etwas ganz Neues ist noch nirgends erwähnt: die silberne große Lampe zu 30,000 Lire, welche Nobili aus Dankbarkeit nach erloschener Cholera vor einigen Jahren anfertigen ließen. Selbst die Sakristei hat werthvolle Bilder von Tintoretto und Salviati. Das ist in Italien das Charakteristische: die christliche Kunst war zu Zeiten so überflutend, daß die Tempelräume ihre Erzeugnisse nicht zu fassen vermochten und diese hinausgeschwemmt wurden in Sakristeien, Klostergänge und Refektorien.

Neben der Kirche steht das Patriarchal-Seminarium mit einem netten Gärtlein, — der Hof wird von Hallen mit Marmorsäulen umgeben, und in den Hallen sind Inschriften, Statuen und Alterthümer angebracht, so daß es hier jedenfalls erstaunlich gelehrt aussieht.

Nun zieht es Dich schon wieder auf den Markusplatz; — wenn es regnet, so sind die Säulenhallen des Platzes belebt wie ein Redoutensaal, es ist ein wahres Gewoge von Menschen. Da siehst Du eine Menge Kaffeehäuser, Juwelen- und Goldladen — die nur von denen zu Paris übertroffen werden — und Du gehst in die Hunderte von Gäßlein vom Markusplatz links hin-

ein — diese Gäßlein sind im Durchschnitt nur zwei oder höchstens drei Wienerellen breit — hier reiht sich Kaufladen an Kaufladen, alles ist Abends mit Gas beleuchtet und es bewegt sich je näher Du dem Platz bist, eine solche Menge von Leuten in diesen Mauerschläuchen (Mercerien genannt), daß Du mehr geschoben wirst, als Du gehen kannst; und Du kletterst über Hunderte von Stiegen immer an 6 Stufen hinauf, 6 Stufen hinab, das sind die Bogenbrücken über die Kanäle, in denen die Gondeln hin- und herfahren. Und Du kommst zur Rialtobrücke mit ihren 70 Fuß langen, 43 Fuß breiten Bogen mit zwei Reihen Verkaufsgewölben und drei Straßen, und über der Brücke der andere Theil Venedigs — es begrüßt Dich hier ein Gemüsemarkt und ein heilloser Lärm. So ungefähr sieht es in Venedig aus — über die Kunstwerke und Kirchen und Alterthümer der Stadt gibt es Bücher genug, wer nach Venedig geht, soll sich ein's kaufen.

Hier ist zuerst italienische Kirchenmusik in meine Ohren getanzt. Es war in der Kirche S. Salvatore. Kaum fünf Menschen darin. Links auf einem Orgelchor zwei elegante Gesellen zu sehen, der Organist und sein Gesellschafter. Bald schwieg die Orgel und es wurde beim Altar gesungen. Dann fing die Orgel wieder an. Was

war das für ein kannibalischer Lärm! Von Erhebung keine Spur. Eine Musik für einen rasenden Tanz am Faschingdinstag zum Karnevalsschluß, ein Hopsasa und Heisasa, daß einem die Ohren gellten, eine Behandlung der Orgel, von der man in Deutschland keine Ahnung hat, eine wahre Schändung dieses herrlichen Instrumentes! Ein Rasen der Finger über die Claviatur, ein Strampfen der Füße über das Pedale, daß man rein meinte, die ganze Orgel werde auf zwei Beinen wie ein kreuzfideler Bruder auf einmal herabspringen und durch die Kirche tanzen. Weiter kann man es nicht mehr treiben. Das ist der tiefste Verfall, nicht nur der Kirchenmusik, sondern der Musik überhaupt, das ist reines Skandal, welches nur darin eine Entschuldigung hat, wenn das anders eine Entschuldigung ist, daß die Leute hier kein Aergerniß daran nehmen, weil sie daran gewöhnt sind. Die miserabelste Orgeldudelei in Deutschland ist Gold gegen diese bacchanalischen Sprünge, von denen man beim ersten Mal Anhören meint, irgend ein Rasender habe sich einer großen Drehorgel bemächtigt und bearbeite diese nach Herzenslust. Würde doch nur allenthalben der Erlaß Pius IX. vom Oktober 1856 durchgeführt, in welchem ebenfalls die Anklage ausgesprochen ist, die Kirchenmusik sei an mehreren Orten mehr ein Gegenstand des Skandals statt

der Erbauung geworden. Was würde Meister Tullio Lombardo, der die herrliche Kirche S. Salvatore in Venedig gebaut, gesagt haben, wenn ihm das beschriebene Gequicke daraus entgegengetönt wäre? Schlegel schrieb einst: „die Baukunst sei gefrorne Musik.“ Kehrt man nun diesen Satz um und sagt: die Musik sei zerronnene Baukunst, so wäre diese Musik sicher eine aufgethaute Ringelspielhütte aus dem Wiener Prater.

Es gibt Leute, die ein gesundheits-rücksichtliches Bedenken haben und meinen: Ja, man hört, Venedig habe ein schlechtes Wasser aus Zisternen, und man hört, wie Fremde hier schon deshalb krank geworden sind u. s. w.

Das Wasser aus den Brunnen des Dogenpalastes, die mit kunstreichen aus Erz gegossenen Rändern geschmückt sind, ist klar und gut — man mischt es mit rothem oder weißem Wein; und es schadet nicht.

Die beste Zeit in Italien zu reisen ist aber der Oktober. Da sind Kirchen, Gallerien, Museen, Paläste, Häuser und Zimmer warm, wenn Du hineinkommst — im Frühjahre aber ist es umgekehrt, und daher werden auch in dieser Jahreszeit, noch mehr aber im Sommer, so viele Reisende in Italien krank.

13.

Nach Padua. Der Dom. Giustina. Prado della valle. Antonskirche. Madonna dell' Arena. Die Universität und ihre Wappen. Die Doktorin der Philosophie. Caffè Petrocchi und Titus Livius.

Nachdem nun für Venedig nach dem ersten flüchtigen Anschauen einige Bilder entworfen sind, haben wir kein Gelüst alles andere zu beschreiben, was denkwürdig ist, und was wir noch gesehen haben. Wir fahren nun auf der Eisenbahn gegen Padua. Die Brücke über die Lagunen muß man, ehe man mit dem Train darüber fährt, in einer Gondel von der Seite anschauen. Selbe hat 222 Bogen, und ist gewiß eines der denkwürdigsten Bauwerke neuer Zeit.

Man fährt nach Padua in fünf Viertelstunden. Wir kamen Abends an, und wohnten in der Stella d'oro, In den Speisezimmern italienischer Hotels ist es am Abend furchtbar langweilig. Große leere Säle, hie und da in einem Winkel eine flüsternde englische Familie mit obligater Theekonsumtion. Dazu die steinernen Fußböden. Das Alles ist unendlich steif, kalt und gemüthlos. Der kommende Tag entschädigte uns. Padua ist im höchsten Grade interessant. Wir nahmen einen Fiaker. Das ist in Italien für den Fremden, der nicht lange an einem Ort verweilt, das Unentbehrlichste. So todt die Stadt am Abend erschien, so lebendig war sie am

Morgen. Die Marktplätze voll Menschen und Geschrei. Zuerst wurden alle Kirchen besucht. Der Dom ist groß, von innen angeweißt — kalt — und auf die venetianischen Kirchen hinauf als Bauwerk völlig ungenießbar. Das Baptisterium rechts neben dem Dom, freistehend, voll von Mosaiken von großem Kunstwerth. — St. Giustina, 80 Klafter lang (?), macht einen unvergeßlichen Eindruck; freilich mehr durch den imposanten Raum, als durch die Schönheit des Baues. Die Kirche steht aber auch auf einem so herrlichen Platz, wie wenig Kirchen in der Christenheit. Der Platz heißt Prado della Valle. In der Mitte ist eine Gartenanlage von Gewässern umgeben, 74 Statuen berühmter Männer aus Padua von Antenor, dessen Grabmal an einer Straßenecke Paduas steht, bis Canova (darunter auch Päpste, Bischöfe und Gelehrte) umringen die großartige Baumgruppe. Edelmüthig hat man auch einige andere italienische Celebritäten in den großen Kreis hineingelassen — weil eben in Padua sich nicht genug Zeug vorfand, um die bedeutende Rundung auszufüllen.

Nicht weit davon findest Du die Kirche des heiligen Antonius von Padua. Was ist das für eine Fronte! So was eigenthümlich Herrliches setzt in Erstaunen. Ich wundere mich sehr, daß dieser Kirche in Bilderwerken über Italien so wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird,

und daß fast gar keine gute Zeichnung davon existirt. Da bleibt man so an zehn Minuten stehen und saugt wie ein Schwamm alle diese lieblichen Gallerien und diese merkwürdige Bauzier in sich hinein.

Die Fronte ist vor 1256 gebaut vom berühmten Nikolaus Pisano. Die vielen moscheenartigen Kuppeln wurden, in völliger Disharmonie mit dem ursprünglichen Grundriß, erst im 15. Jahrhundert auf die Kirche hinaufgepappt — und doch machen sie auch einen eigenthümlichen und keinen unangenehmen Eindruck. Das ist das Große bei den Kunstwerken und Künstlern des Mittelalters, daß selbst dann, wenn ein Unsinn zu Stande kam, dieser Unsinn noch von dem Genius der Kunst getragen war, und daß größtentheils selbst die architektonischen Unsinne des Mittelalters mehr Geschmack und ansprechende Lieblichkeit an sich tragen, als unsere neuen einheitstrebenden und regelrechten Bauten!

Innen findet man sehr viel Andacht — nobel gekleidete Herren und Damen wohnen in großer Zahl den Messen beim Altare des heiligen Antonius bei. Die an Kunstwerken sehr reiche Kirche ist vielfach beschrieben. Ich weiß nicht ob es zu viel gesagt ist, aber ich meine, die Kirche des heiligen Antonius zu Padua hat an Gemälden, Skulpturen, Monumenten und Erzplastik allein

einen größern Reichthum, als, St. Stephan ausgenommen, sämmtliche Kirchen Wiens zusammengenommen.

Eine Kirche, eigentlich Begräbnißkapelle, verdient noch besonders besucht zu werden. Sie heißt Madonna dell' Arena. Man kommt durch ein etwas verfallenes Thor in einen Obstgarten, der rundum von alten Mauern eingeschlossen ist; durch das Gras und Gestrüppe führt ein Weg zu einem Wohnhaus, dort läutet man, und eine Weibsperson hat den Schlüssel zur Kapelle — das ist ein sehr anständiger und nicht sehr mühevoller Erwerbszweig, wie es deren in Italien viele gibt, und es ist mehr interessant als erbaulich, zu sehen, was für Herren da bisweilen — die Hände aufmachen. Die Begräbnißkapelle ist gestiftet von einem Edelmann, Heinrich von Scrovegno, im Anfange des 14. Jahrhunderts. Die Anziehungskraft derselben besteht im schönsten Bilderkreis, der sich von Giotto in einem so kleinen Raum beisammen findet. Die Jahrhunderte haben die Farben blaß gemacht — aber die Schönheit der Gestalten und des Gesichtsausdruckes derselben ist noch unverwüstet. Christi Leben ist hier in jedem Bilde in Bezug auf die Unsterblichkeit des Menschengeistes dargestellt.

In der Universität fallen die Hunderte und Hunderte von gemalten Wappen auf — die an den von Sansovino gebauten Säulenhallen zum Andenken an die

hier graduirten Doktoren angebracht wurden. Ach, was ist zurückgeblieben von aller hier in Padua, im „Bo“ (wie die Universität heißt) eingesogenen Weisheit? — Diesen einstigen Herren Wappenbesitzern thut kein Zahn mehr weh, und ihre Wappen sieht man auch nur so überhaps an, 500 Stück in einem Augenblick. Auch ist hier das Standbild der durch Schönheit und Wissenschaft berühmten Helena Lucretia Cornaro, die in Padua feierlich zur Doktorin der Philosophie promovirt wurde. Es ist schön und großartig, daß die Universität Padua ausnahmsweise auch eine Frau zum Doktor gemacht hat — in Deutschland werden nächstens ein paar Universitäten auch anfangen Frauen massenhaft zu promoviren. Das wird aber nicht ausnahmsweise, sondern einnahmsweise geschehen.

Da ließen sich nun noch einige Bogen anfüllen vom größten Saal der Welt, dessen sich Padua rühmt, von Palästen, Bibliotheken, Sammlungen und Bildern. Aber man muß die Geduld schonen, denn der Leser ist mehr noch mit der Hauptsache zufrieden, als der Reisende.

Für Mittag besuchten wir die größte Restauration Padua's, gehörig einem Marco Gasparotto. Eine Unzahl von gedeckten Tischen in mehreren großen Sälen. Hier erscheinen, wie auch schon in Venedig, als unentbehrliches Suppengewürz die großen Schalen, mit ge-

riebenem Parmesan gefüllt, der das ganze Haus mit einem unleidlichen Geruch nach Fliegenleim parfumirt; die Säle waren noch sämmtlich leer — denn in den Städten Italiens wird sehr spät und nur einmal gegessen; der Abend gehört den Kaffeehäusern, in welchen aber auch alle Stände im höchsten Grade zahlreich vertreten sind. Im Caffè Pedrocchi zu Padua herrscht eine derartige Eleganz, daß sich viele Herren heraußen in der Vorhalle die Stiefel putzen lassen — ehe sie hineingehen. In manchem Kaffeehaus des anderwärtigen Italiens wäre das Gegentheil anzurathen, da sollte man sich die Stiefel putzen lassen, wenn man herausgeht. Von diesem Kaffeehaus zu reden ist in soferne der Mühe werth, als es das schönste in Italien ist und gewiß zu den kaffeehäuslichen Weltwundern gehört. Säulen, Wände, Tische, Alles und Alles ist der schönste, feinste und zierlichst bearbeitete Marmor — der Paduaner Titus Livius selbst würde einstimmen in den gerechten Stolz seiner Vaterstadt — die dem ganzen Italien mit einem Kaffeehaus den Rang abgelaufen.

14.

Die Geheimnisse der Weinbereitung in Italien.

Wir fuhren zu Mittag auf der Bahn weiter, und hatten Billeten für die zweite Klasse bis Mailand ge-

nommen. Eine Diligence-Anstalt, als deren Chef Franchetti genannt ist, läßt sich die Beförderung in sämmtlichen Ländern Oberitaliens angelegen sein. Man versprach uns in dieser Franchetti-Anstalt, daß wir, die Strecke von Coccaglio bis Treviglio, welche mit Pferden zurückgelegt werden muß, miteingerechnet, noch in der Nacht nach Mailand kommen würden.

Dieses Versprechen wurde uns jedenfalls in der besten, edelsten Absicht gemacht, und zwar nach dem Grundsatz: Es ist oft sehr gut für den Menschen, wenn ihm die Zukunft mit einem Schleier verhüllt ist — denn er lebt dann viel sorgenfreier.

Ehe wir uns in den Postwagen setzten, der zur Eisenbahnstation führt, war es uns in einem der Höfe des Postgebäudes vergönnt, in die Mysterien der italienischen Weinbereitung Tiefblicke zu thun.

Ein großer Wagen mit schmutzigen Brettern ringsum so verlegt, daß nur nach unten in einige Rinnen Spalten geöffnet sind — war mit schwarzen Trauben so ziemlich gefüllt. In diesen Wagen stiegen drei starkknochige Gesellen, barfuß, die Beinkleider hoch aufgestreckt, und begannen hier einen eigenthümlichen bacchantischen Tanz, indem sie auf einer Seite des Wagens sich mit den Händen anhielten, und mit den Füßen ununterbrochen strampften.

Diese Herren fielen durch ihre großen chemischen Kenntnisse auf — sie wußten nämlich genau, daß der Wein die edle Eigenschaft besitze, alle unedlen Stoffe durch den Gährungsprozeß aus sich auszuscheiden. Auf der festen Grundlage dieser Wissenschaft wandelnd, sah man den Einen oder Andern derselben über die Goldgruben des Landmannes (so pflegt die landbebauende ökonomische Poesie gewöhnlich die Misthaufen zu benennen) sicheren Schrittes hingehen — keiner von ihnen fand es — eben in seiner unerschütterlichen chemischen Ueberzeugung — für nöthig — die Füße in Etwas um die daranklebenden Reminiscenzen zu bringen; sie stiegen triumphirend auf den Wagen, der zugleich als Presse dient — und der mit einem gewissen Ahnenstolz die Spuren der Weinbereitung von vielen Jahren vorher auf seinen rauhen Brettern nachwies, die von dem Eigenthümer des Wagens, wahrscheinlich um des historischen Interesses willen, schonungsvoll aufbewahrt wurden und nie abgewaschen werden durften. Dasselbe Experiment ist uns später noch oft vorgekommen; wir fanden fast überall das gleiche Interesse für das historische Moment, die gleiche chemische Ueberzeugung, denselben bacchantischen Tanz. Es ist dies eben eine Landessitte, und man gewöhnt sich daran. In Mailand sahen wir in einer sehr belebten Gasse in der Nähe des Domes auf einer Wagenbühne das erst beschriebene Ballet aufgeführt

— und so große Theater- und Balletfreunde die Mailänder sonst sind — hier blieb, außer einigen Fremden, auch nicht Ein Zuschauer stehen, ein Zeichen, wie von Seite der ganzen Population mit der in Rede stehenden nicht sehr glimpflichen Behandlung des Traubengewächses — das herzlichste Einverständniß herrscht.

15.

Die Schlachtfelder. Der Garda-See.

Nun ging es weg von Padua. Die Eisenbahn durchschneidet den gerühmten Garten der Lombardei. Es gibt in der Welt sicher wenig Landstriche, die fruchtbarer wären als dies Land, an dem man hier in Sturmeseile vorüberklappert. Stundenlang sieht man Felder, bebaut mit allen möglichen Früchten, und Baumreihen, die durch Rebengehänge mitsammen verbunden sind. An Einen Baum schlingen sich oft zwei, drei Reben hinauf, und die Trauben wachsen im wahren Sinne des Wortes auf den Bäumen. Was der Landmann auf diesen fruchtbaren Boden hinwirft, das wächst und gedeiht, das lombardo-venetianische Reich ist das Paradies der Landwirthe.

Die Bahn berührt die größten Städte des Königreiches, die merkwürdigsten historischen Punkte und Schlachtfelder voll Erinnerungen an die jüngst vergangenen trüben Jahre.

Vorbei ging es nun im Flug beim alten Vicenza – bei Verona, wo so lange gehalten wird, daß man das Bild der Stadt von Außen sich gehörig betrachten und merken kann. Es hat den Anschein, als ob die grünen Berge im Hintergrunde jetzt ihre Festungskronen entschlossener und fester als je auf ihre Scheitel gedrückt hätten; je größer der Lärm wird, den die Spadi von Italien in den Kammern zu Turin erheben. Und fort rollten die Wagen, vorüber an Santa Lucia, Sommacampagna, Peschiera — zur Rechten liegt nun der herrliche Gardasee, tiefblau, in seinen grünen Bergeswiegen, und man fährt eine Zeitlang fast nur einen Steinwurf weit an seinen Ufern vorüber. Die Gegend wird jetzt immer herrlicher, zum Abendgruß präsentiren sich noch viele Dörfer und einige Städtlein, endlich das stolze Brescia, und wir fuhren in die Station Coccaglio.

16.

Coccaglio. Oesterreichische Jäger. Besuch der alten Familie Papatacci. Die Lektion in lombardischen Dialekten. Treviglio. Der deutsche Kaffee. Die Höhe der Mühlenbaukunst in der Lombardei.

Es war schon ganz finster geworden. Hier sollte uns nun, nach der Verheißung des Franchettischen Bureau's in Padua, der Postwagen augenblicklich weiter führen bis Treviglio, so an fünf bis sechs Stunden. Das war die

schöne Hoffnung, in der wir zu unserem Vortheil und zur Erhaltung der guten Laune genährt worden sind — und der ganze Preis bis Mailand war ja für diese Hoffnung in Padua erlegt. In Coccaglio erfuhren wir nun, daß die Post wohl gehe, daß diese Post auch uns mitnehmen werde, daß unsere Forderung laut der Karte, die wir vorwiesen, eine ganz gerechte, unbestrittene Forderung sei, daß aber nur in der Zeit der Abfahrt ein kleiner Irrthum obwalte, denn nicht um 7 Uhr Abends, sondern um 2 Uhr Morgens gehe der Postwagen von hier fort. Was nützte es nun, über die eben so weisen als geheimen Absichten, welche in dieser, dem gewöhnlichen simplen Menschenverstand unergründlichen Verzögerung liegen — nachzudenken? Wir begaben uns in das beste Hotel von Coccaglio. Hier war Wirthsstube und Küche nur durch einen Bogen geschieden. Es sah sehr verdächtig aus und nicht sehr sauber. Wir bestellten die unvermeidlichen Hühner und Kalbsbraten; es wurde uns aber beides in solcher Menge gebracht, und von jedem durch ein Mißverständniß zwei Stücke, daß wir einigen österreichischen Jägern deutscher Zunge — aus Freude, deutsche Klänge zu hören — von unserem Ueberflusse mittheilten, und ihnen auch einen saubern Krug Wein von wegen der Landsmannschaft bringen ließen, was die guten Gesellen mit Freuden annahmen, sich herzlich

bedankten, und meinten: „es sei halt doch eine Freud', wenn man in Wälschland mit ordentlichen deutschen Landsleuten zusammenkommt." Einer von Ihnen war aus Schwechat bei Wien; er weinte schier vor Freuden, als wir ihm sagten, daß wir Wiener seien.

Wir wurden in unsere Schlafgemächer geführt. Die Betten waren aus Holz, und groß wie Festungsmodelle. Die Decken drückend schwer. Nur ein paar Stunden Schlaf war uns gegönnt, um zwölf Uhr hieß es aufstehen.

Ich versuchte zu schlafen, und es ging auch. Hätte ich mir's denken können, als ich in dies Zimmer trat, was für eine große Ehre mir heute noch widerfahren sollte?

Wenn mir Jemand gesagt hätte: „Siehe, in diesem Gemach werden Dir heute noch einige sehr ehrenwerthe Mitglieder einer uralten Familie ihre Aufwartung machen, einer Familie, die fast mit allen Dogen Venedigs und mit allen Herzogen Mailands blutverwandt ist, so zwar, daß das Blut der edelsten Geschlechter der Lombardei in ihren Adern fließt" — ich hätte doch offenbar an dieser Versicherung zweifeln müssen.

Und doch kamen sie die Mitglieder und Abkömmlinge der Familie Papatacci, und zwar um Mitternacht, und eine Menge von Beulen an Händen und

an der Stirne überzeugten mich, daß ihr höchst ehrenvoller Besuch mehr gewesen war, als ein schöner Traum. Diese Papatacci sind nämlich jene giftige Gelsengattung mit kleinen abgedachten Flügeln, welche in ganz Italien ihren Unfug treiben, so daß auch alle Betten in halbwegs ordentlichen Häusern mit dünnen Vorhängen ihretwegen bedeckt sind; sie haben aber in jedem Lande andere Namen — obwohl sie unter jeder grammatikalischen Bezeichnung und unter jeder Herrschaft auf ganz gleiche Manier beißen. Daß nun die Vorältern dieser Papatacci den Dogen, Herzogen und allen Patrizierfamilien schon vor Jahrhunderten das Blut ausgesogen haben, wer kann das bezweifeln? Daß aber in den Ururenkeln dies Blut noch fortpulsirt — wer wagt das abzustreiten? Der Flügelschlag dieser Thiere ist dem Klange ähnlich, welchen man hört, wenn man eine feine Drahtsaite einer Zither schnell im Kreise in der Nähe des Ohres vorüberschwingt. Hört man beim Schlafengehen diesen geheimnißvollen Metallklang, dann ist man auch versichert, am Morgen die einige Tage lang anhaltenden Denkmale der aufdringlichen Gastfreundschaft zu verspüren.

Gegen Ein Uhr wandelten wir mit dem das Gepäck tragenden Fachino (das ist hier zu Lande der wohlklingende Name für das plumpe deutsche „Hausknecht“) auf die

Post. Durch die Todtenstille der Nacht tönte der Schlag der Thurmuhr; und selbst das Rasseln ihrer eisernen Eingeweide sank durch die reinen Luftwellen melancholisch nieder. Auf dem Posthofe, der auf einer Seite hin Bahnhof ist, war man noch so gefällig, einen verspäteten Train abzuwarten, und wir erhielten bei dieser Gelegenheit eine Stunde lang eine Gratis-Lektion in sämmtlichen lombardischen Dialekten, so lange zankte nämlich mit einem Höllenlärm ohne Unterlaß ein ganzes Rudel von Postknechten, Kutschern, Fachini's — und anderen Herren aus der gleichen Diätenklasse.

Wir wurden in ein Coupé für sechs Personen verpackt — und kamen ungefähr um 7 Uhr in Treviglio an. Die Gesellschaft befliß sich einer sehr wohlthuenden Schweigsamkeit — man konnte schlafen. Nur mit dem Morgenroth begann eine Französin mit einem ihr gegenübersitzenden Franzosen ihre Maultrommel behendig zu rühren, ein Umstand, der zu jenen Reiseannehmlichkeiten gehört, die man sich nicht verbieten darf und in Geduld ertragen muß.

In Treviglio durften wir wieder drei volle Stunden warten, eine Zeit, die jedenfalls hinreicht, in dieser Partie der Lombardei gründliche Studien zu machen. Es hatte in der Nacht etwas geregnet, das Bächlein neben dem Kaffeehause, das zur Tröstung der Reisenden

an der Eisenbahnstation gebaut ist — war vom Nachtregen her schmutzig-lehmfarbig. Eben so sah jenes Getränk aus, das man uns als Kaffee verabreichte, und es schmeckte auch so, als ob es aus dem Bach geschöpft und mit einigem Syrup versetzt gewesen wäre. Aus Oesterreich gehen jährlich viele tausend Zentner Surrogat-Kaffee nach Italien — und zwar vom wohlfeilsten und miserabelsten; wir sind weit entfernt zu meinen, daß schmähliche Gewinnsucht diesem Handel zu Grunde liege; im Gegentheil, es soll dem deutschen Reisenden eine Art Höflichkeit dadurch erwiesen werden, daß man aus innerer Hochachtung vor der deutschen Industrie — ihn mit deutschen Kunstprodukten zu erfreuen und zu erquicken sucht. Die deutsche Kunst verfolgt uns doch auf allen unsern Wegen.

Beim Herumwandern in Treviglio kam ich auch in eine Mühle; — da ich einige Kenntniß in der Mühlenbaukunst zu besitzen vermeine — wollte ich sehen, auf was für einem Stadium der edlen Mahlkunst man hier angelangt sei. Da fand ich nun einen wahrhaft patriarchalischen Urzustand. Von allen neueren wichtigen Verbesserungen, die mit den geringsten Kosten anzubringen wären, auch keine Spur. Die Leute halten den alten Schlendrian im Handwerk für eine höchst ehrwürdige Tradition ihrer Vorfahren, und lassen die Rä-

der herumhaspeln so lange es gehen mag. Ich expli- zirte dem Müller Einiges, was er mit seiner nationa- len Begabung leicht begriff und sogar lobte — ich bin aber überzeugt, daß seine Mühle noch nach Jahren in der alten Weise fortrumpelt, wie seit ein paar Jahr- hunderten — dafür werden aber auch die feinen Mehl- gattungen über Triest bezogen.

Eine dem deutschen Auge auffallende Menge von Geistlichen versammelte sich hier auf dem Bahnhof. End- lich gegen 10 Uhr ging ein Zug nach Mailand un- gefähr in einer Stunde.

17.

Mailand. Erster Eindruck. Der Dom und seine Bedeutung. S. Ambrogio. Das Reliquienherzeigen gegen Taxen. Andere Kirchen. S. Carlo. Der Arco della pace als fades Machwerk gewürdigt. Die verunglückten Nachahmungen der heidnischen Bauten.

Schon beim Bahnhof zeigt sich Mailand als eine große, volkreiche Stadt — eine Masse von Fiakern und Omnibus und ein großes Geschrei der Lastträger, Ho- tels-Kommissionäre und Volkes aller Art. Wir nahmen einen Fiaker und fuhren hinein bei der Porta Tosa auf den Corso di Porta Romana ins Hotel Reichmann. Es ist eine Lebensklugheit, die man uns erst in Italien beigebracht hat: Der Deutsche soll so viel als möglich

die Gasthöfe seiner lieben Landsleute vermeiden, es schaut bei dieser Gattung Landsmannschaft und Patriotismus nicht viel heraus. Denn die Deutschen zeigen es uns gewöhnlich, daß sie uns theurer sind, als die Italiener. Das Hotel Reichmann ist im Ganzen gar nicht übel, aber es ist das theuerste in Mailand.

Die erste Anziehungskraft in der mächtigen Lombardenstadt übt der weltberühmte Dom, der größte, herrlichste Marmorbau, den die Welt kennt. Kleinstädterei wäre es — hier gleich beim ersten Anblick heranzukommen mit einer geschäftig salbadernden Kritik, die durch verschiedene Baustyle an der Façade sich beleidigt fühlt. Beim Anblick dieses Baues hört alle Kritik auf Da muß man sehen und staunen, und das Staunen wird wachsen mit jeder Minute, wenn man in die Einzelheiten hineingeht und dieselben betrachtet.

Da kommt her ihr unseligen, schmutzigen Börsenritter, die ihr euch immer wund und heiser schreit in eurem Haß gegen das Mittelalter, will sagen gegen das Christenthum; da staunt: was Menschengeist und Menschenkunst erfinden und ausführen können!

Du trittst hinein; in 5 Schiffe ist die Kirche getheilt — in einer schwindelnden Höhe schließen sich die Ribbenbogen, auf 52 riesigen Säulen ruht der mächtige Bau. Die Länge beträgt 75, die Breite 45 Klafter.

Du siehst nur Glasmalereien — kein gewöhnliches Glasfenster. Die drei Fenster im Chor hinter dem Hochaltar sind von den größten Breiten-Dimensionen und die drei größten Glasgemälde der Welt. Fünfthalbtausend Statuen, groß und klein, zieren den Dom von Außen und Innen. Inmitten unterirdisch die Grabkapelle des heiligen Karl Boromäus. Dieser Dom von Mailand ist eines von jenen Werken — die alle Beschreibung überflügeln; Du kommst mit großen Anforderungen her — und diese werden nicht nur befriedigt, sie werden weit übertroffen. Beschreibungen von den einzelnen Merkwürdigkeiten gibt es genug, wir könnten einige Bogen damit füllen, aber mit derlei Abschreibungen hätten wir dem Leser einen geringen Dienst gethan. —

Willst Du einen Anblick genießen, wie ihn in dieser Weise kein Bauwerk der Welt darbietet, so mußt Du das Dach und den großen Kuppelthurm des Domes besteigen. Hier zeigt sich Dir der gerühmte winterliche Wald Hunderter von Marmorthürmen, die vor Dir stehen, weiß glänzend wie erstarrt im eisigen Frost. Hier geht Dir erst die Größe und Erhabenheit des Baues so recht an die Seele! Zu Deinen Füßen liegt das stolze Mailand, die im echten Sinn des Wortes in Fett, Reichthum und Ueppigkeit fast erstickende Stadt

— mit all dem Uebermuth, den das leicht erworbene Vermögen im Gefolge hat. Doch davon später!

Hier siehst Du die Hunderttausende von Blätterknäufen an den Thürmen, und die Tausende von Statuen, die Ornamentik an den dünnen Stellen und Rändern, durchsichtig — wie es dem schönsten weißen Marmor, der zu diesem Werke verwendet wurde, eigenthümlich ist. Und bis hinauf in die schwindelnde Höhe von 36 Klaftern Statuen und Statuetten in allen Größen, und Hunderte, die das Auge von unten gar nicht gewahren kann, weil sie gedeckt sind von den Ecken und Winkeln, und doch ist jede so fein ausgearbeitet bis ins kleinste Detail, daß Du sie in Deinem Wohnzimmer als ein Kunstwerk aufstellen und betrachten kannst; — und so ist auch ausgeführt jedes Blättlein und jeder Knauf auf seiner Kehrseite — wo diese nur sichtbar sind vom Innern der Stiegen, die hinaufführen in die Höhe. Einer so nachhaltigen, die edelsten Kunstformen mit dem größten Fleiß bis in die einzelnen Ausgliederungen hinaus durchführenden Begeisterung ist sicher unsere Zeit nicht mehr fähig.

Dieser Bau ist so recht das Bild — wie es im Innern des Menschengeistes aussehen soll. Nicht nur nach Außen soll Gottes Gebot und seine hohe Zier, die edle Sitte, vor den Augen der Menschen sich dar-

stellen — nein, auch vor Gottes allsehendem Auge soll jede Handlung, jede That auf ihn sich beziehen, und kein Unfleiß, keine Makel, keine Vernachlässigung gefunden werden in den geheimsten Falten des Herzens, im Innersten des Lebens, wenn der Mensch wahrhaft erbaut und ausgebauet ist auf dem Grundstein des Heiles und der Erlösung.

Einen Dom wie den Mailänder muß man zu allen Zeiten des Tages besuchen. Immer ist das Farbenspiel ein anderes. Wunderbar magisch ist der Anblick, wenn die letzten Strahlen der untergehenden Sonne durch die Kuppelfenster leuchten, und auf dem grauen Gestein die bunten Farben ausgestreut sind wie ein reicher Blumenflor.

Auffallend war es mir, einmal (es war eben das Namensfest Sr. Majestät des Kaisers) den Erzbischof mit dem Domkapitel und der Assistenz zum Altare schreiten zu sehen, in der Hand statt dem gewöhnlichen Pastoralstab — einen Stab, viel kürzer und auf der Höhe mit einer oblongen silbernen Kugel; — ich fand keine Gelegenheit, um die Bedeutung dieser Abweichung von der gewöhnlichen Form zu fragen — wahrscheinlich ist auch dies noch eine der Eigenthümlichkeiten des Ambrosianischen Ritus. — Man kann durch einen unterirdischen Gang von der Domkirche aus in den Hof der erz-

bischöflichen Residenz gelangen. Der Gang ist immer geöffnet.

Am Sonntag Nachmittag fand ich einen Theil eines Seitenschiffes im Dom mit dunkler Leinwand verhängt; — Innerhalb hörte man das Summen und Brummen einer Schule, ich blickte hinein, sah Schulbänke, Christenlehr-Schüler, große, schwarze Rechentafeln und anderes Schulgeräth — hier, scheint es, wird Christenlehre und Sonntagsschule zugleich in der Kirche gehalten.

Eine Kirche, historisch bedeutend merkwürdiger als der Dom, ist San Ambrogio, gebaut 387 vom großen Kirchenlehrer Ambrosius. Wer, der die Schriften, das Leben, den Charakter und die Wirksamkeit des heiligen Ambrosius kennt — wird nicht mit heiliger Scheu und Ehrfurcht in diese geweihten Räume treten! In der Taufkapelle wurde der heil. Augustinus getauft.

Im großen Vorhof — der bis auf den heutigen Tag erhalten ist — siehst Du die Schwelle, an welcher sich der Kirchenlehrer im vollen Bewußtsein seiner Pflicht und Würde dem Kaiser Theodosius gegenübergestellt, und diesem nach dem Blutbad, welches er zu Thessalonika angerichtet — den Eingang in die Kirche verwehrt, und ihm die Kirchenbuße aufgelegt. Hier erschollen die Worte des großen Bischofs: „Fühlst Du nicht die Wucht des Verbrechens, das auf Deinen Be-

fehl verübt wurde! Schwach ist Dein gebrechlicher Leib — laß Dich nicht blenden durch den Purpur, der ihn verhüllt! Wie Deine Unterthanen, bist auch Du aus Lehm gebildet, es gibt nur Einen Herrn der Welt! Wie wagst Du es, zu ihm Deine Hände zu erheben, die befleckt sind mit Blut, das Du verbrecherisch vergossen hast? Vergrößere die Schuld nicht durch ein neues Verbrechen!"

Darnach des Kaisers entschuldigendes Wort: „Aber auch David hat gesündiget!"

Und darauf des Kirchenlehrers weltbekannte Antwort: „Hast Du ihn nachgeahmt in seiner Sünde, nun so ahme ihn auch nach in seiner Buße!"

Und der Kaiser unterwirft sich der Buße, und bleibt acht Monate lang von dem Gottesdienste der Kirche ausgeschlossen.

Wie ein Donner rollt dies Ereigniß durch die damalige Welt — und befestigt das Ansehen der Könige, die sich Gott und seinem Gesetz hörig zeigen; denn nicht nur Gott, auch das Volk wird durch die Buße versöhnt.

Nur blöde Geschichtschreibung kann einen solchen Akt mißverstehen, und weiß ihn nicht zu würdigen. Hier hat Ambrosius einst denselben Kaiser, als sich derselbe ins Presbyterium drängen wollte, aus demselben hinausgewiesen.

Ein Auftreten der geistig-sittlichen, auf Gottes Gesetz gebauten Macht, wie sie im Heidenthum und außer der Kirche nie noch gefunden wurde! Und doch war Ambrosius der treueste Unterthan seines Kaisers — sein Muth und seine Begabung nützten seinem weltlichen Herrn, als er zu Gunsten des jungen Valentinian II. zwei Reisen zum Usurpator Maximus nach Gallien unternahm. In diesen Räumen war es, wo auch der heilige Augustinus innerlich bewegt wurde von dem Feuer der göttlichen Wahrheit. Es ist dies die älteste und eine der historisch-denkwürdigsten Basiliken der katholischen Christenheit. Hinter dem Hochaltare steht noch St. Ambrosii Bischofstuhl aus Marmor gehauen. Im Altare ruht sein Gebein.

Es hat etwas Verletzendes — wenn man die Reliquien der heiligen Kirchenlehrer zu sehen wünscht — und hört: es müsse dafür eine Taxe von einigen Franken gezahlt werden. Der Kirchendiener sagte wohl: „die Ornamentik der Reliquien sei sehr prachtvoll und habe sehr viel gekostet“ — das will aber unserer Anschauung nach Alles nichts heißen. Man kann allenfalls für die außerordentliche Bemühung ein sogenanntes Trinkgeld oder ein Geschenk hergeben; man soll aber auch Tage und Stunden bestimmen, in welchen allgemeiner Zutritt zu den Reliquien stattfinden kann. Auf mich machte diese

Taxenbestimmung hier einen so widerlichen Eindruck, daß ich lieber die Reliquien gar nicht sehen wollte. Ich hatte um andere Denkwürdigkeiten in Italien anschauen zu können oft viel mehr gezahlt — es darf einem eben bei einer solchen Reise nicht auf einige Münzen ankommen; aber hier taxirt zu sein, um die kostbaren Reliquien des heiligen Ambrosius zu sehen, das widerstrebte meinem ganzen Gefühl — und es soll allen Ernstes darauf gedrungen werden, einem Schacher ein Ende zu machen, der vor fremden Reisenden, besonders vor Protestanten, die katholische Kirche — die natürlich für diese einzelnen Unzukömmlichkeiten nichts kann — in einem schiefen Licht darstellt, und Veranlassung gibt, daß in Zeitungen und Broschüren darüber geschimpft wird.

Wer zu außergewöhnlicher Zeit derlei Gegenstände sehen will — soll dem Kirchendiener ein Geschenk geben, das ist ganz billig, aber für einen Reisenden nie einen Tag und eine Stunde bestimmen, und jederzeit Taxen abverlangen, das ist höchst unbillig.

Sonst hat Mailand unter seinen 70 Kirchen noch manchen sehenswerthen, mit Kunstwerken aus der besten Zeit geschmückten Bau. Darunter gibt es einige Kirchen, die in deutschen Städten als große Merkwürdigkeiten gelten und von Reisenden aufgesucht würden. So liegt in einem vom Mittelpunkte fernen Stadttheile, nahe an

der Arena, St. Simpliciano, großartig im lombardischen Style, die ganze innere Kirche blau und weiß marmorirt — nach Art der Fronte des Doms in Monza mit Gemälden von Bernard da Treviglio und Borgognone. — St. Satyro hat ein Presbyterium, welches dreimal so breit ist als die ganze Kirche, mit drei Altären an Einer Wand. Die im Jahre 1847 vollendete, nach dem Pantheon in Rom gebaute Kirche St. Carlo Boromaeo — ist ein ganz verunglücktes Bauwerk. Eine bedeutende Summe wurde darauf verwendet. Großartige Säulen tragen die Vorhalle, die Kirche besteht aus einer mächtigen imponirenden Kuppel — aber doch ist der ganze Bau, wenn auch großartig in seinen Einzelheiten, kalt und starr; die heidnischen Bauten lassen sich nicht nachahmen; es gibt so viele Kopien des römischen Pantheon, ich habe noch jede total verunglückt gefunden.

Das Heidenthum läßt sich eben gar nirgend mehr lebendig machen, und wenn man das, was aus dem Heidenthum noch großartig durch ein paar Jahrtausende hereinragt in unsere Zeit — wenn man das in unseren Tagen kopiren will — so wird nie etwas Rechtes daraus, sei nun die Kopie ein kirchlicher oder ein profaner Bau. Wie mit St. Carlo, so ist's in Mailand auch mit dem Arco della pace, eine Nachahmung der Triumphbögen, die noch in Rom aus der alten Kaiserzeit existiren.

Dieser Bau wurde im Jahre 1806 zur Hochzeitfeier des italienischen Vizekönigs Eugen Beauharnais von Cagnola entworfen, im Jahre 1807 zur Verherrlichung der Siege Napoleons unter dem Titel: Arco di Sempione begonnen, ausgeführt aber erst in den Jahren 1813 bis 1815, als Andenken der Siege über Napoleon, und fertig eröffnet 1838, — und jetzt führt er den Titel: Arco della pace. Im Ganzen ist dieser Bau ein Denkmal des Unbestandes und der Wandelbarkeit menschlicher Dinge. Man geht durch eine Stiege auf die Plattform, auf welcher aus Erz gegossen in kolossalen Dimensionen eine Friedensgöttin im Triumphwagen steht, von 6 riesigen sich aufbäumenden Erzrossen gezogen. Nahe an der Plattform die vier lombardischen Flüsse in Personen dargestellt, Ticino, Po, Etsch und Tagliamento. Ringsum eine Menge eherner und in Stein gehauener Basreliefs. Das Schönste ist von der Höhe die prachtvolle Aussicht auf die Stadt. So imposant dieser Bogen ist — seiner Größe und seiner kolossalen Figuren halber — so macht er doch ganz den ungeheuer faden Eindruck, den alle Kunstwerke und Bauten aus der Napoleonischen Kaiserzeit in die Seele einprägen. Es ist Alles so kalt und frostig gemacht — es hat sich nichts aus einem künstlerischen Geist einig und lebendig herauskonstruirt; es ist ein höchst langweiliger Pomp, an dem man kalt vorübergeht. Um

vier und eine halbe Million Lire ist dies offenbar zu wenig Kunst, und der unumstößliche Beweis für diesen Ausspruch liegt darin: daß vier und eine halbe Million Lire für diese Kunst viel zu viel Geld ist!

18.

Das Theatro fiando. Der Flickschuster Meneghin als Hauptfigur. Die Lust an Räubergeschichten bei der italienischen Jugend.

Eine der Stadt Mailand spezifisch eigenthümliche Erscheinung findest Du im Theatro fiando oder delle Marionette. Es hat mehrere Gallerien, und wird in selbem tagtäglich gespielt. Kinder, Kindsmägde, Schuljungen und verschiedenes Bubenzeug aller Art bilden das gewöhnliche Publikum, im Parterre sieht man auch Fremde, die um der Rarität willen sich diesen Spektakel ansehen. Mailand hat es in den Marionetten am weitesten gebracht. Die Figuren sind an drei Schuh hoch, und werden in ihren Gliedmaßen mit feinen Schnüren von oben aus dirigirt, alle Figuren werden redend dargestellt. Der Schauspieler hat also von der Höhe aus zu reden, und an den verschiedenen Fäden der Puppe die gehörigen Aktionen darzustellen. Das geschieht aber auch mit einer erstaunenswerthen Kunstfertigkeit und mit einem großen dramatischen Talent. Die italienische Jugend liebt vor Allem Räubergeschichten, und wo man immer ein Marionetten-

Theater angekündet sieht, ist das Sujet stets eine horrible Banditenhistorie, mit Mord, Brand, Kastellzerstörung, Entführung, Kerker, Todtschlag, und mitunter auch höchst wunderbarer Rettung. In Mailand bildet nun beim Marionettentheater ein roth angezogener Geselle mit einer Zopfperücke, der gewöhnlich der Bediente oder Knappe des Helden ist, die stehende komische Figur. Eigentlich heißt er, mag er was immer für eine Rolle spielen, der Meneghino, seine Sprachweise wird daher auch dialetto Meneghino genannt. Seines Standes nach nennt ihn das Volk Ciabattin (Flickschuster).

Die Ritter, Helden, Räubersleute und andere tragische Personen reden immer im pathetischen, theatralischen guten Italienisch. Der Meneghin spricht aber hingegen stets das verzwickteste Mailändisch. Er ist daher auch der Liebling aller Anwesenden; die Jugend jubelt seinem Auftreten, oder eigentlich seinem Herausgeschobenwerden, mit Enthusiasmus entgegen. Ist der Held im Kerker, fällt er in Räuberhände, und wird er in eine Räuberhöhle eingesperrt — so ist der Knappe immer sein Tröster, und macht ihm eine Menge Lazzi und unterschiedliche Unterhaltung vor, so wie er auch die hölzernen Damen durch Mitgefühl und Rührung sattsam zu trösten weiß.

Für jede Gattung Affekt hat dieser Bursch seine

der Leidenschaft angemessene Sprache — während er wieder für jede Leidenschaft als Aktion nur den rechten Fuß in einen rechten Winkel ausstreckt, und immer auf den Gegenstand, mit dem er spricht, so losrennt, als ob er ihm den Bauch eintreten wollte. Dabei macht er eine Menge Witze, spielt sogar auf Tagesneuigkeiten an, und ist so stehender Witzbold und lustiges Vorbild der Mailänder Jugend, deren bewegliche Phantasie schon im zartesten Alter einerseits mit dem Rinaldo-Rinaldini-Spiritus begossen, wie deren Geist anderseits mit komischer Weltanschauung genährt wird.

19.

Der Reichthum Mailands. Die vielen Eßwaarenkrämer. Die Kirchenkleidung der Frauen. Die Bruderschaften. Sonstige Physiognomie der Stadt. Die Kirchendiener und ihr Glaubensartikel. Ruinen aus der Römerzeit.

Im Ganzen fällt in Mailand die Wohlhabenheit seiner Bewohner auf. Diese Leute scheint der Reichthum und das Fett, an dem sie zehren, übermüthig und unzufrieden zu machen. Großartige Paläste mit stolzen Säulenhallen in den inneren Höfen, herrliche Villa's auf smaragdgrünen Abhängen — prachtvolle Equipagen, in den Traiteurien die feinste Küche, in gewissen Hauptstraßen in jedem zweiten, dritten Haus ein

Eßwaarenhändler mit Fleisch, den feinsten Salami's, Kuchen, Mandelbäckereien, Gold- und Silberläden; alles spricht für den Reichthum und für die Ueppigkeit des Landes. Die Frauen haben fast zu schleppen an den schwersten, kostbarsten Seidenstoffen — selbst für die Kirche, was aber jedenfalls zu loben ist — tragen sie eine eigenthümliche Kleidung, schwarz, das Haupt mit einem schwarzen Schleier umhüllt, der zu beiden Seiten getheilt, über die Schultern herabreicht, was sehr decent und dem heiligen Ort angemessen erscheint und auch nebenbei sehr malerisch aussieht. Es wird hier zu Lande überhaupt St. Pauli (I. Korintherbrief, XI. Hauptstück. 5. und 6. Vers) Vorschrift der Hauptbedeckung bei den Frauen festgehalten. Die Bauernweiber und Mädchen haben den Kopf in der Kirche mit weißen Tüchern bedeckt, in Genua sind im Gegensatz zu den Mailänderinnen weiße Schleier üblich. Frauen oder Mädchen, welche in der Lombardei oder in Venedig ohne diesen Schleier zur Kommunion gehen wollen, werden nicht selten zurückgewiesen.

In den gefüllten Kirchen an Sonntagen ziemliche Andacht. — Auch die Bruderschaften aus alter Zeit haben sich hier erhalten. Vor einem Hausthore in einer sehr belebten Straße, die vom Dom gegen St. Sebastiano zu führt, fand ich schwarze Draperien mit

goldenen Fransen geschmückt, aufgehangen, oben mit großen Lettern die Schrift:

„All' Anima
de
Luigia Bobiata ña Manzoni
la Confraternita
dell SS. Sacramento
Prega eterna pace."

Offenbar gehörte die in diesem Haus Verstorbene der Bruderschaft des allerheiligsten Sakramentes an, was hiedurch am Sterbehaus den Vorübergehenden wie auch den Mitgliedern der Bruderschaft angezeigt wurde.

Der Corso di Porta Orientale gibt Mailand das volle Ansehen der Großstadt, aber mehr mit deutschem als italienischem Gepräge. Es fehlt hier das lärmende Wogen, das tolle Geschrei des Straßenverkaufs. Vom Klerus sieht man hier beträchtlich viele im Freien herumgehen, sehr häufig in Begleitung von Laien, jedenfalls lebt hier der Klerus mehr mit und unter den Laien als in Deutschland. Die Galeria di Christophoris ist ein reicher Bazar von Luxuswaaren aller Art, auch die Buchhändler haben sich in diese Galeria hereingeflüchtet — Bücher scheinen demnach in der großen Handels- und Genußstadt ebenfalls zum Luxus zu gehören. — Das, was die Franzosen sans gêne nennen (und was der

Wiener Jargon mit dem Motto bezeichnet: „Nur keinen Genierer auf dieser kleinen Welt“) fängt hier schon an seine Geltung zu erlangen. In einer Gasse, die vom Borgo di porta Orientale zu den öffentlichen Gärten hinüberführt — sah ich einen abgeflickten Talar mit andern verschiedenen Wäsch- und Gewandstücken sehr zweifelhaften Aussehens auf einem Strick hängen — und mit der vollsten Gleichberechtigung die Sonne des Himmels genießen. Als neugieriger Reisender, dem es eben darum zu thun ist, von allen Blumen Honig zu saugen, sich allenthalben Belehrungsstoffe in die Musterkartensammlung seiner Weltanschauung mitzunehmen, konnt' ich nicht umhin, mich um den Eigenthümer der vorfindlichen Gewandseiltänzerei zu erkundigen. Die Gegenstände gehörten einer Kirchendienerfamilie. Es ist zu bemerken, daß man hier die Kirchendiener so gekleidet sieht, wie in Deutschland Geistliche, wenn sie im Talar sind. Den Chorrock und selbst das Colare tragen sie, so daß man an ihnen gar kein unterscheidendes Merkmal vom Geistlichen findet.

Da diese Kirchendiener in ihrem Depositum fidei den Artikel von den Trinkgeldern als eine der heilsamsten Lehren gewöhnlich obenan stehen haben, und da sie diese Lehre bei jeder Gelegenheit mit dem standhaftesten Muthe offen, rückhaltslos und feierlich

bekennen — so wird dieser ganze Umstand von Reisenden, welche die angezogenen Persönlichkeiten nicht zu unterscheiden wissen, auf die Schuldentafel des Klerus geschrieben, was hier jedenfalls im höchsten Grade überflüssig ist.

Sonst machen noch in Mailand die 16 großen korinthischen Säulen, Ueberbleibsel von den Bädern Maximians, einen sonderbaren Eindruck. Sie scheinen eben jetzt die 16 Jahrhunderte zu bedeuten, die seit der Zeit ihrer Aufrichtung dahingeschwunden sind; schwarz und verwittert ragen sie als Zeugen des gewaltigen Heidenthums in unsere Tage herein.

20.

Monza. Sein merkwürdiger Dom. Die nachgemachte eiserne Krone. Die Ruinen des Barbarossa-Palastes. Eine passirte Banditengeschichte. Sprichwort über die Monzeser. Erkennungs-Szene im Schloß Mirabellino. Der Forst. Die Fasanenvermehrung. Schloß und Park von Monza. Radetzky's Lieblingsplatz.

Ist man schon in Mailand, so muß man auch Monza mitnehmen. Außer der historischen und künstlerischen Pflicht — wie sie jedem Reisenden obliegt — kam bei mir noch die geschwisterkindliche dazu, indem mir das Geschick in meinem Vetter, welcher gegenwärtig Direktor des kaiserlichen Forstes und Parkes, wie auch Capitano della caccia zu Monza ist — einen der

seltenen, weil unbezahlbaren Ciceronis für diese Gegend zugewiesen hat.

Man fährt auf der Eisenbahn nach Monza ungefähr eine halbe Stunde; der Weg führt durch ein dichtes, fast undurchsichtiges Laubgewölbe. Vor dem Dom zu Monza bleibt man so einige Minuten stehen, und denkt sich: „Das ist doch wieder was ganz Originelles, wie man es anderwärts nicht so geschwind zu sehen kriegt.“ Hier haben einst die Longobardenkönige ihr Hoflager aufgeschlagen. Alles ist untergegangen, ihre Paläste sind der Erde gleich, und haben Wohnhäusern weichen müssen. Ihr Gebein ist zerstreut, ihre Rüstungen und Waffen hat der Rost verzehrt, und nur die Kirche — von der Königin Theodolinde gebaut — ist als herrliches Denkmal der alten Zeit und ihrer Herrscher geblieben. Blaue und weiße Marmorschichten bilden die Fronte der Kirche. Eigenthümliche, die erste Kunstperiode signalisirende Basreliefs dienen als Verzierung. Die große Fensterrose ober dem Hauptportale aus Marmor hat einen so täuschenden Glanz, daß man — besonders während der Mittagsbeleuchtung — meinen möchte, sie sei aus Glockenerz gegossen, und sehr fleißig ciselirt.

Was sind doch diese runden Steinfenster ober den Domportalen für mächtig aufblühende Himmelsrosen!

Nach Außen Blumen in der üppigsten Entfaltung, nach Innen Sterne, die ihre hellen Strahlen durch das Hauptschiff hinsenden bis zum Hochaltar.

Trotz der Originalität und der Lieblichkeit des Baues, trotz der imponirenden Masse, kann man sich doch im ersten Anschauen dieser Marmorstreifen der Domfronte nicht des Gedankens an eine riesenhafte Zebrahaut erwehren. Im Schatz der Sakristei ist die eiserne Krone aufbewahrt, für gewöhnliche Leute aber zeigt man nur eine getreue Nachahmung derselben her, wovon man auch verständigt wird; das soll aber ja niemand zum Gedanken verleiten — als dürfe man als Trinkgeld auch nur einen nachgemachten Zwanziger hergeben.

Die Ruinen des großartigen Palastes von Friedrich Barbarossa werden vom Magistrat zu Monza höchst sinnreich als Magazine verwendet. Weise Sparsamkeit ziert die Väter einer Stadt — und der wahre Freund der Geschichte muß sich nicht nur die Lehren, sondern auch die redenden Steine derselben zu Nutzen machen.

Nun soll eine kleine Banditengeschichte zu Nutz und Frommen Derjenigen erzählt werden, welche treuherzigen Sinnes nach Italien reisen wollen. Es mangelt zwar uns in Deutschland durchaus nicht an Betrügern, ja der Deutsche betreibt (oder läßt in seiner Dumm-

heit betreiben) alles großartiger, wir dürfen nur einen Blick auf die Börsen werfen, und zusehen, mit welcher systematischen Berechnung von Steigen, Fallen, Contreminen u. s. w. den zu opfernden Schafen und Rindern die Haut förmlich über die Ohren herabgezogen wird (freilich zumeist von Leuten, die occidentalisch reden und orientalisch denken, was man spekuliren heißt), und da geht es in die Millionen, während hier nur eine Geschichte von einigen Silberzwanzigern zum Besten gegeben wird.

Es war ein sehr schöner Tag. Wir wollten von Monza aus einen sich uns anbietenden Führer nehmen nach Mirabellino. Dies kaiserliche Lustschloß ist jetzt dem Forstdirektor von Monza angewiesen. Der Führer ging ein paar Gassen weit mit — zugleich aber begleitete uns ein Fiaker, mit dem (was mir freilich erst später auffiel) der aufgedrungene Führer einige Worte geflüstert. Der Fiaker fährt an uns heran, und fragt ob wir irgendwo hinfahren wollen. Der Führer meinte: „Es wäre gleich besser für die Schori (d. h. Signori), zu fahren, denn es sei sehr weit nach Mirabellino — er rathe selber zum Fahren, und sei zufrieden, wenn er statt der abgemachten Lire — eine halbe Lire bekäme.“ Der Fiaker verlangt 9 Zwanziger, und läßt sich am Ende aus besonderer Gnade auf 7 herabbringen. Nun sahen wir aber in 12 Minuten, daß der Weg nach Mirabellino eben nur 12 Minuten be-

dürfe. Der Handel war abgemacht, und der Schelm konnte — als er das Geld bekam — sich eines bittern, satanischen, triumphirenden Lächelns nicht erwehren, welches sehr an seinen boshaften und gesangreichen Landsmann in der Oper: „Robert der Teufel" erinnerte. Wir waren in die Falle gegangen, und der gemüthliche Führer und Rathgeber wird sich vom lächelnden Robert dem Teufel seinen Antheil gewiß geholt haben. Als uns dieser selbige Führer, gegen Abend zu, auf dem Domplatz von Monza wieder in den Wurf kam — ging er mit einem so verschlagenen, lächelnden Spitzbubengesicht uns aus dem Weg — daß an seinen Mienen die Freude über den glücklich gelungenen Streich zu lesen war, und wir über diese wahrhaft diabolische Bajazzo-Erscheinung selber lachen mußten.

Diese beiden Herren in Monza hatten es wahrscheinlich in der besten Absicht auf eine lehrreiche Unterhaltung angelegt. Sie wollten gewiß lebendige Illustrationen zu dem Mailänder Sprichwort abgeben: „Un Monciasco non fa collazione, prima che non abbia imbrogliato sette." („Ein Monzeser frühstückt nicht, außer er hat früher sieben angeschmiert.") Nach diesem Sprichwort hatten die Herren noch nicht gefrühstückt — und wollten früher noch ihrer Lebensaufgabe nachkommen. Uns steht es nicht zu, über die sonstigen

Bewohner von Monza ein so strenges Urtheil zu fällen. Zudem ist es ja auch möglich, daß die beiden Gesellen Mailänder waren.

Es muß eine unsägliche Wonne sein, einen Forestiere, besonders wenn er noch dazu ein maledetto Tedesco ist, so recht herzlich prellen zu können.

Ich hatte meinen guten Vetter schon an 15 Jahre lang nicht gesehen. Wir traten in seine Kanzlei und er fragte uns auf italienisch, was uns zu Diensten stehe. Ich erwiderte: „Nichts wällisch! Wir wollen deutsch begrüßt sein.“ Da sah uns denn der Vetter etwas verdächtig — aber genau an — und die Iffландische Erkennungsszene mit aller hiezu erforderlichen Freude und Rührung war fertig.

Nachdem wir der Frau des Hauses und der Familie aufgeführt waren, fuhren wir herum in Italiens größtem Park. Derselbe ist bewohnt von Ansiedlern, Jägern und Fasanenbetreuern. An manchem freien Rasenplatze lagerten Rudel von 20 bis 30 Hirschen, es war eben die gefährliche Zeit, in welcher besonders die Prinzipale dieser bedenklichen Vergesellschaftungen keinen Spaß verstehen, und man ihnen nicht zu sehr in die Nähe kommen darf. Die Anzahl der Hirsche und des Damwildes beläuft sich im gewöhnlichen Status immer einige Hunderte über tausend. An Hasenvolk fehlt es ebenfalls nicht.

Auch besichtigten wir die Fasanen-Brutanstalten. Gemeine plumpe Vögel, indianische Truthühner werden hier als Ammen der edlen Fasanen in Anwendung gebracht, d. h. auf die Fasanen-Eier gesetzt, und so geht die Verbreitung dieses geschmackvollen und geschätzten Geschlechtes auf künstlichem und natürlichem Wege im großartigsten Maßstabe vor sich. Unser Vetter benützte unser Herumführen zugleich zu seiner dienstlichen Aufsicht. Als er nämlich die verschiedenen Gemächer in dem Gehöfte eines Fasanenhüters durchsuchte, fand er in einer Stube einen prächtigen fetten Fasan wie einen armen zur Hinrichtung bestimmten Delinquenten ängstlich auf- und abspazieren.

Was war natürlicher, als den Wärter herbeizurufen, ihn zu fragen, was denn das für eine Bedeutung habe, und unter Einem ein wällisches Donnerwetter loszulassen. Der Mann sagte: „Der Fasan sei krank; er habe ihn zu seiner Pflege und Erholung hier eingeschlossen.“ Ich meinte: „Dieser arme Fasan dürfte seine Schmerzen bis künftigen Sonntag wahrscheinlich schon überstanden haben.“ Wir waren so gerührt, daß wir beim Thierschutzverein für den Mann um eine Medaille nachsuchen wollten; der Vetter aber meinte: er werde den mitleidigen Gesellen von nun an schärfer ins Auge fassen.

Dieses Schloß Mirabellino hat eine prächtige Lage, ungefähr eine Viertelstunde weit gegenüber liegt durch eine Niederung geschieden das größere Lustschloß Mirabello. Mächtige Granitsäulen tragen das Vestibulum der Fronte von Mirabellino, und der schönste Theil des Parkes liegt vor den Augen da. —

Nachmittags wandelten wir zum kaiserlichen Schloß und in den Schloßgarten von Monza — der letztere ist vom Park oder Forst durch Mauern geschieden. Dieser Schloßgarten ist sicher einer der schönsten Gärten der Welt. Klima, Lage und Anlage helfen hier getreulich zusammen. Das großartige Schloß bewohnte in den letzteren Jahren zur Sommerszeit der greise Radetzky. Dem, der aus einer nördlichen Gegend kommt, tritt hier zum ersten Male eine ganz fremdartige Pflanzenwelt entgegen.

Die Anlage ist englisch. Hier wachsen im Freien hoch die Magnolien mit ihren fetten, tiefgrünen, glänzenden Blättern, den Camelienblättern ähnlich; purpurfarbig und inwendig vergoldet hängen zur Blütezeit die Kelche wie Metallglocken von den Zweigen. Auf dem hellgrünen Rasen schießt hellroth die Salvia splendens empor wie ein feuriger Dornenbusch; die Pinus maritima mit ihren dichten langen Nadeln sieht — halb dem Süden, halb dem Norden angehörend — ernst

und vermittelnd in die Pflanzenwelt hinein; Weimuthskiefern und Stechpalmen zieren die Gänge oder stehen in Gruppen inmitten freier Plätze. Grotten mit Kaskaden und reichen Wasserstürzen aller Art, die auf einer Seite rauschend und sausend von den Felsen in große von Steinblöcken umrungene Bassins herabfallen, auf einer andern Seite wieder in tausend und tausend Fäden und Perlen, über mit Moos und Wasserpflanzen bedeckte Felsenstiegen tanzen, so daß die breiten sammtnen Blätter glänzen wie von Diamanten übersäet. Diese vielartigen Wasserfälle bringen ein ununterbrochenes, pulsirendes Leben in den feenhaften Aufenthalt, und schaffen zur heißen Sommerszeit ohne Unterlaß Kühlung; dazu gewährt der Mespilus mit seinen breiten Blättern genügenden Schatten; durch die Baumgruppen hindurch sieht man in großartiger Anlage künstliche Ruinen, darstellend alte Burgen mit Wartthürmen, und versunkene Mauern mit Thoreingängen, über welche in dichten schweren Gruppen die wilden Kapern herabhängen.

Eben dieser letztere Platz vor den Felsengrotten wurde uns als der Lieblingsplatz des alten Radetzky bezeichnet, — in der That, der Mann hat außer seinen Heldeneigenschaften auch einen vortrefflichen Geschmack; ein

schönerer Platz zur heißen Sommerszeit — ist im österreichischen Kaiserthum gewiß nirgends zu finden.

Als hartnäckige, ans Weiterkommen denkende Reisende, deren erste Tugend die Wandelbarkeit ist, widerstanden wir den dringenden Einladungen des edlen Vetters und seiner guten Frau, länger bei ihnen zu verweilen; und so begleitete er uns zum Bahnhof in Monza. Wir nahmen Abschied von der longobardischen Königsstadt. Ein überschwenglicher Poet würde sagen: „Die schönen Cedern in einem nahe am Bahnhof liegenden Garten winkten uns ihre freundlichen Grüße in die Abenddämmerung hinein“ — wir aber meinen, ein Passus dieser Gattung wäre eine große Lüge — denn in der That kümmerten sich diese hohen Cedern um uns gar nicht — nur wenn ein Sturm in ihre Wipfel und Kronen hineingefahren wäre, dann — hätten sie uns vielleicht einen freundlichen Gruß in sanfter Neigung zugesendet.

21.

Der Lärm am Mailänder Bahnhof. Die Porta Marengo. Ueber den Ticino.

Als der Train im Mailänder Bahnhof anlangte, wurden wir von einem der größten und nachhaltigsten italienischen Lärmen begrüßt. Die Omnibuskutscher rie-

fen die Zielpunkte ihrer Wägen aus, das geschah aber von einer solchen Menge aus purem Vergnügen und aus Lungenübung mitschreiender Träger und Jungen, daß die Wiener Bahnhöfe dagegen mit Karthäuserklöstern verglichen werden könnten. Einige wahre Stentorstimmen errangen den Preis des Abends; die „Porta Ticines" klang mir noch bis zum Schlafengehen in den Ohren. Auch an diese Porta Ticinese knüpft sich eine kleine Meditation über den Wechsel irdischer Dinge.

Jahrelang wurde dieses Thor zu Ehren Napoleons, als er nach dem Siege bei Marengo hier seinen Einzug hielt: Porta Marengo genannt — und jetzt hat es wieder seit Decennien den alten Namen, und Niemand denkt mehr an die steinerne, dem Schlachtenbezwinger dargebrachte Huldigung und Schmeichelei!

Wir hatten versäumt, uns für den Wagen nach Vigevano vorzumerken, und waren so gezwungen, noch einen Tag in Mailand zu verleben. Wenn schönes Wetter ist, geht das in einer so großen Stadt immerhin an. Wir schenkten einige Aufmerksamkeit der Ambrosiana (Bibliothek), der Arena — auch Amphitheater genannt — gebaut zur Verherrlichung französischer Herrlichkeit unter gallischer Herrschaft — es faßt 30,000 Zuschauer, und sollten in selbem Wagen- und Pferde-Rennen, und auch sogar, da der Schauplatz unter Was-

ser gesetzt werden kann, kleine Seeschlachten aufgeführt werden.

Wir gehen nun klüglich hinweg über eine Unzahl von Bildern, über die Dächer von Palästen, über freskengezierte Bogen und Plattfonde, und über viele andere, von Beschreibern und Reisenden bereits breitgetretene Gegenstände. Am folgenden Morgen um 4 Uhr saßen wir im Diligencekasten, der nach Vigevano ins Königreich der Sarden führt. Es dämmerte der Morgen grau und roth; an gut gebauten Dorfschaften und Wasserkanälen zum Güterverkehr gings vorüber. In einer Bottega, die sinnreich und Alles umfassend — Küche, Gasthaus und Kaffeehaus in Einem ziemlich schwarzen Raum umschloß, wurde gefrühstückt. Hier reißt der Kaffee mit Milch völlig ab — und muß sich der Reisende mit der schwarzen Cichoriensalse allein begnügen. Als die Sonne ziemlich hoch stand, gelangten wir zum Ticino. Zwei große Wägen voll Reisender und Gepäcke wurden nun abgeladen — und so Leute wie Koffer, Säcke und Kisten in einen kleinen Kahn gepfropft — am jenseitigen Ufer standen die andern Wägen schon in Bereitschaft.

Dieser Kahn über den Grenzfluß war nun auch wieder eines von jenen erstaunlichen und gefährlichen Uebersetzungsmitteln, wie man solche in Mittel-Europa

nur dann zu vermuthen anfängt, wenn man in der schwankenden Schublade schon drinnen sitzt.

Die Fahrt über den Ticino, der eben angeschwollen war, dauerte über eine halbe Stunde. Zwanzig und einige Personen sammt Reise-Effekten drückten das Fahrzeug so tief, daß es nicht viel über eine Handbreit aus dem Wasser herausragte. Eine italienische Dame mit einem kleinen Mädchen kam aus dem Schluchzen und Heulen nicht heraus. Selbst ein ausgepichter reisender Engländer lächelte höchst grämlich-süßsauer — es war offenbar unter allen Passagieren ein sehr unbehagliches Gefühl. Bisweilen blieb der Kahn mitten im Strome an sehr seichten Stellen auf den Steinen sitzen, und mußte mit Kraftanstrengung auf dem Steingeröll weitergeschleift werden, dann kam er wieder in Stromschnellen, denen mit aller Gewalt entgegen gearbeitet wurde, und zwar immer mit Vorsicht, daß die Flut den Kahn nicht von der Seite packen konnte. An zehn Minuten wurde durch die überschwemmten Auen gefahren, dem Fahrzeug mußte zwischen Weidensträuchern ordentlich Bahn gebrochen werden. Als wir das Ufer erreichten, gab es auf einmal lauter freundliche, behagliche Gesichter. Das Mädchen der Dame lachte laut auf — und die Mutter küßte ihr Kind voll der zärtlichsten

Liebe. Man verpackte uns nun in die Diligencewagen, welche hier auf uns warteten. —

22.

Die Kiste mit Theaterkleidern. Vigevano. Der Bahnhof in Alessandria. Mencaliari.

Kaum ein paar Minuten gefahren, wurde vor dem sardischen Doganahaus still gehalten und streng visitirt. Eine Kiste von großer Dimension wurde geöffnet und durchwühlt — sie war voll von prachtvollem Theaterkostüme für das Hoftheater zu Turin. Sammt, Seide und Goldfäden — alles echt und fein — daß man hätte am helllichten Tag (selbst in der Mitternacht des Mittelalters, dem die Kleiderformen entlehnt waren) damit spazieren gehen können. Ich fragte den Kistenbesitzer, ob man denn derlei Zeug nicht in Turin selbst machen könne, und erfuhr bei dieser Gelegenheit die statistische Nachricht: daß von Mailand aus die schönsten und billigsten Costüme für italienische Baß- und Tenor-Verfertiger in fast sämmtliche Gesangsfabriken Oberitaliens versendet werden. Also ist Mailand die glückliche Stadt, der es gegönnt wird, die Ueberzüge über die eben so theuren als kostbaren lebendigen Lieberkasten eines großen Theiles von Wällischland zu produciren.

Wir kamen nach Vigevano. Bis hieher reichen die verlangenden eisernen Schienenarme des Sarden in der Richtung gegen die Lombardei. Hier in Vigevano sind allein 10,000 Menschen mit Seidenarbeit beschäftigt, und ist hier der größte Handel mit Wurmsamen, freilich zur Vermehrung der Seidenwürmer. Drüben in Turin handeln sie mit einem anderen Wurmsamen — der eine Landplage herbeiführen muß, die in Italien seit Weltgedenken nichts Aehnliches nachzuweisen haben wird.

Diese Plage, meine ich, wird nicht lange auf sich warten lassen.

Jetzt gings im Fluge nach Alessandria; eine Festung und Stadt in einer Lage, die sich durch auffallende Fadesse und Oedigkeit auszeichnet. Hier ist im Bahnhof, in dem sich die Straßen von Genua, Turin und der Lombardei kreuzen, ein äußerst reger Verkehr — und in der Bahnrestauration — um Mittagszeit — gegenwärtig das lärmvollste Speiselokale in ganz Italien. Tellergeklapper und Gläsergeklirr, aber beides weit übertönt von dem landesüblichen Geschrei.

Auf dieser Bahn wird sehr schnell gefahren. In ein paar Stunden sind 15 Stationen herabgearbeitet. Die Gegend macht sich gegen Turin immer schöner. Das königliche Lustschloß Moncaliari, die Stadt glei-

chen Namens von einer Anhöhe aus beherrschend — gewährt einen lieblichen Anblick.

Ach! es gibt so viele schöne Punkte in der Welt — wo man mit einem guten Gewissen, sonstiger Leibesgesundheit und ohne Regierungssorgen des Lebens recht froh werden könnte.

23.

Turin. Ansicht. Woher die Revolution in Piemont. Verarmung in Turin. **Rocca di Cavour.** Valmadonna.

Man kommt nach Turin. Es ist hier wieder nicht darauf abgesehen, die Bilder, Sammlungen, Alterthümer und die in Museen aufgehäuften Kostbarkeiten in Kataloge zusammenzustellen. Das Münzkabinet ist ein vorzüglich reiches, es hat über 30,000 Stücke. — Eine öffentliche Sammlung neuerer Münzen existirt gegenwärtig in Turin nicht — diese neuen Münzen leiden nämlich an einer unheilbaren, immer ärger werdenden Zerstreuung.

Die Lage von Turin ist überaus schön. Spaziergänge, Anhöhen mit Kirchen, Kapellen, Villen-besäete Bergrücken im üppigsten Grün, überwachsen mit den schönsten Laubhölzern, der Po als Silberband das Gemäuer Turins vom Garten Turins abscheidend, das Alles gehört zur Lichtseite der Hauptstadt. Auch von den

nahen Bergen gesehen, gewährt sie einen pittoresken Anblick. Mit der Stadt im Innern ist's anders.

Die Gassen gerade, nach neuerer Anlage, wie Mannheim und der neue Theil von Triest — damenbrettartig gebaut — sind im höchsten Grade langweilig. Die neuen Bauten fad, kalt und interesselos, die älteren Kirchen ihren eigenthümlichen Baustylen nach ruinirt, in der Zopfzeit restaurirt, d. h. auf deutsch zerschunden, verkalkt, ihrer Lebensblüten der Kunst entlaubt und entblättert, und bedauerlich anzuschauen. Die Plätze groß, mit hohen Palästen und Häusern; aber alles ohne spezifisch italienisches Gepräge.

Von der politischen Bewegung im Straßenleben keine Spur — weil auch keine Spur irgend einer andern Bewegung; man sieht: in diese, ihrem Wesen nach, todte Stadt sind die Krawallzündhölzer beständig von außen hineingeworfen worden; es ist hier keine Lavaglut, die von unten, aus den Volksschichten ihre Flammen heraufschlägt. — Das Turin ist mit Einem Wort nicht Turin, welches man sich vorstellt, wenn man durch ein Decennium die Zeitungsberichte darüber gelesen hat, und auf den ungerechten Verdacht gekommen ist — es herrsche hier öffentliches Geschrei und aufgeregtes Leben. Turin ist ganz sicher unter den großen Städten Italiens die langweiligste und ge-

schmackloseste. Die das Volk bearbeitenden Journale werden auf den Bahnhöfen sehr wenig gekauft, und haben offenbar eben so schlechten Absatz als schlechten Witz. Auch für diese Gattung Publizistik scheinen die Hilfsquellen von Nordwest herzuströmen.

Auffallend sind die vielen Trödelbuden mit gebrauchtem Gewand und Hausgeräth — Fingerzeige, die auf die zunehmende Verarmung des Volkes, trotz der volksbeglückenden Kammern — hinweisen!

Wir speisten im Rocca di Cavour, das beste Speisehaus, wie man uns sagte — in der Nähe des Bahnhofs. Auch hier alles todt und langweilig, auch hier keine Spur von den brandenden Wogen, die an diesen Felsen Cavour heranschlagen, und in denen er unerschüttert dasteht wie ein radikaler Leuchtthurm für alle Revoluzzer sammt und sonders in Wällischland und anderwärts. Rocca hat aber eine doppelte Bedeutung; es heißt nicht nur Felsen, es heißt auch Spinnrocken, und das dünkt uns viel sinnreicher. Denn Cavour hat den Spinnrocken in der Hand, mit dem er fort und fort den Faden der unheilvollen Bewegung und Agitation herausspinnt.

Von dieser Stadt bin ich sehr unschweren Herzens geschieden, und habe keine Sehnsucht in mir, sie wieder zu sehen. Man fährt von Turin per Bahn in 5 Stun-

den nach Genua über Alessandria. Es ist ein bedeutendes Stück Weg, welches man hier zurücklegt. Von Seravalle an wird die Gegend bezaubernd. Tunnels könnte man sagen, wachsen hier aus der Erde — wenn die Tunnels nicht in die Erde hineinwüchsen. Im längsten Tunnel (zwischen Valenza und Valmadonna) braucht das Lokomotiv beim schnellsten Durchfahren 11 Minuten. Eine schauerliche Finsterniß herrscht, und man frägt sich schon: Nimmt denn das gar kein Ende mehr?

24.

Genova la superba. Das Meer von der Aqua sola. Ein Theater im Freien. Das Volk in Genua. Die Hafenarbeiter.

Genova la superba! Genua, die Stolze, die Stadt der Paläste! In diese Stadt gelangt der Reisende schon mit der vorgefaßten guten Meinung, daß er hier einen ordentlichen Fleck Denkwürdigkeiten und paradiesische Aussichten zu sehen bekommt. Und hier täuscht man sich auch nicht. Wer Genua anschaut, dessen Phantasie wird ein tüchtiges angefülltes Farbenbrettlein zum Malen geschenkt bekommen. Wir kamen am Abend an, und ließen uns ins Grand Hotel de la Ville führen, in der Nähe des Hafens. Das Hotel ist der einstige Palast eines Genueser Patriziers. Die Thürbekleidungen weißer Marmor,

Stiegen Marmor, Geländer Marmor; mit einem Wort Marmor an allen Orten und Enden.

Wenn Du einem Menschen das Meer in seiner schönsten Pracht und Herrlichkeit zum ersten Male zeigen willst, so komme mit selbem zur Nachtzeit nach Genua, und führe ihn hinauf auf die Aqua sola, und von da noch ein Stück höher, auf den Palazzo Negro. Das Meer braucht, wenn es vollkommen imponiren und bezaubern soll, ein Gewand, eine Staffage, einen Vordergrund; da gibt es nun sobald keinen schönern als den, welchen man von dem bezeichneten Punkt aus sieht. Die Aqua sola ist ein Garten auf einem Hügel, von dem man ringsum eine Aussicht hat, die sich eben nur andeuten, nicht beschreiben läßt.

Die Gartenanlagen haben in der Mitte ein großes Bassin, das einen staubenden Wasserstrahl in einer beträchtlichen Höhe produzirt. Die Vegetation gibt Zeugniß vom südlichen Boden durch die Cypressenbäume und durch die Oleander, welche hier im Freien in großer Anzahl gestrüppartig — und mit so dicken Stämmen wachsen, wie in Deutschland große Kirschen- oder Pflaumenbäume. Von der Aqua sola gegen Norden zu sieht man zu Füssen einen beträchtlichen Theil von Genua — und eine Unzahl von Landhäusern aus schattigen Baumhüllen herauslugend, und rings auf den nahen und fernen

Hügeln und Bergen zerstreut. In einer etwas höher gelegenen Gartenanlage sieht man in einem Oleanderwäldchen klafterbreit und dicht eine, offenbar von den höheren nördlichen Bergen durch das Thal in mächtigen Röhren hiehergeleitete Wassermenge — die in einer mannshohen Kaskade aus einer künstlich zusammengefügten Felsengruppe herausstürzt — und sogleich unten verschwindet; wahrscheinlich in ein Reservoir, von dem aus die öffentlichen Brunnen der unten liegenden Stadt gespeist werden.

Die Aussicht vom **Palazzo Negro** ist aber ganz wunderbar. Das Amphitheater, welches die Stadt Genua bildet, ringsum, und unten als Bühne: der weite Meeresspiegel mit seinem unabsehbaren Hintergrund! und wenn man das Bild vom Theater fortspinnen will — im Proscenium, im Hafen, wie die Hälse mächtiger Baßgeigen des Orchesters: die Unzahl von Segelschiffen mit ihren hohen Masten; und wie auf den Notenpulten stehende Trombons und Flöten — Rauchfänge der kleinern und größern Seedampfer, und der Sturm, wenn er in die Raaen (Quersegelstangen) und das Tauwerk hineinfährt, pfeifend, heulend, singend, schnurrend, brummend und knatternd als Leiter und Kapellmeister des ganzen Tonstückes. — Wenn man so da heroben steht und hinabschaut — da versteht man erst recht den

Stolz der alten Genueser, den sie treffend bezeichnet haben im Ausdruck: Genova la superba!

Auf der nordwestlichen Partie der Aqua sola sahen wir ein eigenthümliches Theater im Freien, aber etwas im Verfall. Die Gallerien gebaut und getragen von steinernen Säulen; also ein fester massiver Bau. Diese Gallerien bilden einen beträchtlichen, sehr viele Zuschauer fassenden Halbkreis. Die Bühne, ganz wie eine andere Bühne oben geschlossen, und mit Soffiten, so daß das Licht auf die Bühne nur durch den viereckigen Raum des aufgezogenen Vorhangs hineinfällt — und die Zuschauer auch während eines hereinbrechenden Regens — freilich durch den silbernen sich selbst webenden Schleier von Wassertropfen hindurch — den Anblick der fortgesetzten Komödie genießen können. Der Custode des Schauspielhauses berichtete uns, es sei diesen Sommer nicht gespielt worden. Es scheint, die Genueser haben schon an den Turiner Kammer-Komödien hinlängliches Vergnügen.

In den Hunderten von Gäßlein, die an den Abhängen gegen den Hafen zu sich finden — gibt es ein sehr arbeitsames lärmendes Leben; da werden Taue gedreht, da wird gehämmert und gepocht, da tummeln sich Matrosen von sämmtlichen Seemächten und See-Ohnmächten der ganzen Welt; Kinder (wie dies in

den Stadtvierteln der Arbeiter und armen Leute überall ist) in solcher Unzahl auf der Straße, wie die sogenannten Erdzeißige, die aus ihren Löchern herauskommen und sich winden und drehen vor Plaisir in den Sonnenstrahlen; und da nun hier nach allgemeiner italienischer Sitte der Arbeitende mit Lärm und Geschrei arbeitet, und der Faulenzer mit Lärm und Geschrei faulenzt, und der Verkäufer mit Lärm und Geschrei verkauft, und die Kinder mit Lärm und Geschrei ihre schöne Jugendzeit genießen — so kann man sich von der gellenden Musik, die einem Schritt für Schritt in die Ohren hineingekeilt wird, eine kleine Vorstellung machen. Der größte Spektakel geht aber immer in den Morgenstunden los; schreitet die Sonne mit ihren sengenden Strahlen gegen Mittag zu, so kommt Mattigkeit über die Schreier, und es fängt an etwas ruhiger zu werden.

In einer Gasse unweit des Hafens lag eine lange Reihe von mehreren Hunderten runder, mit Nummern versehener Messingbleche, neben diesen Blechen standen wieder Reihen von gebräunten Gesellen. Ich fragte, was das bedeute, und erfuhr: diese nummerirten Bleche gehören für die Hafenarbeiter; durch die Nummer sei Jedem sein Arbeitsplatz angewiesen. Ehe diese sinnreiche Eintheilung geschah, gab es fast täglich Prügeleien, die auch zur Abwechslung mit einigen Messerstichen unter-

brochen wurden. Das Raufen ist nämlich eine Lieblingsbeschäftigung und mitunter eine Ehrenangelegenheit dieser Gattung genuesischer Patrizier.

25.

Der Dom S. Lorenzo. Seine Reliquien. Ausschluß der Frauen von der Johanniskapelle. Bedeutung dieses Verbotes.

Einige auffallende Erscheinungen in Genua müssen wir erwähnen. Da ist einmal der Dom S. Lorenzo. Wie der Dom von Monza auffällt durch die Marmorschichten in Weiß und Blau — so ist hier die Fronte in Marmorstreifen weiß und schwarz. Es ist ein wahrer Triumph der Baukunst, diese pikante Farbenmischung durch die Architektonik, d. h. durch den Gesammteindruck der Bauformen zu überwinden und zu verklären.

Der Dom wurde 1118 eingeweiht. Wie wundervoll schön mag der Bau in seiner ursprünglichen Gestalt gewesen sein! Nun aber hat er zwei Restaurationen überstanden, einmal 1307, und das andere Mal 1540. Und dennoch ist seines Gleichen nicht so leicht zu finden. Denn die Restauratoren der älteren Zeiten wußten viel mehr zu schonen, als die der Zopfperiode.

Ober dem Portale ist in einem Marmor-Hautrelief der heilige Laurentius auf dem Roste dargestellt.

Eigenthümlich sind die sechzehn schwarzen und weißen Marmorsäulen, welche die Kirche in drei Schiffe theilen, ober diesen großen Säulen sind auf jeder Seite sieben Bogen gespannt, ober diesen Bogen erheben sich in gleicher Linie mit den untern großen Säulen kleinere, welche eine Gallerie bilden, die inwendig um die Kirche ober den zwei Seitenschiffen herumläuft. Der Deutsche findet hier wieder ein ganz eigenthümliches Kunstwerk — wie ein solches demselben im Vaterlande nicht unterkommt.

Was ist das für ein Bau, was für eine Façade, was für ein Portal! Auch dem Nichtkunstkenner wird, wenn er hier zum ersten Male vorübergeht, ein gebieterisches Halt zugerufen, er bleibt unwillkürlich stehen, und bringt in stummer Bewunderung der Kunst seine Huldigung dar!

Unter andern Reliquien wird hier die Schüssel aufbewahrt, auf welcher das Haupt des heiligen Johann Baptista's — der Herodias überreicht worden sein soll. Die katholische Kirche lehrt bekanntlich (d. h. für Solche „bekanntlich“, welche die Lehre der katholischen Kirche kennen, aber — wie wenig Katholiken bekümmern sich auch darum!), daß man Reliquien aufbewahren und verehren könne und solle; aber die Kirche steht nicht für die Echtheit dieser oder

jener Reliquie mit ihrer Lehr-Autorität ein. Ob dieses nun wirklich die Schüssel ist, als welche sie verehrt wird, das kann man auch als Katholik dahingestellt sein lassen. Möglich ist es immerhin, und der Katholik ehrt ja bei Gelegenheit des Anblickes einer solchen Reliquie nicht den Stoff und Gegenstand selbst, sondern in letzter und höchster Instanz den Helden der ewigen Wahrheit, der für das göttliche Gesetz mit seinem Herzblut und Leben eingestanden ist — und in allerhöchster Instanz Gott den Herrn selbst, der alles Guten Urheber ist, und der dem Blutzeugen die Kraft verliehen hat, auszuharren in des Leibes Noth und Tod zum seligen Ende.

Man hat in früherer Zeit (weiß nicht ob es auch noch jetzt festgehalten wird) keine Frauen in diese Johanniskapelle hineingelassen, in welcher die besagte Schüssel aufbewahrt wird.

Es war auch dieser Gebrauch nicht ohne tiefem Sinn. Frauen mit einem verworrenen, mehr der Heidenwelt zugewendeten niedern Sentimentsleben werden sich aus diesem Verbot ohnedies nicht viel gemacht — und mit böser Zunge und bitterem Spott sich darüber hinausgesetzt haben.

Frauen von wahrhaft christlicher Gesittung mit dem wahren, der Gottesliebe zuerst und vor Allem zugewen-

deten Gemüthsleben, mögen diese Zurücksetzung immer in Demuth hingenommen, und hiebei den warnenden Gedanken erweckt haben: daß das Weib, wenn es sich einmal dem entfesselten Naturleben, der losgelassenen Willkür von Fleisch und Blut hingegeben hat — nicht wissen kann, wie tief es in seiner Verblendung stürzt; denn die Weltgeschichte lehrt es: wie der eine Pol des entfesselten Blutes die Wollust ist, so ist der andere Pol der Mord. Wüstling und Tyrann zugleich, das ist die Vollendung der willkürlichen Blutherrschaft im Menschen. Das Weib aber kann um so tiefer sinken, um so höher es ihm gegönnt ist, zu stehen in der Erhabenheit des wahren Gefühlsleben und in der heiligsten verklärten Sitte, durch die es sich in seinem Wandel auf Erden zu einem Engel erheben kann.

26.

Die Annunziata, der Triumph des Renaissance-Styls. Fra Luigi. Barmherzige Schwestern.

Eine andere Kirche, einzig in ihrer Art in der ganzen Welt, ist die Annunziata. Schon ein paar Male war ich daran vorübergefahren in die Strada nuova zum Palazzo Brignole, und wurde durch das Ansehen der Fronte durchaus nicht ermuthigt, hineinzugehen. Ein kleiner, völlig verfallener Thurm, von dem der Mörtel

abgelöst war und die rohen Ziegel zum Theil heraus-sahen, läßt nicht viel Besonderes vermuthen. Ich habe aber nach der Hand noch oft bei italienischen Kirchen gefunden, daß man durch die Außenseite nicht immer einen Schluß auf das Innere machen darf. Im Reisehandbuch fand ich angegeben, daß in dieser Annunziatakirche gute Fresken seien. So ging ich nun hinein; da wurde ich aber völlig vom Erstaunen eingenommen: eine so niederdrückende, die Augen blendende Pracht kann die kühnste Phantasie nicht erfinden. Ich dachte mir, eine schönere Kirche im Renaissancestyl, eine prachtvollere Decke in Holzschnitzereien, Stukkaturarbeit, Marmor, Vergoldung und Fresken, alles in der schönsten Harmonie — kann es in Rom auch nicht geben! Und so habe ich es auch nachher gefunden. Die Annunziata ist in ihrer Art einzig — und sicher einzig in der ganzen Welt. Dieser Baustyl fordert frische, lebendige, reiche und geschmackvolle Vergoldung, und diese findet sich hier in Folge einer durchgreifenden, vor nicht langer Zeit vorgenommenen Restauration.

Die Kirche wurde ungefähr 1650 von der hiesigen Patrizier-Familie Comellini erbaut. — Was für einen imposanten Eindruck macht die Zinne dieser Kuppel, und wie wohlthuend für das Auge, und es fesselnd ist die großartige, herrlich gezeichnete Ornamentik

um die Fresken; die Fresken sind nicht die besten, die man kennt, aber das Gewand, der Schmuck in dem diese Fresken sich zeigen, ist gewiß in der Welt unübertroffen!

Ich war nie ein Freund des Renaissancestyls — als ich aber in diese Kirche eintrat, und stumm die Augen auf die Decke gewendet stehen blieb da war es mir, als ob der Renaissancestyl in einer Person verkörpert an mich herangekommen wäre, und mir mit einem triumphirenden Lächeln in die Ohren geraunt hätte: „Nun, was sagst du dazu? Kann ich nicht auch Etwas? Darf ich nicht auch wetteifernd hineintreten in die Versammlung sämmtlicher Kirchenbaustyle? Bin ich nicht auch nothwendig, um eine Kunstrichtung zu vertreten, die sich in ihrer Art erfüllen, und die in ihrer Art zu einer Höhe gelangen soll, in welche sie den Menschen mit hinaufheben kann?"

Als ich mir so diese Gedanken machte, kam ein jugendlicher Franziskaner-Laienbruder, der eben an einem Seitenaltar mit Abstauben beschäftiget war und den ich nicht bemerkt hatte, auf mich mit freundlich-lächelnder Miene zu, und sagte: „Nicht wahr, das ist eine sehr schöne Kirche?" Es war ein ganz hübscher junger Mensch mit feinen Zügen, und es zeigte jedenfalls von Kunstsinn und Menschenkenntniß zugleich, daß er aus

meiner Miene erkannte: er komme mir mit seiner Frage ganz zu recht — und habe sicher keine verneinende Antwort zu erwarten. Ich dachte mir nun, „da hab' ich ihn schon den Repräsentanten der Renaissance." Ich lobte von Herzen die Kirche sehr, und das freute ihn sichtlich, er wurde ordentlich roth darüber, führte mich auch in der Kirche und Sakristei sogleich herum. Die meisten Fresken sind von Carlo Luni (die Reisehandbücher, von denen eines das andere abschreibt, nennen ihn Carlone). An einem Seitenaltar, vorne auf der Evangelienseite, ist ein auffallend schöner Christus am Kreuz; Reisehandbücher thun keine Erwähnung davon, ich fragte den guten Frater, und er wußte über Alles Bescheid; das Bild ist von Scotti de Milano. Ich erkundigte mich ferner bei dem Bruder um seinen Namen, dieser ist: **Fra Luigi Carnice.** Als ich ihm eine Erkenntlichkeit für seine Mühe geben wollte — wies er diese erröthend zurück; was in Italien besonders zu schätzen ist, und aufnotirt zu werden verdient.

In der Regel werden die Ciceroni blaß vor innerlicher Angst, wenn ihre Explikation und Aufgabe schon zu Ende geht, und sie können in ihren heißen Klauen noch nicht die kalte Dämpfung des Metalls verspüren. Der Bruder geleitete mich bis vor die Kirchenthüre, da sagte ich ihm, wenn ich über meine Reise etwas schriebe, so

würde ich seiner erwähnen, weil er gar so ein lieber Geselle sei. Das schien ihn zu freuen, aber er erwiderte aufs Neue erröthend: „er habe das nicht verdient, er sei gegen mich nur so gefällig gewesen, wie gegen Jedermann.“ Das war offenbar ein guter Mensch und eine reine Seele. Lebe wohl, guter **Fra Luigi** — wir werden uns wahrscheinlich in diesem Leben nicht wieder sehen! Es gibt sympathische Erscheinungen, zu denen man sich sogleich hingezogen fühlt — und die einem auch dafür ihre Zuneigung schenken.

Für treuherzige und brave Laienbrüder habe ich von jeher eine eigene Inclination; besonders wenn sie recht heiter, froh und unbekümmert ins Leben hineinschauen — und es thut ihnen auch wohl, wenn man an ihnen nicht hoffärtig vorübergeht; hab aber auch schon in diesem Stand rechte Knöpfe gefunden, mit denen ich nichts zu thun haben möchte.

An der Thüre eines Aufnahms-Bureaus für Diligencen sah ich barmherzige Schwestern. Ein paar englische Tölpel gingen vorüber und sahen den armen Nonnen mit frechem, unverschämtem Gelächter ins Gesicht.

Was für ein großer Opfermuth gehört zu diesem gottgeheiligten Ordensstand! Die Kranken pflegen Tag und Nacht, die doppelten Reise-Unbequemlichkeiten einer

Frau und Klosterfrau ertragen — und nebenbei noch auf Verhöhnung des gebildeten Pöbels gefaßt sein! Die Armen drängten sich wie verfolgte Schäflein zusammen. Wem der Anblick dieser heiligmäßigen Frauen nicht ins Gewissen redet, der dürfte wohl durch eine Reihe von Fastenpredigten auch nicht mehr leicht zu bekehren sein!

27.

Die Paßweitläufigkeiten. Schilderungen der Paßvergnügen in Italien überhaupt.

Folgt nun ein kleines Intermezzo mit Paßvergnügen. Wir waren im Besitz eines Fiakers, und wollten uns deswegen die Paßunterschriften selbst besorgen, meinend, das werde sich so im Vorbeifahren abthun lassen. Zuerst kamen wir zur Delegation des Ministeriums des Aeußern in Genua, und zahlten dort jeder an 2 fl. CM. Dann fuhren wir zu den verschiedenen Konsuln, unter denen der österreichische der billigste war, und per Stück nur 30 kr. verlangte. Die österreichischen Gesandtschaften und Botschaften visiren immer gratis. Die der andern Länder, ach, — die machen's Einer dem Andern nach, — es haltet auf die hohle Hand — ein Jeder im Citronenland). Da wirst Du aber auch oft auf eine halbe Stunde oder eine Stunde später beschieden, denn das „Ufficio“ (die Kanzlei), heißt es,

„sei noch nicht offen.“ Kommst Du wieder, so ist die Kanzlei offen, aber nur ein Diener da, und man muß auf den Beamten warten. Damit kannst Du die schönsten Vormittagsstunden vertrödeln.

Nun meinst Du, wenn Du der letzten Kanzlei entronnen bist, es sei Alles in Ordnung, und gehst in das Bureau der französischen Dampfschiffe, um Dich für die Fahrt nach Livorno aufnehmen zu lassen, und zeigst daselbst den Paß mit allen kostbaren Stempeln und theuren Handschriften. Da heißt es: „Ja, es fehlt noch die Contrasignatur der Polizei.“ — „Wo ist denn diese Polizei?“ — „Das ist die Stube gleich neben der Delegazione de Ministero esteriore, wo Sie hier schon die Unterschrift sammt Stempel aufgedrückt haben.“ —

Gut, nun kannst Du Dich wieder in den Wagen setzen, und kannst Dich wieder durch die Leute, die im besagten Ufficio warten, durchdrängen; denn der Beamte, der Dir in der genannten Delegation für Dein gutes Geld gestempelt und unterschrieben hat — der fand es nicht der Mühe werth zu sagen: „Gehen Sie in die finstere Falle nebenan, und lassen Sie sich auch dort unterschreiben;“ — jetzt sollst Du unter Hunderten von Matrosen, Burschen, Dienstmädchen warten, bis die Reihe endlich an Dich kommt; — statt in dem prachtvollen Genua Dich zu erlustriren und im

holden Sonnenschein zu wandeln, sollst Du in einer sehr finstern, sehr schmutzigen, sehr stinkenden und mit Leuten angepfropften, mit Bretern, in welchen Löcher wie Fuchsfallen angebracht sind, verschlagenen Stube — warten!

Das ist zu arg — ich sann mir ein, der Feierlichkeit und Würde des Ortes, in dem ich mich befand, angemessenes, kleines wällisches Pelotonfeuer zusammen, nannte diese Behandlungsweise eine Quälerei der Fremden, und präsentirte mich als einen Schriftsteller, der es für seine Pflicht halte, über so himmelschreiende Uebelstände wie dieser vorliegende, einen wohlverdienten Trompetenstoß in der Oeffentlichkeit erschallen zu lassen.

Habe ich nun einerseits über die schofle Behandlung Klage geführt — so muß ich um der Gerechtigkeit willen auch die gute Manier loben, mit welcher man mir jetzt entgegenkam, in Zeit von Einer Minute die Sache fertig machte, und was als eine ausgezeichnete Rarität angesehen werden muß, es war dieses eines von den Ufficiis — die man mit der Diogeneslaterne hier zu Lande suchen kann — eines von jenen, wo man nichts bezahlen durfte. Dafür hat freilich die Stube nebenan Alles überflügelt, was in Italien sonst noch in wilder, ungezähmter Begehrlichkeit existiren mag. Diese Rundreise bei den verschiedenen Ufficiis in Genua kostete

(den Verlust der höchst kostbaren Zeit und das unbeschreibliche Vergnügen natürlich nicht miteingerechnet) an 30 Silberzwanziger österreichischen Geldes.

Würdig eines greisen Barden
Wär' zur Harfe ein Gesang:
Wie dies edle Volk der Sarden
Ist lüstern nach dem Silberklang.

Ach, die Liren und die Franken
Sind der Freiheit Hort und Ruhm,
Sind — die inneren Gedanken
Beim — äußern Ministerium!

Jetzt erst fuhren wir zur französischen Dampfergesellschaft, und wurden für Livorno eingeschrieben.

28.

Die Kirche Carignano. Ihre Gründungsgeschichte. Ponte Carignano.

Es gab bis zur Abfahrt noch sieben Stunden zu benützen, und in sieben Stunden läßt sich mit einem Fiaker schon ein hübscher Fleck Merkwürdigkeiten herabarbeiten. Die Kirche S. Maria Carignano ist eine der gerühmtesten von Genua. Von der Anhöhe, auf welcher sie liegt, öffnet sich dem Blicke eine der schönsten Seelandschaften; ein ganz neues Bild der altberühmten Seestadt. Die Kirche selbst ist dem Petersdom in Rom nachgebildet. Das Innere wurde eben restaurirt; es

macht der vielen weißen Flächen wegen keinen guten Eindruck; ja, unmittelbar auf die Annunziata fühlt man sich von dem sonst imposanten Bau ganz kalt gelassen. In den vier Nischen unter der großen Kuppel stehen vier kolossale, über zwei Mannslängen hohe Statuen. Der heilige Sebastian und der selig gesprochene Bischof Alexander Sauli sind von Puget. Eine Statue stellt den heiligen Bartholomäus dar, wie ihm eben ein Stück abgeschundene Haut vom rechten Theile der Brust herabhängt. Die Statue ist natürlich mehr eine plastisch-anatomische Bravour, als ein im Geiste christlicher Kunst ausgeführtes Meisterwerk; die Arbeit hat unstreitig ihr Verdienst für ein naturhistorisches Museum, macht aber in der Kirche einen sonderbaren Eindruck.

Ich weiß nicht wie es kam, daß mir im Ansehen dieses geschundenen heiligen Bartholomäus die wunderbaren Wege, welche ich in meinen Paßangelegenheiten diesen Tag gewandelt, unwillkürlich einfielen.

Die dem seligen Bischof Alexander Sauli verwandte Patrizierfamilie hat diese Kirche gebaut; die Sache aber ist (wie es wenigstens erzählt wird) so gekommen. Unweit dieser besprochenen Kirche befindet sich eine Kapelle, welche von derselben Familie gestiftet war, und zu einem Palaste derselben gehörte. Die Dame des Besitzers ließ nun den an jener Kapelle angestellten Priester einmal

benachrichtigen: sie wünsche, da sie am kommenden Sonntag verreisen wolle, die heilige Messe zu hören, aber um eine Stunde früher als gewöhnlich. Der Geistliche, der — und nicht mit Unrecht — die vielen andern Leute, welche dann um die gewöhnliche Stunde erscheinen sollten — berücksichtigte, sagte in seinem Unmuth zum Abgesandten: „Wenn die Frau einen eigenen Gottesdienst für ihre Person haben wolle, so möge sie sich auch eine eigene Kirche bauen lassen.“ Der geschickte Diener war einer von jenen niedrigen Trabantenseelen, welche Nachrichten, die im Unmuth hingeworfen werden, in erheuchelter Entrüstung und simulirter Hochachtung für ihre Herrschaft — noch vergrößern, und mit gestachelter Darstellung überbringen. Der Stolz der Dame war höchlich beleidigt, sie erzählte die Begebenheit ihrem Gatten — dieser aber, ein echter und wahrer Cavalier, rächte sich einfach dadurch, daß er sprach: „Nun wohlan, der Antrag soll nicht umsonst geschehen sein, wir wollen uns jetzt eine neue Kirche bauen!“

War dies Wort auch anfangs im beleidigten Stolz gesprochen — so gesellte sich in der Folge der ruhige überlegte Gedanke dazu: daß es auch ein Gott wohlgefälliges Werk sei, vom Reichthum, den man Gott verdankt — ihm einen Tempel zu erbauen; und so

wurde das Vorhaben in der That ausgeführt, und auch noch ein Kollegiat-Kapitel dazu gestiftet.

Unweit der Kirche spannt die renommirte Ponte Carignano über einen Abgrund, in dem sich Häuser befinden, ihren Riesenbogen. Ein schauerlicher Anblick, von dieser Höhe hinabzuschauen. Die Höhe des Bogens ist 15 Klafter, die Länge der Brücke an 200 Schritt. Unser Fiaker, ein redseliger Mailänder, was die Lombarden von Haus aus nicht sind, und auch sonst ein guter Bursche, machte aus Gefälligkeit zugleich den Cicerone. Er führte uns selber auf alle denkwürdigen Stellen und machte hiezu seine Explikation. So berichtete er uns, daß diese Brücke das letzte Refugium verzweifelter Genueser sei, und daß hier eine Unzahl Hinabstürze, d. h. Selbstmorde, vorkommen; denn wer über diese Höhe unten auf die Steine fällt, an dessen sterblichem Leib bleibt auch kein Beinlein ganz.

Was für eine furchtbare Verzweiflung muß in einem Menschen stecken, der zu solcher That sich treiben läßt im Anblicke eines der schönsten Punkte, wo einem die großartige Stadt, der Meereshafen und die weite See mit ihrem unabsehbaren Spiegel gegenüberstehen! —

29.

Genua die Stadt der Paläste. Palazzo Brignole. Der seidene Portier. Die prachtvolle Bildergallerie. Kunst-Enthusiasten, wie sie scheinen wollen, und wie sie sind.

Von der palastreichsten Stadt muß doch unter den vielen Palästen, die Gemälde- und Kunstsammlungen besitzen, mindestens Einer als Musterbild erwähnt werden. Gehen wir in den Palazzo Brignole in der sehr belebten Strada nuova. Schon von Außen zeigt sich der Bau sehr imposant, drei Stockwerke hoch, jedes Stockwerk in Saalhöhe; große Fenster mit glänzendem Spiegelglas. Unter dem Thore ein Portier von eben so lieblichem als leiblichem Aussehen, d. h. sehr wohlgenährt, Wangen wie gemalt, er glich den jungen, schönen Bacchussen in seines Herrn Marquese Bildersammlung, in kostbare, ganz neue Seidenstoffe gewickelt. Will man in diesen Palast gehen, so muß man auch salonmäßig angezogen sein; — beim ersten Anlauf wurden wir, dieweil mein Bruder nur eine Reisekappe trug — unter dem höflichen Vorwand, — „es seien Herrschaften hier, welche die Gallerie besichtigen und nicht gestört werden dürfen," — gar nicht eingelassen. Daß die Kappe ein Hinderniß sei, dachte ich mir, weil sie von Seite des Portiers mit besonders mißtrauischen Blicken angesehen wurde. Auf die entschiedene Frage, wann diese

Herrschaften mit dem Ansehen fertig sein werden, erhielten wir die Antwort: Wahrscheinlich in einer Stunde. — Nun fuhren wir in ein Speisehaus. Auch hier wieder der Speisesaal von 6 Klafter Höhe mit Oberfenstern, Marmorbekleidungen der Thüren — also auch ehemals der Prunksaal eines reichen Patriziers.

Nachdem nun mein Bruder sich mit einem Pariser Schnapphut versehen, liefen wir wiederholt in Brignole an — diesmal wies uns die breite fleischige Hand des Portiers die Prachtstiege hinauf. Ich machte den Versuch ihm Dankbarkeit zu bezeigen, und der Mann gerirte sich in der That voll Anstand als der Diener eines reichen Herrn; er war so herablassend, etwas anzunehmen. Noch durchrieselt mein Gebein ein Schauer von Ehrfurcht, wenn ich mir den kostbar gekleideten Gentleman vorstelle, sein Frack vom feinsten blauen Tuch, bordirt mit sehr feiner Wappenstickerei, auf dem Haupt einen ganz neuen feinen Schiffhut — das Beinkleid aus schwerem glänzenden, ebenfalls neuen Seidenstoff, schwarz — die Strümpfe aus funkelnd weißer Seide, — der Mann konnte nicht anders, der mußte auf Kleiderordnung etwas halten, wenn er nicht sich und sein ganzes glänzendes seidenes Leben hintansetzen und mißachten wollte. Die Bildergallerie im Palazzo Brignole erscheint ihrer äußern Ausstattung nach wahrhaft kaiserlich; schöner als

irgend eine in Deutschland, besonders die Fußböden, die prachtvollen Rahmen, selbst die Fresken der Saaldecken sind, abgesehen von den Bildern, auffallend schön, die Ornamentik besteht aus Goldverzierungen und kleineren Fresken.

Den langen Katalog der Bilder und ihrer Meister habe ich vor mir liegen, die Bilder habe ich angeschaut — aber grundsätzlich lasse ich mich hier, wie später nie, in Aufzählung von Malernamen und in Kunstphantasien und Kunstkritiken ein. Um sich einen Begriff vom Kunstreichthum Genua's machen zu können, muß man wissen, daß in mehr als zwanzig Palästen sich mehr oder minder werthvolle Bildergallerien finden. Der Künstler von Profession, der Enthusiast aus wirklichem Kennertalent oder aus geschraubter Phraseologie, der spezifisch kritische Waschbär, der über jedes Bild das etwas trübe Gewässer seiner Beschreibung — aus dem Bärenzwinger seiner Studierstube gießt — alle diese können hier sich wochenlang ergötzen oder langweilen. Der kritische Waschbär aber geht nicht einmal in die Gallerien — er nimmt sich aus Kupferstichsammlungen die Abdrücke von den Bildern der renommirten Meister zu leihen, und phantasirt sich beim Ofen das Farbenspiel dazu, da „trinket er sein Biere, schreibt Kritik nach Willküre!" —

30.

Abfahrt von Genua. Genua bei Beleuchtung. Die Abschiedslieder aus den Barken. Der Leuchtthurm. Die Verpflegung auf dem Schiffe. Die Nacht auf dem Meere.

Der Abend ist hereingebrochen. Wir begeben uns an Bord des französischen Postdampfers „Capitole". Um acht Uhr ist Abfahrtszeit. Das Schiff wird von einigen Barken umrungen und umsungen. Sänger und Sängerinen mit Guitarre, Mandoline, Flöte und Geige suchen sich durch ihre melancholischen Lieder ein Abendessen zu verdienen. Dicht unter dem Schiff stehen ihre schaukelnden Kähne und der Gesang zittert wehmüthig hin über die Meereswellen. Ach, wie Manchem habt Ihr da schon Abschiedslieder gesungen — ewige Abschiedslieder, denn Tausende und Tausende werden wohl aus diesem Hafen ausgelaufen — und nicht mehr wiedergekehrt sein. In den Barken der Sänger waren Laternen, man konnte die Gesichter ausnehmen; es waren abgetragene Gesellen, und auch die Weibsbilder sahen sehr widerlich und verzerrt aus — und doch, wie rührend wußten sie zu singen! Ich konnte mir das nur so erklären: Der wehmüthige Gesang kam ihnen wirklich vom Herzen — wenn sie in den Liedertext auch nur dramatisch und schauspielerisch eingingen, so legten sie unwillkürlich doch in den melodischen Wogenschlag die

trauernde Stimme ihres klagenden Gewissens. — Um von solchen Meeresliedern ergriffen zu werden, kommt auch noch die Stimmung des Meeres-Laien dazu, der zum ersten Male in seinem Leben von einem Hafen zur Nachtzeit ausfährt.

In die Waarenräume wurden über 300 beträchtliche Stockfischbündel versenkt, die mit ihrem fauligen Salzgeruch alle Räume des Schiffes erfüllten. Endlich hisste man den großen Anker auf — das letzte Signal zum Abfahren. Der „Capitole" arbeitete sich hinaus aus dem Hafen; die Barkarolen-Lieder sendeten ihren letzten Gruß, bis sie nach und nach verklangen, übertönt von den Schlägen der mächtigen Räder und von dem Sausen und Brausen der Gewässer.

Genua lag nun vor uns da in einem Kranz und Glanz von Lichtern; im Hintergrunde starrten schwarz die Berge zum Himmel empor, und in den Hunderten von Häusern und Palästen sah man die Lichtstrahlen zittern. — Nach und nach wurde der Lichterkranz zu einem matten gelben Streifen, und nur der hohe Leuchtthurm am alten Molo, der sich unter seinen andern Pharusbrüdern in Europa besonderen Ruhm erworben, behauptete noch eine Zeitlang sein Recht; bis auch seine Reverberen die Gasflammen immer matter und matter über

den Wellenspiegel sendeten, und endlich auch sein Stern über den Wassern erlosch.

Das Schiff war ziemlich voll, wir zwei die einzigen Deutschen. Die Abendluft wehte weich und mild. Alles ging theils herum auf dem Verdeck, oder saß auf den Bänken. Um 9 Uhr wurde zum Thee geläutet; man kann denselben mit kaltem Braten, Salat und Bordeaux vertauschen; die Verpflegung ist, wenn man einmal für den ersten Platz gezahlt hat, miteingerechnet, Speisen und Wein werden verabreicht, nur extraordinäre Weine sind zu bezahlen. —

Dann wieder auf's Verdeck. Der Mond ist aufgegangen, und vom Hintertheil des Schiffes sieht man nun so weit das Auge reicht den breiten, vom Schiff, das wie rasend dahinfährt — gezogenen Streifen, und zu beiden Seiten glänzt an den aufgeworfenen Wellen der silberfunkelnde Schaum. Es ist ein eigenthümliches Gefühl, so in der Nacht dahinzufahren, ober sich das Sternengewölb, hellblau mit der lichten Mondesampel und ringsum nichts als Wasser und Wasser — und die Wellen in ihrem unermüdlichen Spiel.

31.

Träume. Der spinnenfüßige Engländer. Vor Livorno.

Die angewiesene Schlaf-Kajüte bestand aus vier Schlafstellen, zwei und zwei übereinander. Um 10 Uhr fühlte ich mich von den Eindrücken des Tages und den Plakereien ermüdet — ich legte mich in meine Couchette, gedachte der Herrlichkeit des stolzen Genua, und es schien alles Paßgezänke und die damit vertrödelte Zeit vergessen.

Wenn man nun so zum ersten Male auf dem Meere schläft, was ist natürlicher, als daß einem auch vom Meere träumt. Und so träumte mir auch bald von Paßbureau's und den darinnen amtirenden Herren, dann wieder von Haifischen, Sägefischen, Raubfischen, Wallfischen, Seeungeheuern aller Art, großen und kleinen Seehunden, und noch von andern unterschiedlichen Piraten.

Gegen 12 Uhr wurde ich durch ein Poltern in der großen Kajüte ober mir aufgeweckt — die Meereswellen schlugen heftiger und rauschender an die Bretterwand, die zwischen dem Schlaf und dem Tod schützend sich erhebt — und ich meinte: es sei vielleicht schon gar ein Meeressturm im Anzuge. Das ist sehr verzeihlich, es war ja die erste Nacht zur See. Es brannte die Lampe in unserer Schlafkajüte, und ein langer Eng-

länder war eben daran, nachdem ihn auf dem Verdeck die Gesellschaft Neptuni und sämmtlicher Seegötter ermüdet — auch des Schlafgottes herablassend und feierlich zu gedenken. Ich fragte ihn englisch, was denn dieser Lärm zu bedeuten habe, ob das Meer vielleicht anfange — ungestüm zu werden? — In angeborner schweigender Flegelhaftigkeit würdigte mich der lange Gentleman keiner Antwort, und stieg kaltblütig mit seinen dünnen Beinen wie eine Riesenspinne in sein Nest hinein. — Diese Handlungsweise imponirte mir und beruhigte mich; das heftigere Anschlagen der Wellen dauerte fort, und ich schlief wieder ein. Am Morgen erweckte mich der Schall der Schiffsglocke, wir waren im Hafen von Livorno angekommen.

32.

Livorno. Die Produktionen im Hafen und die englischen Damen. Die Bettler von Livorno.

Da hab ich immer gemeint, wenn man so in einen Seehafen kommt, so hat man nichts Eiligeres zu thun, als sich in eine Barke setzen, ans Land rudern lassen und dort anzuschauen, was es anzuschauen gibt.

Wenn der polnische Jude einem so recht höhnisch begegnen will, so sagt er: „Ja, hast du geseh'n?“ oder er sagt: „Wie heißt?“ Der Sinn dieser Frage ergeht

von der Landseite her an den unerfahrnen Reisenden, der da meint: ankommen und ausschiffen sei zugleich.

Livorno ist groß, es hat an 100,000 Einwohner, darunter 20,000 Juden. Bei den Römern hieß es Portus Herculis. Der Anblick des Hafens und der Befestigungsmauern ist unendlich langweilig. Das hilft Dir aber alles nichts. Die Polizei muß aus sämmtlichen Pässen der landen wollenden Reisenden — ihren Honig saugen; das dauert so an zwei Stunden, und während dieser zwei Stunden kannst Du auf dem Verdeck stehen in herkulischer Geduld, und kannst Dir so ein Livorno anschauen, daß Du genug kriegst daran Dein Leben lang. Freilich kommen auch hier die Barkenmusici, um Dich durch Gesang und Saitengetön zum Herabwerfen einiger Münzen zu bewegen; auch zwei Buben zwischen 12 und 15 Jahren in Schwimmhosen haben sich produzirt. Englische Damen warfen ihnen vom Verdeck aus Silberstücke ins Meer, und die beiden Taucher sprangen aus ihrer Barke in die grüne Flut und suchten so lange, bis sie triumphirend mit dem Geld heraufkamen; es war ein kühler Morgen, und die Jungen schnapperten vor Kälte, das Untertauchen war eben ihr Gewerbe, und so mußte es geübt werden, so lange sich grausame Abnehmer fanden. Die Damen warfen immer aufs Neue Silberstücke ins Meer, und selbst der

unbefangenste, und von allen Menschen nur das Beste denkende Zuschauer konnte am Ende nicht umhin, sich die Frage zu stellen: ob denn bei dieser Wegwerfung und sonstigen Herabneigung zu den armen Mitmenschen die Tugend der Barmherzigkeit ganz allein und ungetrübt in den Herzensaltären dieser Damen geleuchtet hat?

Endlich wurden wir ausgelassen mit dem Bedeuten, daß wir, die Civita-Vecchia-Reisenden, um 4 Uhr wieder an Bord sein müssen. In Livorno war uns wieder das Vergnügen gegönnt, uns die Nothwendigkeit des Konsulatsschutzes zu Gemüthe zu führen. Wir fuhren in einem Fiaker eine Stunde lang in der Stadt herum, besahen die Kirchen, an denen nicht das mindeste Kunstinteresse zu finden; wurden von unserm Fiaker in die Synagoge geführt — in der auch nichts zu sehen ist — als ein Raum, in dessen Parterre und Gallerien die Livorneser Juden zur Hälfte vielleicht Platz haben können; und schauten etwas bei der Verfertigung von Seeschiffen zu, die in ihrem Beginne mit den Rippen daliegen wie Skelette von großartigen, antediluvianischen Ungethümen.

Eine große Merkwürdigkeit sind hier die Bettler. Die Keckheit, Zudringlichkeit und Unverschämtheit derselben übersteigt weit alle Vorstellung. Wie man z. B. den Dom von Mailand gesehen haben muß, um sich

davon eine rechte Vorstellung zu machen, so muß man auch die Livorneser Bettelleute kennen lernen. Du gehst durch die Straße und ein Dutzend begleitet Dich, Du fährst im Wagen, und ein Dutzend läuft mit, Du hast den unseligen Gedanken, Dir in einem Caffè das Frühstück auf einen der im Freien stehenden Tische bringen zu lassen, und Du bist von einem Kreis so umrungen, daß es Dir unmöglich ist — unter diesem Jammer und Gebettel auch nur einen Bissen zu nehmen. Mit den Fiakern geht es ebenso, das Beste ist daher, man nimmt gleich einen auf und setzt sich in seinen Kasten. Sonst wird man in den belebteren Straßen — wenn sie es heraus haben, daß man fremd ist — von dreien, vieren zugleich begleitet, und immerfort angebettelt, doch einzusteigen.

33.

Fahrt nach Pisa. Eindruck von Pisa. Der Dom. Das Baptisterium.

Es war eine Erquickung, als wir auf den Bahnhof kamen, um von hier nach Pisa zu fahren. Durch einen Doganawächter erfolgte hier in einem Zimmer eine sehr strenge Durchsuchung. Ich mußte unwillkürlich über die eilfertige Dienstfertigkeit des jungen Menschen lachen — das beleidigte dermaßen sein Amtsgefühl, daß er jetzt

alles Mögliche that, um seine Würde in unsern Augen zur vollsten Geltung zu bringen; selbst die Rockschöße wurden kritisch durchgetappt, und die Brieftasche mußte ihm geöffnet, und in jedes Fach derselben — seiner lehrbegierigen Nase Eingang verschafft werden. Auch dies Vergnügen rauschte an uns vorüber, endlich saßen wir im Wagen, und rollten nach Pisa.

Pisa macht keinen guten Eindruck. Es war ein heißer Oktobertag. Wie mögen hier die Augusttage ausfallen! — Das Beste in dieser Stadt ist, daß der genügsame Reisende die vier Hauptsachen von Pisa auf Einem Platz — auf dem Domplatz beisammen findet. Man nimmt sich einen Fiaker an der Bahn. Im Hinwege fährt man an den Ufern des Arno (lung Arno) um sich vom Aussehen der Häuser einen Begriff zu machen. Der Anblick der schönen Häuserreihe macht sich sehr gut. Hier legt sich die Hitze auf die großen Steinplatten; es ist staubig — und trostlos langweilig. Die vier Perlen Pisa's geben hinlängliche Entschädigung, sie sind: der Dom, das Baptisterium, der Campo santo und der schiefe Campanile.

Der Dom, ein Wunderbau — begonnen 1003 und nach einem Säkulum vollendet. Zuerst fallen Einem die 54 in fünf Reihen stehenden Säulen der Façade auf. Im Innern bilden 74 Säulen fünf Schiffe. Ge-

mälde, Skulpturen, Erzgüsse, Mosaiken, gemalte Glasfenster, Silberarbeiten, 12 Altäre, von Michel Angelo gezeichnet, und vieles Andere, um eine Broschüre voll zu machen.

In diesem Dom hat in Betrachtung der schwebenden Ampel Galilei die Gesetze der Pendelbewegung gefunden. So einem Genie wird Alles unter der Hand zu Gold. Es bedarf nur irgend eines Anstoßes, und die großartigsten Gedanken und Entdeckungen rollen wie Lawinen herab.

Das Baptisterium; ein Weltunicum in seiner Art. Groß und hoch wie eine Kirche. Auf vier Marmorpfeilern und zwölf Granitsäulen liegt das Peristyl, ober diesem die Pilaster, auf denen die hohe große Kuppel ruht. Die schönste Kanzel der Welt mit Bildwerken aus Marmor — und einem der herrlichsten Taufbrunnen ganz aus weißem Marmor hergestellt vom 11. bis zum 13. Jahrhundert.

34.

Der Campo santo und seine Kunstwerke.

Der Campo santo von Pisa ist der vielgenannteste Gottesacker der Christenheit. Er sieht im Innern aus wie ein Klosterhof mit Arkaden, auch ruht das, wie bei Basiliken

bloßgelegte Cederngebälk der Dachung auf 62 Spitzbogen. Ach, es ist ein gar stilles Kloster, seine Bewohner sind so ruhig in ihren Zellen und haben der Welt für immer entsagt. Da gibt es weder Zank noch Neid, die Güter dieser Erde haben hier durchaus keinen Werth, die da eingezogen sind, und Profeß gemacht, ließen in der That Alles in der Welt zurück — und nicht einmal einen stillen Wunsch haben sie mitgenommen!

Die Erde des Friedhofes wurde von Kaufleuten aus dem gelobten Lande hiehergebracht. Hier ruhen unter den kostbarsten Denkmälern gelehrte Pisaner, Feldherren und andere, mitunter nur für die Republik und Stadtgeschichte Pisa's renommirte Leute, deren Namen man eben zum ersten Male liest, wenn man hier unter diesen Grabschriften wandelt. Der Bau wurde vollendet 1283. Ueber die Gemälde der innern Wände, über die Skulpturen sind Werke herausgegeben. Es läuft eine praktische, anschauliche Kunstgeschichte von mehreren Jahrhunderten an den Wänden herum. Diesen Gottesacker zu sehen, war längst ein Gegenstand meiner anhaltenden Sehnsuchten. Schauer von Poesie wehten mich schon in der Jugend an, wenn ich nur deklamatorisch die Worte für mich aussprach: „Der Campo santo von Pisa."

Der Anblick hat etwas Großartiges, das ist ganz

natürlich, der Grasgrund in der Mitte und die schönsten und größten Cypressen, die Dir in ganz Italien unterkommen mögen, sind wohl die beste Farbenunterlage für die kunstreichen gothischen Hallen. Es ist das die schönste Bildergallerie zur Ehre von hingegangenen Menschen, ein reiches Todtenalbum, in welchem Künstler vieler Jahrhunderte sich eingeschrieben, mittelst der Farben die Einen, mittelst Hammer und Meißel die Andern, und mittelst dem entzückenden Bauriß der kunstreiche Buchbinder des steinernen Albums, der alte Baumeister, der es hergestellt, und in den vielen leeren Feldern eben so viele Blätter dargeboten zu Fresken, und in dem Steinboden Räume für Denkmäler aus Erz und Marmor.

Auch Monumente aus der Etruskerzeit und aus den ersten christlichen Jahrhunderten finden sich hier.

Der Campo santo dürfte wohl eines der schönsten Museen auf dem Grund von Todtengebeinen genannt werden. Wie Du in den weiten Raum den blauen lichten Himmel hereinschauen siehst — so deutet hier die Kunst in dem wahren Verständniß ihrer himmlischen Aufgabe — auf jenes Leben hin, und weiß alle Beziehungen zum Jenseits aus der Weltgeschichte Dir darzustellen und zu erklären. Da siehst Du den Triumph über den Tod — Christi Auferstehung und Himmelfahrt; das Weltgericht; das Leben der Einsiedler, das

Leben des heiligen Ranierus, Schutzpatrons von Pisa, die Geschichten der Bücher Mosis u. s. w., und Hunderte von Werken in Marmor aus allen Kunstperioden.

Bei alledem muß ich es aber gestehen, ich blieb hier eiskalt; wie es kam, weiß ich nicht — ich staunte, ich bewunderte, aber ich konnte es nimmer zur rechten, begeisterten Stimmung bringen. Mag sein, daß einerseits diese Begeisterung für den Campo santo schon durch die Jahre der Sehnsucht, denselben zu sehen — aufgebraucht war; mag auch sein, daß die ängstliche Eile daran Schuld trug, denn für den Campo santo war nur eine halbe Stunde bemessen, und 20 Minuten sollten doch dem schiefen Thurm geschenkt werden, der sich durch die liebende Ergebenheit, mit welcher er in meine Knabenzeit in allen möglichen Bilderbüchern hereinragte, wenigstens so viel pflichtschuldige Dankbarkeit von mir erwarb, daß ich auf seine immer noch nachhaltige Festigkeit vertrauend, auch ihn erklettern und Pisa als plastische Landkarte von ihm aus betrachten mußte. — Und der Bahnzug und der Dampfer durften ja auch nicht versäumt werden, das sollte Alles genau in einander klappen. —

35.

Die maskirten Bruderschaften. Der schiefe Thurm und Betrachtungen über denselben. Ein scharfsinniger Gastwirth.

Der Domplatz wäre im Grunde ganz todt und unbelebt. Da gibt es nun aber so patriotische Bettlergruppen, die sich in Dutzenden wie Geier auf den Fremden stürzen, und selbigem ganze Litaneien von Carità und Misericordia vorjammern. Nebenbei rennen noch ein paar ebenso zudringliche als nutzlose Ciceroni mit — die Dir immer vorsagen: sie führen Dich zum Campanile; da Du doch kaum 50 Schritte weit den Campanile vor Dir stehen siehst, und ohnedies dem ebenfalls in schiefer Verbeugung die Thüre aufmachenden Custode Dich dankbar zu bezeigen hast; Du hast gut sagen: „ich brauch' Euch nicht, da ist ja der Campanile, ich seh' ihn ohnedies," das nützt Alles nichts, sie rennen mit Dir, und wiederholen wie Klappermühlen immer dasselbe, sie sagen Dir immer unter die Nase: „Ich werde Sie hinführen zum Campanile!" — Und so arbeiten Bettler und Ciceroni mit aller patriotischen Gewalt dahin, Dir den Domplatz im höchsten Grade belebt darzustellen, und den Eindruck zu einem unvergeßlichen für Dein Leben zu machen. Hier sahen wir auch zum ersten Male eine jener — für den Fremden,

der es nicht gewohnt ist — grauenhaften Gestalten, ganz in schwarze Kleidung gehüllt, schwarze Maske mit Einschnitten bei den Augen. Es war ein Mitglied einer, jener sehr wohlthätigen Bruderschaften, die sich um Kranke und Arme annehmen, und die, weil sehr noble Herren und Adelige dabei sind, in dieser Verkleidung ganz unkennbar, für die Kranken Almosen sammeln.

Der Mann bedankte sich, als wir ihm in seine Büchse Etwas geworfen, stumm, aber mit sehr gewandter nobler Verbeugung und wir sahen aus den unter dem Talar hervorschauenden feinen Stiefeln und Beinkleidern, daß es ein den besseren Klassen angehörendes Vereinsmitglied war.

Nun ging es auf den Campanile; das ist einer der merkwürdigsten Bursche unter sämmtlichen Thürmen; schon im Jahre 1174 hat er sich so hingestellt, als ob er umfallen wollte, und doch hat er sich mit seinen sieben Stockwerken, die in sieben sehr schön ausgeführten Colonnaden über einander stehen, bereits sieben Jahrhunderte erhalten, wie ein Großhandlungshaus, von dem man immerfort munkelt — es stehe schief, und das doch ferm und zur Zeit alle Zahlungen leistet, und Alle befriedigt, die in Geschäften aus- und eingehen. Dieser schiefe Thurm von Pisa hat sich in den für seine Besteigung eingegangenen Trinkgeldern durch die sieben Jahr-

hunderte gewiß schon zehnmal abgezahlt; denn in Pisa gewesen und nicht auf den schiefen Thurm gestiegen sein, das heißt: gar nicht in Pisa gewesen sein.

Der Thurm ist 25 Klafter hoch, und die Neigung beträgt 2 Klafter. Wenn man schnell über die Stiegen herabläuft, so fühlt man es deutlich, wie man immer auf der einen herüberhängenden Seite an die steinerne Rundwand angetrieben wird, diese ist auch hier förmlich durch die Millionen von angestreiften Aermeln und Gewändern glänzend polirt. Die Aussicht vom Thurme ist interessant — aber nicht nach jeder Richtung erquicklich; man schaut deswegen auch nicht so sehr hinüber nach Pisa — denn der Thurm ist am Rande der Stadt, sondern mehr auf den Dom, das Baptisterium und den Campo santo, dessen Spitzbogen von hier oben wirklich aussehen „als hätte sie der Zuckerbäcker gemacht."

Auf der höchsten Gallerie hängen sieben Glocken, darunter drei bedeutend große, und sie können alle mit einander ganz ordentlich geläutet werden. In Wien bauten sie vor einigen Jahren einen geraden Thurm — und als er fertig war, wagte man nicht die Glocken zu läuten, sie werden nur angeschlagen. Da wär's wohl auch gut, es jetzt einmal mit einem schiefen Thurm

zu versuchen, nachdem es mit dem geraden nicht gelungen ist.

Außerdem hat Pisa noch sehr bedeutende Merkwürdigkeiten, von diesen aber konnte aus Zeitmangel nichts mehr angeschaut werden, wir fuhren auf den Bahnhof, und als wir da in Erfahrung brachten, daß bis zur Abfahrt noch 25 Minuten zu verwerthen seien — begaben wir uns in eine dem Bahnhof nahe Traiterie. Das hier in Empfang genommene Gabelfrühstück wird nur um des tiefdenkenden Wirthes willen erwähnt; der Mann sah es uns an, daß wir um der Kunst willen und nicht um des Essens und Trinkens willen nach Pisa gekommen waren; in dieser unserer Absicht sollten wir auch durchaus nicht gestört werden; der Kunstgenuß sollte unser Hauptgenuß sein, und das Speisen als ganz erbärmliche Nebensache betrachtet werden, das gelang dem eifersüchtigen Herold für die Pisaner Kunst — denn seine Kost war in der That erbärmlich; wer also nach Pisa geht, der kann hier den reinsten Kunstvergnügungen sich hingeben; und hat ihn nicht die Kunst gesättigt — um der Leibesnahrung willen kommt er Euch gewiß nicht wieder, Ihr sinnigen Bewohner von Pisa. In der That, wer so viel Marmor und Steinwerk in so kurzer Zeit in seine Augen hineingeschlungen, und wer so viel Aetherblau des rein-

sten Himmels in seine Augen hineingetrunken, den können zähe Hühner und ein rother Trinkessig auch nicht aus der Fassung bringen.

Ein ziemlich unbekanntes Pisaner Geschichtlein soll hier angeführt werden. In der gelehrten Stadt Pisa haben die Häupter der juridischen Fakultät einmal einen Hofnarren zum Doktor der Rechte gemacht. Gian Domeniko Ciajesi, lustiger Rath am Hofe des Großherzogs Ferdinand von Toskana, verkleidete sich als pilgernder Studiosus -- ging hinüber von Florenz nach Pisa, unterzog sich der Doktorprüfung — erreichte sein Ziel, und bekam das Diplom. Dieses band er nun auf eine Stange, und zog mit der Stange in der Hand auf einem Esel reitend — feierlich in Florenz ein.

Als der Großherzog diese Geschichte erfuhr, schrieb er einen harten Brief an die Universität zu Pisa, und stellte die Vorsteher derselben zur Rede, wie sie die Doktorwürde so herabsetzen könnten! Diese antworteten: „Der Mann ist als Unbekannter zu uns gekommen, wir haben von seiner Stelle, die er zu Florenz einnimmt, nichts gewußt. Inzwischen ist bei den Prüfungen seit langer Zeit keiner besser bestanden, als eben er."

Wenn gewöhnliche Narren Doktoren werden, kümmert sich Niemand darum, beim Hofnarren machte es unliebsames Aufsehen.

36.

Fahrt nach Civita Vecchia. Die Schiffsgesellschaft. Dominikaner und Kapuziner aus Frankreich. Die Insel Elba und Napoleon.

Wieder zurück nach Livorno. Nachmittags — als der Lärm des Marktes und des Morgenlebens abgelaufen war, sah die Stadt noch trostloser aus. Wir flanirten in Gesellschaft eines Dominikaners aus Toulouse und eines Herrn aus Spanien, die wir im Waggon kennen lernten — noch eine Stunde in Livorno herum, dann begaben wir uns selbander wieder auf den „Capitole;“ denn auch diese Beiden machten auf demselben Schiffe die Reise nach Civita Vecchia. —

Um 5 Uhr wurden die Anker gelichtet. Ich sah den Matrosen bei ihrer Arbeit zu. Auf einmal schoß der Anker wieder in die Tiefe nieder, und riß ein zusammengerolltes Tau, in dessen Nähe ich stand, es aufrollend mit solcher Gewalt hinab — daß Der, den es erwischt hätte, grauenhaft verunglückt wäre. Das war wieder eine praktische Lehre — von ähnlichen Aufzügen in der Zukunft sich ferne zu halten. Der Anker wurde aufs Neue heraufgehaspelt, die Abfahrt und das Diner auf dem Schiffe begann. Es war ein prachtvoller Abend. Nach dem Speisen kletterte wieder Alles

auf's Verdeck. Da gab es nun auch Karthäuser, Camaldulenser, Kapuziner und Dominikaner. Es macht für uns Deutsche einen eigenen Eindruck, Kapuziner, wie es hier der Fall war, mit den feinsten Manieren in der Haltung ein ganz naturwüchsiges wohlklingendes Französisch sprechen zu hören. Es waren eben Franzosen. Mit dem Dominikaner hatte ich ein großes Kreuz. Er wurde von seinen Ordensobern nach Rom gesendet — um sich dort auf eine Professur der Philosophie, die er im Ordenshause zu Toulouse antreten sollte, vorzubereiten.

Nun ist es besonders am Abend und nach dem Speisen auch schon in deutscher Sprache höchst widerlich sich in Spekulationen zu verwickeln, wenn das nun dazu noch in einer Sprache geschehen soll — die man nicht ganz los hat, wie hier in der französischen, so ist das ein noch verdrüßlicheres Stück Arbeit. Ich sollte nun in der Geschwindigkeit über alle die bekannteren deutschen Philosophen Auskunft geben. Der Sohn des heiligen Dominikus war sehr wißbegierig und der Spanier ersuchte mich, wenn ich lateinisch zu reden anfangen wollte — immer französisch zu sprechen, denn „er wolle auch etwas profitiren.“ Die Fragen rollten Schlag auf Schlag auf mich herein wie die Wellen des Meeres bei herandringender Flut. — Endlich wurde es mir zu viel; ich sagte zu den Herren: „Morgen

werden wir im Angesichte von Civita Vecchia ein paar Stunden Zeit haben zu philosophiren, aber jetzt schauen Sie ruhig dort hin, wie die Sonne hinabsinkt in's Meer und die spielenden Wellen färbt mit ihrem goldig-rothen Schein."

Zum Spekuliren gehört Ruhe. Wenn man so einen Tag mit einer Hetzjagd nach Merkwürdigkeiten zugebracht hat — so liebt man es schweigsam zu sein, entweder hinabzuschauen über die Brüstung in das Spiel der Wellen, oder zu träumen in einem Kajütenwinkel.

Nachdem die Sonne drunten war, ließ sich ein Stück Mond durch zerrissene Wolken sehen. Nach ein paar Stunden gewahrte man Lichter in der Ferne, es waren die Leuchtthürme von Piombino, der Residenz des ehemaligen Fürstenthums gleichen Namens, und Elba.

Nach und nach stiegen die schwarzen Berghäupter der Insel Elba empor. Ein höchst melancholischer Anblick in der Nacht. Wäre hier Napoleon in Geduld sitzen geblieben, und hätte einige Zeit ausgeharrt, wer kann wissen wie da die Würfel gerollt und gefallen wären? Und möcht' auch was immer geschehen sein, er wäre doch schon längst gestorben, und die Seifenblase seiner Erdenmacht und Herrlichkeit zerplatzt!

Nun ging ich hinab in die Kajüte, setzte mich in einen Winkel, und fing zu träumen an: „Also morgen

um diese Zeit, wenn's gut geht, in Rom!" Ich konnte mich an diesen Gedanken gar nicht gewöhnen. Wie Nebelgebilde waren die gesehenen Städte verschwunden, und die Kuppel von St. Peter war die aufgehende Sonne, nach deren Strahlen ich jetzt Verlangen trug.

Ich dachte mich in die Stimmung hinein, die man beim Eintritt in den ersten Tempel der Christenheit empfinden mag, und weil gerade ein Tintenzeug auf dem Tische stand, schrieb ich dieselbe in ein paar Zeilen nieder:

Es strömt ein Freudenquell
Aus meiner Sehnsucht Bangen,
Und alle Glocken hell
In meinem Herzen klangen:

Da ich im ew'gen Rom
Als Pilger eingezogen,
Dort, wo St. Peters Dom
Wölbt seine Riesenbogen.

Es muß dies Heiligthum
Das Herz Dir tief erschüttern,
Und Thränen werden stumm
In Deinen Augen zittern.

37.

Civita Vecchia. Der widerliche Anblick des Hafens. Die höchst interessanten Spaziergänge zur Polizei und zu den Konsuln. Das Marionettentheater. Alterthümer allüberall.

Am Morgen darnach vor Civita Vecchia mit seinen 7000 Einwohnern. Wundersame Mischung von Oedigkeit, Langweile, Trostlosigkeit, Fadesse, Melancholie, Geschmacklosigkeit, Fläche, ausgebranntem Boden, ungesunder Luft und erdrückend widrigen Eindrücken. Schon der Anblick des Hafens hat etwas Trauriges. Die große Uhr auf dem Thurm ober dem Polizeigebäude, das ich noch so gut kennen lernen sollte, diese Uhr mit ihrem einzigen kurzen Stundenzeiger, die öden langen Mauern mit ihren düstern Bogenreihen, die wenigen Schiffe, weil der Handel hier ein sehr geringer ist, das Alles drückt Dich wie eine Centnerlast auf's Herz.

In Civita Vecchia landen alljährlich an 20- bis 30,000 Reisende, die Mehrzahl derselben geht von hier nach Rom, die Andern, welche zum ersten Male auf französischen Dampfern den Weg nach Neapel, Sicilien oder Malta nehmen, benützen die sechs Stunden, welche der Dampfer hier hält, zum Anschauen der Stadt. Das thut aber gewiß Keiner öfter als einmal; denn er hat mit dem einen Male genug auf sein Lebenlang.

Der Anblick der Stadtmauern vom Hafen ist so

lähmend, daß in allen Gesichtern der Herren, die auf dem Verdecke mit höchst verdrießlichen Grimassen, den Bewohnern eines Bärenzwingers gleich, auf- und abwandeln, sich eine unsägliche Oedigkeit widerspiegelt. Es erfaßt die Reisenden ein Gefühl stiller Verzweiflung. Selbst dem guten Dominikaner von Toulouse war heute alle Lust zu weiteren Diskussionen vergangen, er sagte zu mir: „Sie waren gewiß schon in Civita Vecchia?“ Ich fragte: „Warum?“ — Antwort: „Weil Sie mich mit der Philosophie auf die Zeit des zweistündigen langen Anblickes von Civita Vecchia verwiesen haben — Sie wußten wohl, daß es hier mit aller Philosophie aus ist.“

Endlich nach langem Warten — die Ausschiffung. Ein drei Klafter langer Kaktusstrauch mit großen dicken Blättern, wie oblonge Compot-Teller, ist die erste und einzige Merkwürdigkeit, welche Dir da unterkommt.

Dies öde staubige Gewächs, sich an die Stadtmauern anlehnend, ist ganz geeignet ein Wappenbild der eben so öden als staubigen Stadt abzugeben. Kaum auf dem Platz angelangt, siehst Du ein halbes Dutzend junge Herren, und jeder drückt Dir unter Verbeugungen und vielen Wortschwällen ein kleines Papier in die Hand — Adressen und Empfehlungen von Hotels und Speisehäusern. Du bist natürlich über diese Artigkeit bis zu Thränen gerührt.

Dann die Dogana mit ihrem Durchvisitiren und Bleimarken aufs Gepäck — dann zur Polizei, die eine Viertelstunde von der Dogana liegt — dann zum österreichischen Konsul, der wieder eine Viertelstunde weit von der Polizei ist, dann wieder zur Polizei, die natürlich eine Viertelstunde weit vom Konsul ist; dann wieder zur Dogana, die eine Viertelstunde weit von der Polizei ist, dann zur Post, dann Einiges gespeist, und so wird es zwölf Uhr Mittags, und Du hast ein paar Stunden so vergnüglich zugebracht, daß Du Dich Dein Lebenlang mit Freuden daran erinnerst.

Es gingen drei große Wagen voll Reisender nach Rom. Die Post ist *sehr billig*, für 10 Franken d. i. 4 fl. CM. fährt man mit größtmöglichster Schnelligkeit und fünfmaligem Pferdewechsel in zehn bis zwölf Stunden nach Rom. In der Zeit bis zur Abfahrt betrachteten wir die sehr wenigen Raritäten des Platzes. Eine Leinwand von drei Klafter Länge mit Buchstaben bemalt verkündete für den Abend ein großes Plaisir zu Gunsten der Jugend von Civita Vecchia. Es sei nicht nur als Muster einer pomphaften Ankündigung hier buchstäblich angegeben, sondern auch um die Lockmittel zu zeigen, welche auf den Nachwuchs und die Blüte der Halbinselbewohner immer den größten Reiz ausüben:

Teatro di Marionette
in Via Paolina
Nuovo Spettaculo
dovesi eseguira una Battaglia
ad armi bianca
con Incendio e Dirroco
di un Castello
e Viene intitolato
G u i l i e l m o
Il Crudele
Con Pulcinella travestito
da Donna per salvarela vita
Principia con un nuovo ballo
e termina con l'Incendio.

Battaglien mit blanken Waffen, Feuersbrünste, Festungszerstörungen, verkleidete Pulcinelli, und zum Schlusse nochmal eine feste Feuersbrunst, welche die ganze Schaubühne in Flammen versetzt! — Welche lockende Herausforderung an die jungen Neronen vom alten Centumcellae der Römer! Also hin in die Via 'Paolina, ruft die Jugend, und hinein mit Sturm ins nuovo Spettaculo!

Die Dom-, die Dominikaner- und einige andere Kirchen sind gänzlich unbedeutende Bauten; auch die neue Kirche der Minderbrüder ohne Kunstwerth. — Sie trägt

die Aufschrift: „Mariae Deiparae ab origine immaculatae Ordo minorum conventualium 1846.“

Bei alledem kommt man hier schon auf Spuren des klassischen Bodens, den man nun betritt. In einem Wasserbehälter, der im Hofe der Briefpost als Pferdetränke benützt wird, ist auf dem Grunde eine Mosaik aus der alten Römerzeit; das sieht man nur so zufällig — in Deutschland würde ein Fund dieser Art mit Eklat durch alle Zeitungen laufen. — Die Stadt ist von Trajan gegründet, der hier einen Palast mit 100 Zimmern sich erbaute, daher der lateinische Name Centumcellae. Schon im fünften Jahrhundert war diese Stadt ein Bischofsitz.

38.

Die Fahrt zur Post nach Rom. Die sonderbare Reisegesellschaft. Fromme Wünsche eines Postillons.

Endlich wird eingespannt. Was ist das für ein furchtbar öder Weg von hier bis Rom! Links Hügel mit Gras, das bis auf die Wurzeln ausgedorrt ist — rechts hat man drei Stunden lang das Meer. In dieser Gesellschaft von ödem Land wird auch dem Meer der Charakter der Oedigkeit aufgedrückt.

Den langen Weg bis Rom keine Ortschaft. Nur einzelne Häuser mit Pferdeställen, wo die Pferde der

Post gewechselt werden. In einem dieser Häuser ist eine Art Restauration, in einer kohlschwarzen verräucherten Küche bekommt man schwarzen Kaffee und abgestandenes Cisternenwasser. In Polo, welches aus einigen Häusern besteht, liegt hart am Meere ein Gasthaus. Hier ist der Wirth sehr weltgewandt, schnürt aber ganz entsetzlich. Da hält die Post an zehn Minuten. Dann siehst Du ein paar verfallene Schlösser — eines nannte man uns Castell de Guido. Das Einzige, was das Auge auf dem ganzen Wege erfreut, sind zwei brüderlich bei einander stehende Palmen auf einem Hügel nahe am Meere.

Bei jedem Pferdewechsel kommt — wie man das wohl auch anderwärts erleben kann, der abgehende Postillon, und bettelt jeden Reisenden um ein Trinkgeld an. Zur Nachtzeit hält er Dem, der schläft — oder der den Schlaf simulirt — die Laterne vor die Augen, um durch Gehör und Gesicht zugleich auf die Erweckung hinzuarbeiten. Wir thaten als geduldige Passagiere unsere Schuldigkeit — die zwei Coupeenachbarn gaben nie Etwas. Der Eine stellte sich immer als ob er nicht italienisch verstände — und gab sich fort und fort für einen Franzosen aus. Er wollte aber auch nicht französisch verstehen, das er doch ziemlich gut handhabte — als ich im Interesse des Postillons das Begehren des Letzteren französisch ihm kundgab.

Der junge Mann fing an mich zu interessiren. Er saß neben mir, und ich hatte ihn bisher nicht recht ins Auge gefaßt. Um sein Französisches wand sich ein gewisses Immergrün, dessen staubige Wurzelfasern bis ins gelobte Land hinüberzureichen schienen, jetzt sah ich mir ihn erst recht an, und da fand ich, wie nutzlos es war und wie schade um jede Mühe, die sich dieser Mann gab, eine moderne Nationalität zu affektiren — denn in jedem Winkel seines Gesichtes stand mit scharf geschnittenen Buchstaben das unwillkürliche Geständniß zu lesen: „Meine Großväter sind durch das rothe Meer gegangen."

Nun wollte ich die Gesichtsprobe anstellen, ob der junge Mann nicht vielleicht auch gut deutsch verstehe, und machte gegen meinen Bruder ein paar kräftige deutsche Bemerkungen über die Schmutzigkeit, die nicht einmal ein paar Bajocchi auslassen wolle.

Dabei ließ ich den Mann nicht aus dem Gesicht — für einen Augenblick zuckte ein Schatten über seine Züge und ich war es nun gewiß: Der versteht auch sehr gut deutsch.

Darnach erfuhr ich in Rom bei der Dogana von einem, im andern Wagen Mitreisenden, daß der besagte junge Mann richtig in Deutschland lebe, in einem Großhandlungshause angestellt sei, und wie er heiße.

Ein Postillon gröberen Schlages — als er sah, daß aus diesen beiden Herren nichts heraus zu bekommen sei, der Eine schweige stolz, und der Andere gebe sich für einen ihn nicht verstehenden Franzosen aus — warf den Wagenschlag zu und schrie laut (natürlich italienisch): „Ihr sollt noch diese Nacht krepiren, und der Teufel soll Euch auch noch dazu holen!"

Auch dieser fromme Wunsch wurde von den beiden weltklugen Männern als nicht verstanden stillschweigend hingenommen, und — zu den ersparten Bajocchi eingesteckt. Die Nacht brach herein.

39.

Ankunft in Rom. Die Dogana und ihre Freuden. Eindruck Roms bei der Nacht. Das Pantheon und die Limonadehütte.

„Jetzt sind wir in Rom," hieß es, und der Wagen rollte fort über holperige Pflastersteine, durch düstere öde Gassen mit hohen Häusern; unheimlich, todt Alles ringsum wie in einem Dorfe. Es ist eben dies die ungünstigste Einfahrt in die Weltstadt. Auf einmal aber kommt man an riesigen Säulenhallen vorüber — das ist der Petersplatz, einen Moment sieht man den Staub eines Springbrunnens aufsteigen in der Mondesdämmerung — und wieder wird es finster und öde und dann wird der Weg freier — und zur linken

treten die Umrisse eines Steinkolosses hervor, der in die Luft hinaufragt: das ist die Engelsburg; und es geht über die Tiber, das ist die Engelsbrücke — und so fort und fort; die Straßen werden etwas belebter, besser beleuchtet — und der Wagen hält auf der Dogana. Die Nacht ist kühl; das Warten auf die Herren Beamten nicht sehr angenehm. Die Reisenden machen ihrer Verdrüßlichkeit Luft, und fangen in verschiedenen Sprachen zu schimpfen an. Das wäre ein schlechter Römer, der sich durch den Unmuth einer Hand voll Barbaren aus der Fassung bringen ließe. Deswegen ging's auch um keine Minute geschwinder. Ich dachte mir: Es ist eben eine Art „Purgatorio." Auch diese Zeit der Qual ging vorüber. Ein Träger wurde aufgenommen, und so ging's auf den Platz Minerva ins Hotel gleichen Namens.

Da haben wir nun einmal unsere Zimmer, und wir sind in Rom. Das mußt' ich mir immer noch vorsagen, ich war durch viele Träume von Rom schon so hartgläubig worden, daß ich jetzt nur mit Mühe die Wirklichkeit für eine solche und nicht auch für einen Traum hielt.

Wir nahmen in aller Eile eine Erfrischung im Speisesale des Hotels — es war schon an eilf Uhr Abends — und machten noch einen Ausflug. Ich meinte: Man

kann sich doch nicht schlafen legen, ohne noch Etwas gesehen zu haben.

Wir gingen zum nahen Pantheon. Selten trabte noch ein oder der andere Römer über den Platz. Der ehemalige Heidentempel ragte stumm, riesig zum Himmel hinauf. Man sah die schwarze mächtige Masse vor sich, und mußte sich vorläufig mit dem Gedanken begnügen: man stehe jetzt vor dem Pantheon.

Nur die zwei kleinen Thürmlein, die im Jahre 1632 von Bernini neben der Kuppel hingepappt wurden, sah man schwarz in die Luft ragen. Wie nun das Pantheon in der Geschichte der Baukunst epochemachend und weltberühmt ist — so sind nicht minder unter den Baukünstlern diese zwei geschmacklosen Thürmlein zu einem Ruf gekommen, sie werden nämlich scherzweise: „die Eselsohren des Bernini“ genannt. Ein sauberes Andenken an den geistreichen Erfinder derselben!

Als Bildhauer ist Bernini eine Größe seiner Zeit. Er wollte es aber in seiner Eitelkeit dem Michel Angelo nachmachen, und auch in der Baukunst sich belorbern lassen. Das mißlang für diesmal — die Ohren am Pantheon sind mit keinem Lorberkranz zu verdecken. Es macht der Neid oft die besten, brennendsten Witze. Wer diesen Witz in seinem Leben auch nur einmal gehört

hat — wird gewiß immer daran denken, so oft er den Namen Bernini zu Ohren bekommt.

Der Besitzer des Limonadegeschäftes neben dem Springbrunnen vermeinte in uns ein Limonadebedürfniß erregen zu sollen; denn wir bewunderten die sinnreiche Einrichtung seiner Anstalt. Durch zwei Röhren hatte er nämlich vom reichquellenden Springbrunnen Wasser aufgefangen, das ergoß sich beständig in zwei Behältnisse aus Blech, in denen er seine kunstreichen Mischungen aus Zucker und Citronen zur Kühlung der erhitzten Bürger von Rom vornahm. Diese Art sehr zweckmäßiger Wasserleitung benützen hier alle Limonadenverkäufer, die ihre Buden in der Nähe von Springbrunnen aufgeschlagen haben.

So geht es Einem, der kein spezifischer Enthusiast ist; statt alle Schleusen der Geschichte aufzuziehen, und die Gewässer auf das Radwerk der Phantasie hinsausen zu lassen, und hierdurch in eine Art Verzückung über das Pantheon zu gerathen, interessirte mich der Limonadefabrikant mit seinen lustig sprudelnden Röhren so sehr, daß ich das praktische Geschick der gegenwärtigen Römer bewunderte, und meine Aufmerksamkeit von dem schwarzen unheimlichen Mauerkoloß eine Zeitlang abgezogen ward.

Es ist doch ein ganz kurioser Gedanke, vor einem

Riesengebäude zu stehen, das 25 Jahre vor Christi Geburt gebaut wurde, das also jetzt nahe an 19 Jahrhunderte dasteht! Wem ein solcher Fall noch nicht passirt ist, dem muß es doch erlaubt sein, in einige Bewunderung auszubrechen.

Da mir aber diese Bewunderung in Klaftern und Schuhen und Jahreszahlen nicht auswendig zu Gebote stand, da es finster war, und ich aus meinen Reisebüchern nichts mehr lesen konnte, und auch vom ganzen Pantheon nichts Rechtes zu sehen war — so begnügte ich mich mit dieser nächtigen Exkursion. Wir gingen nach Hause. Die Zimmer waren von der Sonne so durchwärmt, als wäre scharf darin eingeheizt worden. Die Steinböden fand ich zu meiner Freude mit Binsenmatten, und über diesen mit einem großen Wollteppich über das ganze Zimmer belegt. Hotel Minerva erwies sich höchst komfortabel. Die Betten durch Vorhänge rings abgeschlossen, zur Abwehr der Herren Zanzare et Comp., wie man hier die lästigen Stechmücken nennt.

Wenn man die Sehnsucht nach Rom jahrelang im Herzen getragen hat, wenn man dort nun zur Nachtzeit angekommen ist — des Morgens darauf gestärkt erwacht, so ist das eine Empfindung, die sich nicht beschreiben läßt. Man hat eben Rom vor sich — wie

ein Schatzgewölbe von Reichthümern voll — und da ist auch das Herz voll überfließenden Jubels.

40.

Erster Tag in Rom. Ein Obelisk. Die berühmten Schlafkameraden. Die Fleischhauer. Die Katzen. Das Pantheon bei Tag. Der lustige Geiger. Piazza Navona. Die Engelsburg und ihre gegenwärtigen Engel.

Der erste Tag in Rom ist der interessanteste; ein Meer von Eindrücken rollt mit mächtigem Wogenschlag an Dich heran, und verschlingt Dich in seinen Fluten; Du gewöhnst Dich an das Großartige.

Es fällt dem Verfasser nicht ein, hier eine Beschreibung von Rom zu liefern; deren gibt es tausende. Er will den Leser nur zu einigen Spaziergängen und Fahrten einladen, und das Gesehene nach dem ersten Eindruck schildern.

Also hinaus beim Hotel Minerva. Da steht vorm Thor auf dem Platze ein Obelisk aus ägyptischem Granit mit Hieroglyphen — auf einem Elephanten. Solche antike Obelisken in den merkwürdigsten Formen, aus dem kostbarsten Material, gibt es in Rom über ein Dutzend an öffentlichen großen Plätzen aufgestellt. Manche sind aus uralter Zeit, wie der auf dem Monte Citorio

nach Plinius aus der Zeit des Königs Sesostris, 1000 Jahre vor Christi Geburt.

Zehn Schritte vom Obelisken von S. Maria sopra Minerva (wie er genannt wird) ist die Hauptpforte zur Kirche gleichen Namens, welche den Dominikanern gehört. Gebaut auf dem Grund eines von Pompejus aufgeführten Minerventempels. Eine der wenigen Kirchen Roms im Spitzbogenstyl, restaurirt, blau marmorirt, gebaut 1280. Hat drei Schiffe, ist ungeheuer groß. Bilder, Statuen, Grabmähler berühmter Leute in Menge — darunter des heiligen Thomas Aquin, Leo X., Clemens VII., Benedikt XIII., der auch Dominikaner war, und vieler Anderer, wie der heiligen Katharina von Siena, und des gottseligen Angelo da Fiesole, seinem reinen frommen Leben nach mit der Glorie der Heiligkeit — seinem edlen Kunststreben nach mit dem Lorber des Ruhmes geschmückt.

Zwanzig Schritte vom Platz, wo diese Männer der Weltgeschichte in ihren Leibern den Schlaf des Todes schlafen — hab' ich heute Nacht der Ruhe gepflegt — und mir es nicht im Traume einfallen lassen, was für große und berühmte Schlafkameraden in meiner nächsten Nähe liegen! Zudem war der Wiener Bischof Melchior Clesel der zweite Kardinal, der den Titel dieser Kirche bekam.

Weiter durch ein paar schmale Gassen. Da siehst Du Fleischhauer, ganz hübsche Leute mit schwarzen Bärten, vom Halse bis zu den Füßen in eine Art weißen linnenen Talar gehüllt, wie Isispriester; eine römische Mode. Große Katzen italienischen Schlages lungern vor den Thüren ohne alle Schüchternheit. In Italien führen die Katzen mehr ein öffentliches, als ein zurückgezogenes Leben. — Man kommt zum Pantheon. Auch beim Tage schwarz; fast zweitausend Sommer, wie auch Zerstörungen, Brände sind an diesem Bau vorübergegangen.

Acht Klafter hohe, über 4 Schuh dicke korinthische Säulen tragen den 17 Klafter langen Porticus, schwarz wie Rauchfänge. Die Höhe der Kuppel und ihr Durchschnitt 22 Klafter; oben in der Kuppel eine Oeffnung, im Durchschnitt 4½ Klafter; da schaut die Sonne herein und strömt der Regen nieder. Im Jahre 608 wurde das Pantheon zur Kirche — die Statuen der Götter kamen hinaus. Achtundzwanzig Wagen voll Gebeine der heiligen Blutzeugen liegen als Grund unter dem Hochaltare. Außerdem sind 12 Altäre in der Rotunde. Die Sakristei ist in einem ersten Stockwerk hinter dem Pantheon. Von oben strömt der Luftzug herein, und weht die Kerzenflammen hin und her.

Während der heiligen Messe hörte ich vom Platze

herein großes Geschrei, Lärmen, Gelächter von einer großen Menschenmenge. Ich war am Altare, wo die berühmte Madonna del sasso steht, die sich über dem Grabe Rafaels von Urbino erhebt.

Als ich hinaus kam, stand ein alter Possenreißer mit einer Geige in einem dichten Rudel von Volk und allerhand anderem Gesindel jung und alt, er sang lustige Lieder, machte tolle Sprünge, lebhafte Geberden, und geigte durch Singen, Springen, Gliederverrenkungen und Gesichtsverzerrungen unermüdlich hindurch. Das war gleich ein Stück römischen Volkslebens.

Nun weiter auf die Piazza Navona mit ihren renommirten Springbrunnen, einer davon auf dunklen Felsengrotten, von Bernini gezeichnet, mit der Kirche St. Agnes; (innerhalb Roms) mit ihrem Gemüsemarkt, Maronigeschrei, sonstigem Lärm und Gedränge (zu Römerzeiten war dieser Platz der Circus agonalis, er hat heut zu Tage noch die elliptische Form), und weiter durch dunkle Gassen, vorüber bei vielen Kirchen, und endlich ein freier Platz und die Engelsbrücke; über derselben die Engelsburg. Dieser riesenhafte Quadernkuchen also des Kaisers Hadrian stolzes Grabmahl, das die Gothen in eine Festung umschufen — und in dem Belisar sich gegen die Gothen vertheidigt! Belisar muß seine Feinde für große Freunde römischer Alterthümer

gehalten haben, weil er in Ermanglung anderen Wurfgeschosses die schönen Statuen, welche noch das innere der Festung schmückten, auf die Köpfe derselben hinabwerfen ließ.

Der große Kriegsheld wollte wahrscheinlich den Beweis liefern, daß der romanische Styl auch auf gothische Köpfe einen Eindruck machen kann. — Solche Einwürfe gegen die Gothik von Seite der romanischen Kunst — schlagen am sichersten jedes Bedenken nieder.

Das also die Engelsburg, die in der Geschichte des Mittelalters eine so große Rolle spielt; deren die Rebellen sich so oft zu bemächtigen wußten!

Ein kolossaler erzgegossener Engel steht mit dem Schwert in der Hand auf den Zinnen dieser Burg — und um ihn wandeln jetzt die Franzosen mit ihren blauen Röcken und rothen Hosen ganz gemüthlich umher.

Einen Blick von der Brücke aus auf die Ufer der schleichenden Tiber aufwärts oder abwärts. Hohe Häuserreihen umsäumen den Fluß; sie sehen aber weder lieblich noch wohnlich, noch sehr reinlich aus! Doch, fort hinüber nach St. Peter!

41.

St. Peter. Der erste Eindruck. Die Confessio. Die Todtensymbole der Monumente.

Da steht man nun im Kreise der Säulenhallen; und was für hohe starke Säulen! — Nach allen Zeichnungen und Bildern hält man diese Säulen für klein und schwach. Man kann sich nicht denken, daß ein Wald von 284 Säulen und 88 Pfeilern, welche die Ellipse des Platzes bilden, aus so umfangreichen hohen Steinstämmen bestehen soll! Dieser Säulenwald ist Bernini's Schöpfung. Ach, hätte er doch nicht die Eselsohren auf das Pantheon gepappt!

Nun ist es aber gerade dieser kolossale Säulenwald, es ist ferner der ungeheuere Platz, es sind die mächtigen zwei Springbrunnen, die in schneeig-weiß schäumenden hohen Wasserstrahlen wie silberne Garben sich erheben, um im Sonnenglanz als ein lebendiger farbenfunkelnder Regen in ihre kostbaren Schalen aus orientalischem Granit herab zu stürzen, es ist die Wucht des Vatikans, die auf der rechten Seite, weil auf dem Berge in gleicher Höhe mit der Kirche die Ansicht drückt, — es ist die Breite des Domes selbst: welches alles zusammengenommen beim ersten Anblick die Peterskirche auch von Außen bei weitem nicht so groß erscheinen läßt, als sie wirklich ist.

Erst wenn man über die Stufen hinaufgeht, und sich vor die Halbsäulen hinstellt, da werden Einem die riesigen Dimensionen klar! Was für eine Vorhalle mit einem vergoldeten Stukkogewölbe reich geschmückt — sie könnte allein schon als eine große Kirche gelten. Nun tritt man hinein. Zuerst wieder eine scheinbare Enttäuschung! Wie, sagt man sich — das ist ja nicht gar so immens, wie man sich's gedacht! — Und man fängt an herumzugehen in dem Tempel; und jetzt erst wird es auffallend sichtbar, wie mächtig groß diese Räume sind, wie lange man braucht sie zu durchschreiten, wie riesig die Statuen wie umfangreich die Pfeiler, wie schwindelnd hoch die Kuppel! Und je länger man herumwandelt, desto mehr dehnen sich die Bogen empor, die Räume wachsen vor unsern Augen, und die Menschengestalten erscheinen uns wie gnomenhafte Schatten!

Vielleicht imponirt die ungeheure Größe des Petersdoms beim Eintritt auch deswegen nicht so sehr — weil man noch den Petersplatz im Kopf hat — den Platz, der über 60,000 Menschen faßt — der durch die Säulenbalustrade und durch das Quadrat im Fond geschlossen ist — über den sich in unermeßlicher Ferne der blaue Himmel als Gewölbe schließt — und dessen Hochaltar der Dom selbst mit seinen drei Kuppeln

zu sein scheint! Nach Anschauung dieser unaussprechlich großartigen Dimensionen tritt man nun in die Kirche hinein, und da ist man freilich im ersten Moment etwas unbefriedigt; bis man an den kleinen Krippenmännlein, als welche hier die Leute erscheinen, wieder den Maßstab für den imposanten Bau ins Auge bekommt!

Ich gelangte hin zur Confessio des heiligen Petrus. Rings um das Marmorgeländer der Gruft brennen 150 eherne vergoldete Lampen Tag und Nacht. Nun war's auch an der Zeit, meine Gedanken zusammenzunehmen.

„Das ist jetzt kein Traum! Jetzt bist du wirklich in der alten heiligen Roma, wirklich in St. Peters Dom!" Ich kniete mich nieder am Marmorgeländer, gedachte meiner noch lebenden Mutter, meines bereits hingegangenen Vaters, dann aller jener lieben und theuren Menschen, die mir je in Freundschaft nahe gestanden sind, die mir ihr Wohlwollen geschenkt, die mir Gutes erwiesen haben; ich forderte mich selbst auf zum Dank gegen Gottes Güte für meine bisherige Lebensführung, und alle erdhafte Sorge und Mühsal war verschwunden, ich brach unwillkürlich in einen anhaltenden Strom von Thränen aus. Die heilige Stätte

übt eine ungeahnte Gewalt, diese Gewalt war an mich herangekommen.

Hunderte von Kaisern und Königen und Millionen von Pilgern sind seit fast zwei Jahrtausenden gekommen, um an der heiligen Apostel Grabe zu beten! Ein mächtiges Stück Weltgeschichte zieht hier vorüber am Aug' des Geistes.

Man hat am ersten Tag zu Rom nicht Ruh, nicht Rast; man möchte in Ungeduld Alles auf einmal verschlingen. Was für großartige Grabmähler der Päpste finden sich hier! Gleich beim ersten flüchtigen Herumwandern fielen mir die Todtensymbole auf den Grabmählern der Päpste und die Frauendenkmähler auf — der erstere Gegenstand ist gewiß noch als solcher unbesprochen und daher lassen sich eben über diesen Gegenstand ein paar neue Betrachtungen anknüpfen; die auch später im Büchlein nachfolgen. —

42.

Das Capitolium. Ara Coeli.

Und wieder heraus aus St. Peters Dom, noch ein flüchtiger Blick auf der Königin Christine von Schweden und auf des letzten Sprossen aus dem Hause Stuart Grab; und herab die Stiegen, und vorbei

den Obelisk, der zur Zeit der Römer als Markstein gedient hat im Cirkus des Vatikans und jetzt die von Sixtus V. gemachte Inschrift trägt: „Ecce Crux Domini, fugite partes adversae; vicit leo de tribu Juda.“ —

Es wachte eine Art Leidenschaft in mir auf, mich den ersten Tag mit Eindrücken aller Art völlig zu betäuben, und da mein Aufenthalt in der heiligen Stadt kurz bemessen war, so viel als möglich zu profitiren. Dieser meiner Sehnsucht mußten Flügel geliehen werden — die Füße reichten nicht hin dazu. Rom ist groß; als Flügel benützt man die römischen Fiaker, ein Geschlecht, das ich lieb gewonnen habe, ich hatte mit mehreren dieser Herren Tage lang zu thun, und fand durchwegs — in so weit es die genannte Menschenklasse überhaupt zuläßt — billige, honette und dienstfertige Gesellen unter ihnen.

Mit einem Fiaker für den ganzen Tag kann man in Rom in Einer Woche sicher so viel ausrichten, als in fünf Wochen mit den eigenen Füßen. Die Distanzen in Rom sind weit von einem Ort zum andern; die Stadt ist ausgedehnt, das Schauen macht an und für sich schon müde und spannt ab; es ist Bedürfniß, daß man die Zeit zwischen dem Besichtigen von Merkwürdigkeiten, und wäre diese Zeit auch nur 5 bis 10

oder 15 Minuten, wieder im Wagen sitzend zubringt. So kommt man einmal sehr geschwind weiter — und kommt nirgends erhitzt oder ermüdet an; und sieht dabei bequem in der offenen Karosse die Paläste, Häuser und das Leben in den Straßen.

Also hinein in die Kutsche — nicht denselben Weg zurück, sondern durch die Hauptstraße von Trastevere die Via della longara, über die beiden Brücken der Bartholomäusinsel zum Capitolium, mit seinen großmächtigen Erinnerungen und kleinwinzigen Ueberresten — hier sieht man nichts mehr aus der alten Zeit; da muß nun die Phantasie herhalten und in ein paar Minuten bauen was Zeug hält — den Tempel des capitolinischen Jupiter, mit der Treue, der Jugend, dem Gränzgott, dem Jupiter tonans, der Juno moneta. Ueberreste finden sich noch vom Tabularium vom Konkordia-Tempel einige Stiegen u. s. w. An der Stelle wo der Tempel des capitolinischen Jupiters stand, über eine Stiege links vom Capitolium, thront jetzt die Kirche Ara Coeli, auf 22 Säulen aller Ordnungen erhebt sich der Bau — die Säulen wurden eben aus verschiedenen Tempeln der Heiden entnommen, und hier — in so weit es anging, symmetrisch verwendet.

An diesem Orte wurden in heidnischen Tagen die Waffen vor den Kriegen geweiht — hieher zogen die

Triumphatoren mit ihrer werthvollsten Kriegsbeute — um sie vorerst dem Jupiter als ein Weihegeschenk darzubringen. —

43.

Der tarpejische Fels und sein gegenwärtiger Hüter. Französische Offiziere.

Ein gescheiter Fiaker in Rom, der zugleich etwas den Cicerone spielen kann, ist für uns ein wahres Glück. Ohne diesen wäre uns das Denkmahl der berühmtesten Gänse, (die modernen emanzipirten Romanschreiberinnen gehören zu einer im Alterthume unbekannten Spezies), nämlich der capitolinischen, für diesmal sicher entgangen.

„Sehen Sie, dort links ist eine Thüre mit einem Glockenzug, das ist der tarpejische Fels.“ Wir kletterten rechts vom Capitol über einige Stieglein, eine öde Gasse, öde Häuser, etwas Mist — zum besagten Thürlein, da spielten Kinder, ein Mädchen und mehrere Buben, wir zogen an der Klingel, und der tarpejische Fels repräsentirte sich in Gestalt eines alten komischen Kauzes — des gegenwärtigen Besitzers des tarpejischen Felsens. Er führte uns durch das Haus in einen Garten mit Buxhecken, mit großmächtigen, klafterlangen Cactuswülsten, man sieht da ein schönes Stück Rom, Dächer, Kuppeln, und links ein Stück Felsen — es reichen aber hohe Häuser mit

ihren Bedachungen fast herauf und der ganze tarpejische Felsen — der sich bei mir seit meiner gymnasialbüblichen Phantasie im 12. Lebensjahre immer höchst grotesken und fürchterlichen, blutbefleckten und schwindeligen Aussehens erfreut hatte — er lag vor mir dieser tarpejische Fels in Gestalt jener Erscheinung, die man im Wiener und niederösterreichischen Jargon „eine miserablige Mistgestätte“ nennt. Ein paar wällische Goliathkatzen spielten auf den Felsenzinnen, auf denen vor Zeiten tausend arme Menschenherzen in Todesangst bebten vor ihrem Sturz in die Tiefe — auf dem die glorreichen Gänse als Capitolwächter schrien, und von dem aus die stolzen Römer den Angriff der Gallier zurückschlugen. — Freilich war dieser Felsen, ehe er von unten mit Schutt bedeckt und auf diesen Häuser gebaut wurden, 28 Klafter hoch, was immerhin zu einem Sturz in die Tiefe hinlänglich genug ist, und womit auch gewiß Jeder, den sie da hinabwarfen, zufrieden sein konnte.

Auf so welthistorischen Bühnen fahren Einem tausenderlei Gedanken durch den Kopf — die Gedanken liegen ja alle so nahe — die Luft ringsherum ist in einer elektrischen Spannung, da muß Blitz auf Blitz sich entladen; die Räume sind so reich an Thaten, das Material der Geschichte ist so aufgehäuft; — wem hier

nicht schwindelig wird vor Erinnerungen, der — könnte sich am Ende auf jeder Höhe behaupten.

Es klingelte, und zwei französische Offiziere (waren sie von der Besatzung Roms, oder eben auf Besuch in Rom, das weiß ich nicht) kamen herein.

Wo seid Ihr nun, Ihr schreischnäbeligen Gänse der Juno, Gallier sind da, nichts rührt sich — die Katzen spielen fort, und der alte tarpejische Fels lächelt — „wieder einige Bajocchi Trinkgeld; das Geschäft geht heute gut" — das sind die erhabenen Gedanken dieses alten Römers, und er hat am Ende auch Recht von seinem Standpunkte aus, und dieser Standpunkt ist kein geringer — es ist eben der tarpejische Fels, und was dieser tarpejische Fels abwirft.

Ich sagte zu den beiden Herren Galliern: „Warum haben sich die Römer vor dritthalbtausend Jahren solche Mühe gegeben gegen die Gallier, die Gallier sind jetzt doch heroben auf dem Capitol, und sehen Sie ihn an, diesen alten ehrwürdigen Römer, je mehr gallische Cohortenführer kommen, desto höher schlägt sein Römerherz, je mehr **Francesi**, desto mehr Bajocchi!" — Die Offiziere lächelten freundlich; die französischen Offiziere in Rom sind überhaupt sehr liebenswürdig und zuvorkommend.

Einer derselben erwiederte: „Jetzt ist's freilich gut, aber vor sieben Jahren hat es uns schon einige Mühe gekostet hier heraufzukommen.“ Auch Dieser äußerte sich: „er habe sich den tarpejischen Fels viel großartiger vorgestellt.“

44.

Die römischen Bettler im Vergleich mit ihren Zunftgenossen in Italien.

Wir gingen, vor der Thüre bettelte uns das kleine höchstens neun Jahr alte Mädchen an — wir gaben ihr etwas — nun bettelten auch die andern drei Jungen, wahrscheinlich ihre jüngeren Herren Brüder, diese wurden aber von ihr zurückgezogen, und ihnen bedeutet, es sei schon genug, daß sie etwas von den Herren bekommen; und sie sah einerseits wie dankend, und andererseits, wie sich ihrer Noblesse und achtenswerthen Gesinnung vollkommen bewußt, mit klaren Augen zu uns herauf. Wer es erlebt hat, wie sonst in ähnlichen Fällen in Italien gerade das Gegentheil geschieht — wie ein ehrenwerthes Familienglied, wenn es Etwas bekommen hat — die andern erst noch zum Betteln aufstachelt — dem muß dies Benehmen gefallen. Einen kleinen Lorber der kleinen Römerin, eine moderne Krönung auf dem Capitol!

In diesem römischen Volk sind überhaupt noch Spuren des alten Adels — Zeugnisse, die für den Erbadel überhaupt sprechen. Dies Volk lebt in großartigen Erinnerungen, und bei dem Einen oder dem Andern schlagen sie doch bisweilen durch; er fühlt: daß man dem Namen: Römer auch etwas schuldig ist; und dies Gefühl geht in Rom mitunter herab bis auf den Bettelmann und das Bettelweib! Wenn Du in andern Städten Italiens unermüdlich Gassenlang verfolgt wirst wie von unabweisbaren Stechfliegen, während sie Dir da vorjammern, und nach Umständen ihre Wunden und Leibesgebrechen zeigen, geht in der Regel der römische Bettelmann sehr bald zurück, wenn Du ihm bedeutest, daß Du kein kleines Geld hast — oder wenn Du eine verdrüßliche Miene machst. Eben so habe ich selbst die Camerieri in den Gasthöfen artig, nicht keck und nicht so unverschämt habgierig gefunden wie anderwärts; und ich kann nicht umhin, diese meine Betrachtung über das römische Volk anerkennend auszusprechen.

Man wird schon hier auch mitunter geprellt und übervortheilt; aber bei weitem nicht so oft und so arg wie anderwärts in Italien, und am Ende hat dieses Volk immer eine Handhabe, bei der man es packen kann, das ist ein gewisser Stolz auf den römischen Na-

men, ein Stolz, den die Jahrtausende noch nicht entwurzelt haben.

Man wird vielleicht hier einwenden: „Ja, aber wie händeaufhalterisch sind die Bediensteten in den Gallerien!" — Das ist am Ende nicht so arg — die Herren haben sehr viel zu thun mit dem Abstauben der Bilder — sie halten ihre Hände nur auf, um zu zeigen wie schmutzig sie sind; es ist somit eben auf den handgreiflichen Beweis ihrer Amtsthätigkeit abgesehen.

Was sind selbst diese Bauern aus der Umgegend Roms für schöne Leute — eine gewisse noble Haltung und ein stolzer Gang charakterisirt sie — sehen sie verwildert aus, so gleichen sie eher einem wohladjustirten Theater-Räuberhauptmann — aber das gewisse schlaue und lauernde Wesen des deutschen und slavischen Bauern findest Du hier nicht.

45.

Das **Forum Romanum** und einschlägige Betrachtungen hierüber.

Wir stürzten vom tarpejischen Felsen ganz wohlbehalten in unsern Wagen, die Geschichte dauerte kaum 6 Minuten; und weiter gings herum — zum **Forum Romanum**.

Das ist aber nun etwas zerschmetternd Großarti-

ges. Das alte Rom stellt sich nirgends imposanter dar als hier und im Colosseum. Diese beiden Ruinen muß man aber auch zur Nachtzeit beim Mondschein anschauen. Das ist ein Eindruck, den man nicht mehr wegbringt — sein lebenlang.

Ein paar Tage darnach bin ich Abends mit dem Direktor der Anima in Rom, Dr. Flir, hiehergefahren; es sind mir unvergeßliche Augenblicke, die ich mit dem ebenso liebenswürdigen und edlen Menschen, als tüchtigen Geschichtskenner und Philologen hier zugebracht. Flir ist auf dem Forum zu Haus, wie irgend ein alter Römer, ihm ist nach Menschenmöglichkeit kein Stein und keines Steines Deutung unbekannt, und man kann mit ihm bei Mondenschein in einer Viertelstunde hier mehr profitiren als mit den besten Reisehandbüchern beim hellen Sonnenlicht.

Säulen, die noch in die Luft ragen, riesige Mauern, Schutt, Steine, wo die Rostra (die Rednerbühne) standen, der Triumphbogen des Septimius Severus, die Säule des Phokas, die Tempelruinen, alles auf Einen Blick. Hier einst das Herz Roms — von hier sind die Pulsschläge seiner Weltherrschaft ausgegangen. Hier in diesem Herzen die Stürme des innerlichen krankhaften Lebens; hier die großen Redner und Staatsmänner in der Feuerlohe ihres Ehrgeizes — in dem lichten

Glanz ihrer Vaterlandsliebe und ihres Römerstolzes; hier die stimmfähigen römischen Bürger im Selbstgefühl ihrer Macht und Herrlichkeit; hier das Verkündigen der Herolde — von den Niederlagen der geschlagenen Völker, von welthistorischen Siegen; hier die verzehrende Lohe des Bürgerkriegs!

Hier Cicero auf den Rostris, der herabruft: Quosque tandem abutere Catilina patientia nostra? Wo ist Cicero, wo Catilina, wo ist das alte Rom, wo sind die großen Konsuln, wo die Imperatoren, wo Nero, wo Titus der Gütige? Die Ueberreste Neros wurden dort aufgefunden, wo jetzt St. Maria del Populo steht und Paschalis II. hat sie nach dreitägigem allgemeinem Fasten in die Tiber geworfen.

Das ist die Weltherrlichkeit! Hieher gehe, lieber Leser, wenn Dich die Leidenschaft des Ehrgeizes stachelt; —. hieher gehe, wenn ein alberner kleiner Mensch, der auf dem Sandhaufen dieses Erdenlebens um ein paar Sandkörnlein höher steht als Du — Dir will seine Größe fühlen lassen; zieh Dich selbst heraus aus dem Schneckenhäuslein Deines kleinen Lebenskreises, aus dem engen Horizont Deiner beengten und gedrückten Weltanschauung, hieher komme und lache Dich zuerst selbst aus in Deinem kleinlichen Ringen und Streben, und dann kannst Du auch über alle andern lachen, die sich

groß machen wollen in dieser kleinen Welt — und die einherschreiten, als ob das ewig so fortginge, und die keine Ahnung haben von dem zermalmenden Gewicht tausendjährigen Schuttes!

Hieher komme zur Nachtzeit, der Mond spinnt seine Zauberfäden über die Ruinen, Du siehst die alten Römer gespenstisch umherschleichen auf dem schwarzen Gestein, bisweilen bellt ein Hund in der Nachbarschaft oder es geht irgend ein müder Mensch vorüber und denkt sich: Ei, was muß denn der da verloren haben auf dem Campo vaccino! — Welche Ironie der Geschichte — jetzt ist das Forum Romanum der Viehmarkt!

Und ernst schauen die Ruinen des Kaiserpalastes vom palatinischen Hügel, auf dem jetzt die farnesischen Gärten stehen, und die Curia Julia mit ihrer eingesunkenen Herrlichkeit!

Wie mag es nun den Geistern all dieser mächtigen Heiden ergehen? Gott hat sie gerichtet in seiner Gerechtigkeit und Barmherzigkeit nach dem Gesetz jener Stimme, die zu jedem Menschen, der da in die Welt kommt, spricht — in ihrer Lust hier auf Erden war keine Heiterkeit, in ihrer Herrlichkeit, mit der sie sich umzwangen, war kein Friede, und gelangen auch alle Pläne ihres maßlosen Ehrgeizes, sie fanden dennoch kein Genügen.

Hier könnte man von der alten Rednerbühne aus eine Homilie halten über den Propheten Baruch 3. Kapitel: „Wo sind die Fürsten der Völker, die über Alles herrschten, was auf Erde lebt, die Silber und Gold aufhäuften, worauf die Menschen ihr Vertrauen setzen; die Silber verarbeiten ließen mit Sorgfalt, deren Habsucht nicht ergründlich war? Sie sind hinausgestoßen, hinabgestiegen in die Unterwelt und andere haben an ihrer Statt sich erhoben."

46.

Der Triumphbogen des Titus und seine Bedeutung für die Juden. Die Via sacra und Horaz.

Nun weiter zum Triumphbogen des Titus — errichtet wegen der Zerstörung Jerusalems 70 Jahre nach Christi Geburt. Titus im Triumphwagen, gezogen von der personifizirten Roma, umgeben von Liktoren. Auf der andern Seite die Heiligthümer des Tempels, der siebenarmige Leuchter, der goldene Tisch mit der Opferschale, die silbernen Posaunen, die den Psalmengesang im Tempel begleiteten und gefangene Juden. Man erzählt, es sei eine Sitte unter den Juden Roms, daß sie ausspucken, so oft der Weg einen an diesem Triumphbogen vorüberführt; während keiner unter dem Bogen durchgeht.

Wir finden dieses durchaus nicht lächerlich! Dieser Triumphbogen hat eine welthistorische Bedeutung — er ist ein Schlußstein des politischen Bestandes der Juden; er ist der Markstein ihrer weltlichen Herrschaft, er ist ein Denkstein aller Prophetenstimmen dieses Volkes, das auf die Prophetien nicht gehört hat, und er ist am Ende ganz natürlich ein Stein des Anstoßes für jeden Juden, der im Judenthum verharrt. Die Gebilde auf demselben sind mannigfach verstümmelt, manche Zier ist vom siebenarmigen Leuchter herabgeschlagen. Aber das Zeugniß von 18 Jahrhunderten, das Zeugniß für der Propheten warnende und drohende Verheißung, das Zeugniß für Christi Wort, für des Evangeliums Wahrheit, steht unerschüttert da. Es ist dies Monument auch eine welthistorische Antwort auf die frevelhafte Selbstverurtheilung des Judenvolkes, welches auf Pilati Wort: „Ich bin unschuldig an dem Blute dieses Gerechten, sehet ihr zu," im übermüthigen Hohn ausrief: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder! Durch alle Umstürze, durch alle Völkerwanderungen, durch alle Herrschaftswechsel, durch alle Revolutionen, durch alle Barbarenhorden hindurch, vom wilden Totila, der Geißel Roms angefangen, bis zur letzten Gewaltherrschaft in Rom vor einem Dezennium — blieb unerschüttert stehen der Triumphbogen des Titus — obwohl gerade

ihn wegzubringen im Interesse so vieler tausende von Menschen läge!

Wenn der neugewählte Papst zur Ceremonie des Possesso (der Besitznahme) in Prozession vom Quirinal in den Lateran geht und ihm die Schlüssel der Capitolburg übergeben sind, geht er auch durch den Titusbogen über das Colosseum. Vom Titusbogen bis zum Colosseum lassen die Juden Roms den Weg mit Teppichen belegen und machen hebräische und lateinische Lobsprüche auf den neuen Papst. Der Oberrabiner überreicht an der Spitze seiner Amtskollegen dem Papst eine hebräische Bibel, worauf der Papst spricht: „Vergeblich wartet Ihr auf den Messias, den dies göttliche Buch verheißt; er ist schon vor mehr als 18 Jahrhunderten gekommen, widerstrebt nicht länger der Wahrheit.“ Dann verrichtet der Papst ein kurzes Gebet: „Gott wolle den Juden die Binde von den Augen nehmen, die ihnen das Licht entzieht.“

Hier wieder die Ausmündung der Via sacra, eine wahre Pulsader der römischen Geschichte; was für denkwürdige Tempel und Gebäude sind hier gestanden! Hier zogen die Triumphatoren ein mit ihrer Beute und ihren Gefangenen. Auf dieser Straße hat der poetische Lebemann und gemüthliche Faulenzer Horaz sich gewöhnlich einigen Appetit für seine luxuriösen Tafeln und Ein-

ladungen geholt; denn er selbst erzählt einmal: „Zufällig ging ich nach meiner Gewohnheit am heiligen Weg.“ (Ibam forte via sacra, sicut meus est mos.)

47.

Das Colosseum. Seine Geschichte und Bedeutung. Die Meta sudans.

Jetzt vorbei den Triumphbogen Konstantins (gebaut 312 nach Christi Geburt), diesem Bogen schenkt man schon keine Beachtung mehr — hat man ja hier vor sich das Colosseum, den riesigen Triumphbau der Kirche, dessen Grundfesten getränkt sind mit tausend und tausend heiliger Martyrer Blut!

Das Riesengebäude hat Jeder, der auch nicht in Rom war, schon in Hunderten von Bildern gesehen, es bedarf eigentlich keiner Beschreibung.

Diesen Bau hat man in der alten Zeit für das achte Wunder der Welt gehalten. Den Namen hat das Colosseum nicht von seiner eigenen Größe, sondern von der fast 5 Klafter hohen Statue Nero's erhalten, von der jetzt aber keine Spur mehr zu sehen. Auch hieher muß man zur Mondeszeit kommen.

Was für ein einerseits furchtbares und anderseits trostreiches Gefühl wacht hier zur Abendzeit im Herzen auf! Die Schritte der französischen Schildwache tönten

durch die Bogen herein in die mächtigen Räume, sonst war alles still! Die Gallerien ragen auf, von denen der blutgierige Pöbel gejauchzt, wenn es ad leones hieß, wenn die schweren Fallgitter, die zum Theile noch zu sehen sind, aufgezogen wurden und die hungernden Panther und Löwen auf die Opfer herausstürzten. Der Umfang des Gebäudes hat 257 Klafter, die Höhe 26 Klafter; es faßte über 300,000 Zuschauer.

Noch ragen die Hunderte von Säulen, welche die Gallerien tragen; und wenn Wolken am Monde vorbeiziehen, so wandern unten die Schatten durch die Gallerien wie die Geister der Römer, die einst hier gejubelt, als tausend Opfer im Todesröcheln lagen und als das Blut im wahren Sinn des Wortes in Strömen dahinfloß. Nachklänge nicht so schlimm wie die Schule der Inquisition!

Sei gegrüßt hochgeweihte Stätte, geweiht durch das Blut von tausend und tausend Helden und Jungfrauen, die hier den Sieg der Ewigkeit in der Macht und dem Segen des Kreuzes errungen haben.

Jetzt ist das Kreuz in der Mitte der Arena aufgepflanzt und der einstige Kampfplatz wird von den 14 Leidensstationen in kleinen Kapellen umrungen.

Wo jetzt das Kreuz steht — wurde einst ein Tragaltar hingestellt und auf selbem vor dem Beginn der Spiele dem Jupiter zu Ehren ein Mensch geschlachtet.

So suchte das Heidenthum den Akten furchtbarer Grausamkeit noch eine religiöse Weihe zu verleihen. Vestalinnen gaben das Zeichen zum Beginn der Kämpfe und theilten die Preise aus.

Wie am Forum die Vergänglichkeit irdischen Ruhmes, irdischer Größe und Herrlichkeit aus den aufragenden steinernen Riesenbuchstaben redet — so predigt dieser Raum die Vergänglichkeit irdischer Leiden, die der Mensch erträgt um Gottes und seiner Wahrheit und seines Reiches und seiner Gerechtigkeit willen. Was auch die Bosheit an Dich heranhetzt in Verfolgung, Verläumdung, Unterdrückung und Schmach — es geht vorüber, dort winkt Dir für alles, was Du hier um Gottes Willen geduldet und getragen, die Krone der ewigen Herrlichkeit!

Merkwürdig ist, daß auch diese riesigste Marterhalle der Welt mit ihrem Thore der Lebenden (bei dem die in dem Kampf nicht Gefallenen hinausgeführt), und mit ihrem Thor der Todten (bei welchem die Gefallenen mit eisernen Haken wie hingewordene Thiere hinausgeschleift wurden), ein Zeugniß ablegt für den Selbstfluch des jüdischen Volkes: „Sein Blut komme über uns und über unsere Kinder!"

Die gefangenen Juden mußten unter Titus das Colosseum bauen. Sie wurden grausam behandelt —

einigen Berichten nach durften sie während der Arbeit nichts reden; und an 12,000 sollen der angestrengten Arbeit, und der auf sie gehäuften Qual erlegen sein.

Nimmt man dazu, daß dieses Monument durch Titus seinem Vater Vespasian zu Ehren geweiht wurde, indem er Spiele gab, die 120 Tage lang ununterbrochen dauerten, und bei denen 5000 wilde Thiere und 10.000 Gladiatoren (diese waren wohlfeiler als die Thiere, darum konnte man ihrer mehr hiezu verwenden) sich gegenseitig zerfleischen mußten, so kann man wohl sagen: Diese Räume sind mit Blut gebaut, und mit Blut zur Blutvergießung geweiht worden!

Da waltete das Heidenthum im vollsten Naturkultus, in der höchsten grausamsten Nichtachtung der Persönlichkeit — wenn die Schlachtopfer, indem sie an der Kaisertribune von einem Herold vorbeigeführt wurden, diesem noch zurufen mußten: Te Caesar, morituri salutant! (Wir dem Tode geweiht grüßen Dich, Kaiser!)

Die Meta sudans vor dem Colosseum ist der verfallene Springbrunnen, welcher aus dickem Rohr höher aufschießend als die jetzigen Bassins am Petersplatz, die nöthigen Wasser zur Reinigung lieferte, diese sollte die Ströme des vergossenen Blutes abwaschen. Der Aquädukt, durch welchen die Arena zu besonderen Spie-

len unter Wasser gesetzt werden konnte — befand sich auf der andern Seite gegen die Via labicana zu.

48.

Verschiedene Kirchen. St. Johann im Lateran.

Unter vielem heidnischen Mauerwerk, Tempelruinen und anderen Denkmählern aus der alten Zeit — und unter verschiedenen Kirchen, bei denen natürlich immer aus dem Wagen gestiegen, und wenigstens die Hauptmerkwürdigkeiten flüchtig in Augenschein genommen wurden, kamen wir diesen Tag auch in die Kirche der 4 Gekrönten; von da in den Lateran.

Die Kirche St. Johann im Lateran flößt schon durch ihre Inschrift Ehrfurcht ein: „Sacrosancta lateranensis ecclesia, omnium urbis et orbis ecclesiarum mater et caput.“ „Die hochheilige lateranensische Kirche, aller Kirchen der Stadt Rom und der Welt Mutter und Haupt.“ Ueber die Kunstwerke dieser Kirche sind Bücher abgefaßt. Die Perle der Kirche ist der päpstliche Altar. Es ist derselbe, den der heilige Papst Silvester aus den Katakomben erhoben, derselbe, auf welchem der heilige Apostel Petrus das unblutige Opfer dargebracht.

Dieser Altar besteht aus Tannenbrettern, in welche die Kreuzesform eingeschnitten ist — der hochehrwür-

dige Opfertisch ist aber umgeben von einem kostbaren durchbrochenen Marmorgeländer, und mit reichen Stoffen bedeckt; — in diesem Altare sind keine Reliquien der Martyrer, nur der Papst allein darf hier die heiligen Geheimnisse feiern.

Ober dem Altare ist getragen von vier ehernen Säulen eine Art Sarkophag aus kararischem Marmor, in dem die Häupter St. Petri und Pauli aufbewahrt werden. Außer vielen andern höchst merkwürdigen Gegenständen wird hier auch die Tischplatte gezeigt — auf welcher der Heiland mit seinen Jüngern das letzte Abendmahl feierte.

Eine Bemerkung muß der Verfasser hier einschalten. Würde man nur immer Ein oder die andere Kirche, eine oder die andere dieser kostbaren Reliquien sehen — so müßte man sicher von Staunen und Ehrfurcht, von Bewunderung und heiliger Scheu ergriffen sein.

Nun sieht man aber in Rom auf einmal so viel — daß man am Ende in ein Abgestumpftsein und in eine Gleichgiltigkeit geräth, von der man vorher sich keine Vorstellung machen kann — und über welche man nachher, wenn man einige Zeit von Rom weg ist, sich den Vorwurf macht: „Aber wie konntest Du beim Anblick dieses oder jenes Gegenstandes, dieses Baues, jener ehrwürdigen Reliquie gar so trocken und ledern sein!

49.

S. Croce in Gerusalemme. S. Maria Maggiore.

Von hier ging es in die Kirche S. Croce in Gerusalemme am Ende des Esquilinus. Sie wurde zur Erinnerung an die Mutter Konstantins früher auch die Hellenische Basilika genannt. Im Jahre 1492 fanden bei einer Reparatur die Arbeiter auf dem Gipfel des höchsten Bogens eine bleierne verschlossene Kiste mit einer Marmortafel bedeckt, auf welcher die Worte standen: Hic est titulus verae crucis (Dies ist der Titel des wahren Kreuzes.) In dieser Kiste fand man eine schon von der Zeit beschädigte Platte. auf welcher die rothgemalten Buchstaben stehen: Hiesus Judeorum Nazarenus rex.

Weiter ging es wieder die sehr lange Via di S. Croce zur S. Maria maggiore. Aus vielen Abbildungen war sie mir schon bekannt — und doch machte sie einen total anderen Eindruck als jenen, den ich aus den Bildern mir zusammengestellt.

36 weiße Marmorsäulen -- aus dem nahen Tempel der Juno lucina genommen — tragen den Bau.

Das erste Gold, welches Columbus aus Amerika brachte, wurde von Spaniens Königen zur Vergoldung des Platfonds geopfert.

Vier mächtige Granitsäulen tragen die großen Bo-

gen. Der Hochaltar aus Porphyr ist ein Wunder von Kunst und Pracht. Auch der Baldachin ruht auf vier Porphyrsäulen, die von goldenen Palmen umschlungen sind.

Rechts und links vom Eingang ist Klemens IV. und Pius V. begraben. Auffallend sind die Kapellen an beiden Seiten des Hochaltars, die eine Kapelle Sixtus V., die andere der Borghesischen Familie. Abgesehen von der reichen Kunstentfaltung und der wahrhaft wundervollen Pracht dieser Kapellen — ist jede größer als irgend eine bedeutende Kirche in Deutschland; so daß der Name: Kapelle nur deswegen richtig angebracht ist, weil man in diese Räume aus einer noch größern Kirche eintritt, an welche sie angebaut sind.

50.

Das Mamertinische Gefängniß.

Nach Besichtigung mehrerer anderer Kirchen, die uns im Wege lagen, gingen wir in der Nähe des Forums in das Mamertinische Gefängniß, in welchem die heiligen Apostel Petrus und Paulus ihren Triumphzug zum Tode der Blutzeugen erwarteten, aus dem sie zur Richtstätte geschleppt wurden. Das dünkt mich der heiligste, der ergreifendste Ort Roms. In der kleinen Kapelle ober dem Gefängniß ist das ewige Gebet der ewigen Stadt. Hier ist größere Andacht und

51.

Die Säule des Antonin mit den kopflosen Römern und Thraciern. Porta del populo.

Mit ein paar Ansichten Roms von der Höhe sollte der Tag beschlossen werden. Also hinauf auf die Säule des Antonin. Sie steht auf einem der schönsten und lebendigsten Plätze Roms beim Corso. Du schreitest über ein Bächlein höchst verdächtigen trübseligen Gewässers, vor einer kleinen Thüre steht ein hölzernes Gitter wie vor einem Hühnerstall, und Du gehst nun die steinerne Wendeltreppe hinauf, an 200 sehr hohe Stufen, über welche seit 1700 Jahren unzählige Millionen Menschen hinaufgestiegen sind, und ein Theil Roms liegt vor Dir. Von der viereckigen Platform aus ist es zum Schwindligwerden selbst für Solche, die gewöhnlich keinen Schwindel bekommen; das geht gar zu senkrecht hinab, und man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß diese geradeswegs in die Luft hinausragenden und unten die Luft als Grund habenden Steine nicht ein wenig aus dem Gefüge weichen und zu einem Spazierflug in die Tiefe einladen. Und wenn Du herabkommst, so steht ein Mann da, der Dir dienstfertig das Hühnergitter wegräumt — und er hat guten Grund dazu — denn auf dieser Säule steht sein Leben, beruht sein Erwerb.

Tausende von römischen Soldaten und thracischen Gefangenen klettern in den Spirallinien mehr als anderthalb tausend Jahre auf die Säule hinauf — doch vermissest Du die Köpfe der meisten. Woher das? Tausend vierhundert Jahre hatten diese Basreliefbilder die frei hervorragenden Köpfe bewahrt — die Barbaren verschonten sie — alle Tumulte, alle Revolten, alle Belagerungen überlebten sie; da fiel es inmitten des achtzehnten Jahrhunderts, in der Blüte der Zopfzeit, einem Principe ein, an dieser Säule ein Feuerwerk abzubrennen, die Raketen und Schwärmer befestigte man sinnreich an den hervorstehenden Köpfen, und piff, puff, paff! — Römer und Thracier verloren ihre Köpfe bei jedem Raketenkrach. Da kann man wohl sagen: Krach und Ach, Ach und Krach! Am Morgen nach dem Feuerwerk wurden die Köpflein von Freund und Feind zu hundertweis auf der Straße gefunden. — Mit gefangen, mit gehangen!

Der sehr dienstfertige Fiaker führte uns nun noch an die Ripetta — in die dort befindlichen sehr bescheidenen Baumanlagen an der Tiber — und von da zur Porta del Populo (Porta Flaminia) auf den herrlichen Platz — wir nahmen für heute Abschied von dem guten Burschen — unser und sein Tagewerk war vollendet, und wir stiegen hinauf den Monte Pincio, die einzige öffentliche Gartenanlage Roms.

Das ist die Schattenseite Roms, daß es so wenig

Schatten hat. Mit den laubigen Spaziergängen sieht es hier sehr schlecht aus. Dem Fremden liegt wenig daran: daß die Gärten auf dem Pincio für die vielen Spaziergänger nicht ausgedehnter sind — was eben auch nicht leicht möglich ist. Der Fremde, der da zum ersten Male heraufkommt, hat keine Lust, in dem durchscheinigen Schatten herumzuwandeln — der stellt sich vorne zu der Brüstung hin und schaut hinab.

52.

Anblick Roms vom Pincio am Abend.

Was ist das am Abend für ein Anblick! — Man hat Rom zu seinen Füßen liegen, das ist die ganze lebendige Weltgeschichte, die ihr Immergrün durch alle Ruinen und Trümmerhaufen hindurchspinnt! — Ein reichhaltigeres steinernes Buch als das, dessen Blätter hier vor Dir aufgeschlagen liegen, findest Du nirgends mehr in der Welt. Willst Du eine der hiesigen Ansicht würdige Betrachtung haben, so ist es wohl das Einfachste und Gescheiteste, wenn Du Dir irgend ein Compendium der Weltgeschichte hernimmst, und den Theil durchliesest, der seit 2000 Jahren spielt; Du wirst auf jedem dritten Blatte mindestens Deine Blicke vom Buch wegwenden, und über die riesigen Steinhaufen vor Dir gleiten lassen, um die Szenen aufzusuchen, die in Deinem Buche gespielt werden.

Wie wir aber nach unserem menschlichen Egoismus von den großartigsten, weit ausgreifenden welthistorischen Ansichten immer wieder in aller Geschwindigkeit bei der mindesten Veranlassung uns in das Schneckenhaus unseres kleinen persönlichen Lebens hinein verkriechen, so ist es auch mir auf dem Pincio ergangen.

Eine Zeitlang war der Blick über die Tausende von Dächern und über die Hunderte von Thürmen und Kuppeln — die in den vielfachsten Farbenstimmen der sinkenden Sonne ihre Scheidegrüße nachspiegelten — hingeschweift — eine Zeitlang hatte ich auf die 35,000 Häuser und Paläste, und auf die Kirchen, die der Anzahl der Jahrestage gleich (also 365) sein sollen, und auf die zwanzig Erhöhungen, die nach und nach sich aus Schutt und Ruinen gebildet, und auf welche wieder Häuser hinaufgebaut wurden — hingesehen — und des Sallustius mich erinnert, auf dessen einstigen Höhengärten ich nun wandelte — — da geschah mir das Umgekehrte, was mir in der Peterskirche geschehen. Wie mir dort alle Jene ins Gedächtniß kamen, denen ich irgend etwas zu danken habe — die mir eine freundliche und wohlwollende Gesinnung erwiesen; — so war es hier im Gegentheil, als ob der Teufel mich auf dieser Anhöhe im Anblick Roms dadurch versuchen wollte daß er mir im Nu alle Leute vorführte, die in Bos-

heit aus verschiedenen Gründen, und aufgestachelt durch verschiedene Leidenschaften, zumeist auch um der Sache willen, die ich bisher vertreten, mir ihre Feindschaft geschenkt haben, und mir Böses zu thun gedenken.

Die Versuchung prallte ab — ich konnte zu keiner feindseligen Gesinnung gestimmt werden; der welthistorische Anblick Roms hatte sich wie ein undurchdringliches Panzerhemd um mich gelegt.

Die kleinen unwichtigen Tyrännelein, die sich kein besseres Ziel wußten, als mich kleinen Menschen — der, wenn je, sich eben jetzt in seiner ganzen Unbedeutendheit fühlte — diese winzigen Gesellen kamen mir jetzt unendlich komisch und lächerlich vor. Ist auch begreiflich. Auf dem Standpunkt, auf dem ich mich befand, mußten mir jenen Zwergen gegenüber die mächtigen Tyrannen einfallen, die da drunten in der Heidenzeit ihr blutiges Unwesen im größten Maßstab getrieben — und jetzt, was ist es jetzt mit ihnen? — Schau hinab! der Staub der Bezwungenen und der Bezwinger, der Bedränger und der Bedrängten, der Verfolger und der Verfolgten, der Schuldigen und der Unschuldigen, der Guten und der Bösen ist in alle Winde zerstreut!

Jede Sünde ist Mißbrauch der Macht, die uns Gott gegeben hat, und jeder Mißbrauch der Macht, die

Gott gegeben hat, ist Sünde. Auf der steinernen Rechentafel da drunten sind Hunderte von Geschlechtern aufgeschrieben und wieder ausgelöscht worden, was aber im Buch des Gerichtes geschrieben steht, das wird nicht ausgelöscht — in diesem Buch aber steht — bis zum großen Tag der Sühnung das Leben jeder Persönkeit verzeichnet. nur die Schandthaten der Pfaffen.

Wenn Du nun Deine Feinde auf eine ebenso gemüthliche als versöhnliche Weise — doch recht genugsam verachten lernen willst — so komme am Abend auf den Pincio — schau hinaus und denk ein wenig nach!

Dort, wo Nero in seinem Circus die ewige Wahrheit in ihren Bekennern blutig verfolgte, dort siehst Du jetzt hoch in die Lüfte ragen ein heiliges Symbol der einstigen Vergeltung — St. Peters Dom!

Seine Kuppel, die entfernteste von allen, ist dennoch die größte; durch ihre Fenster, die hoch sind wie mächtige Stadtthore, leuchtet im goldenen Roth die Abendsonne, und scharf treten die Umrisse des himmelanstrebenden Tempels hervor.

In der Ferne sind auf den Anhöhen noch Villen, Cypressen und hohe Pinienkronen vom Abendroth angeleuchtet sichtbar, während in Roms Straßen schon die Finsterniß hereinbricht.

Die Töne der Abendglocken von nah und fern rol-

len wie Meereswellen durch die Luftschichten, die auf der Siebenhügelstadt lagern, und mahnen zum Gebet der Erlösung und der Versöhnung: „Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben!“

Wie klein ist das Leben des Einzelnen, wenn er der Millionen von Lebensgeschicken gedenkt, die hier sich abgespielt haben; und wie groß ist hinwiederum doch das Leben eines Jeden, Jeder hat die gleiche Aufgabe — Gott über Alles, also auch über diese ganze vergängliche, erbärmliche Welt zu lieben, und durch diese Liebe zur Seligkeit einzugehen!

Und hinüber gingen wir auf der Anhöhe die französische Akademie vorbei und über die große Stiege bei der Kirche **Trinità de' Monti** hinab in die **Strada del Babuino**, und von da in die **Via Condotti**. Schon waren die Lampen angezündet, und man konnte die eben so prachtvollen als unerklärlich wohlfeilen Mosaikgegenstände bei den vielen Juwelieren bewundern, die ihr Lager hier aufgeschlagen. Auf dem Corso, die schönste und längste Straße Roms mit den elegantesten Kaufläden, war es sehr lebendig, wir spazierten noch eine Zeitlang herum, und nahmen unser Abendmahl in der **Trattoria dei belli arti**, welche uns schon zu Mittag gastlich aufgenommen, in der Nähe des Corso. Auch dieses Lokal ist spezifisch von deutschen Speise-

häusern verschieden. Der Speisesaal ist hoch, oben schließt ihn ein geschwärztes Tonnengewölbe wie eine große Kuppel. Weinranken lugen mit ihren breiten Blättern von den Fenstern aus dem Hof herein. Speisen und Weine rein, gut und erquicklich; von der Oelküche, die ältere Reisende von früher her immer zum Schrecken der jüngeren drohend erwähnen, auch hier keine Spur. Man kann sich Speisen wählen, welche, zum Trost der Schwachen sei dies gesagt, die deutsche Kost durchaus nicht vermissen lassen. Der Cameriere, ein sehr gewandter, hübscher, gescheiter und nicht habsüchtiger Mensch, zuvorkommend und dankbar, aber keineswegs kriecherisch, sondern nobel in seinem Wesen, kurz ein ganzer alter Römer. Er hätte seiner Haltung nach im ersten Theater Deutschlands als irgend ein Charakterspieler auftreten können, und würde durch seine Naturanlage jenen Anstand getroffen haben, den sich der Deutsche oft erst Monate lang hineinbüffeln muß.

So ist der erste Tag in Rom mit allen seinen Eindrücken bis auf den Cameriere herab hier wiedergegeben. Lasse Dich, lieber Leser, wenn Du kannst, ja nicht abhalten nach Rom zu gehen, von Leuten, die Dir sagen man müsse zu lange hier bleiben um Alles zu sehen; je mehr Zeit Du hier bleiben kannst, desto besser ist's freilich; aber man kann auch in kurzer Zeit etwas Or-

deutliches ausrichten; und hätt' ich in Rom gar nichts erlebt als diesen einzigen Tag, so würde ich deß mein Leben lang froh sein und die Eindrücke des Gesehenen nicht mit schwerem Gold mir abkaufen lassen.

Hier werden nun verschiedene Bilder und Erlebnisse aus Rom folgen; und zwar zumeist nach den Skizzen des ersten Eindrucks. Der geneigte Leser soll mehr erfahren, wie einem in Rom zu Muthe ist — denn auf belehrende, erschöpfende Beschreibungen ist es ja hier nicht abgesehen, die sind in vielen anderen Büchern genau und ausführlich zu finden.

53.

Die Todtensymbole auf den Grabmählern der Päpste. Sixtus IV. Gregor XIII. Klemens XIII. Canova's Schattenseiten. Paul III. Urban VIII. Alexander VII. Pius VII. Innocenz VIII.

Es folgen hier die Seite 142 angeregten Betrachtungen über die Todtensymbole auf den Grabmählern der Päpste und über die Frauengräber in St. Peters Dom.

Zuerst fiel mit die Originalität dieser Todtensymbole (im Kreuz der Epistelseite unter der großen Kuppel hinein links) an dem Grabmahl Klemens X. aus dem Hause der Fürsten Altieri auf. Ich habe von eben diesem sehr reichen Grabmahl die andern Figuren

mir zu notiren vergessen, nur der merkwürdig künstlerisch vollendete Todtenschädel an dem einen Ende des Sarkophages haftet noch im Gedächtniß. Er ist aus blendend weißem Marmor, mit einer anatomischen Richtigkeit, daß man ihn für einen von der Sonne gebleichten wirklichen hielte, wenn nicht der Künstler den sonderbaren ironischen Gedanken daran ausgeführt hätte, das üppigste, natürlich marmorene, Haupthaar aus dem Scheitel herauswachsen und in reicher Fülle herabwallen zu lassen. So ist der Gegensatz von Leben und Tod an ein und demselben Gebilde in freiwaltender Künstlerlaune plastisch und drastisch dargestellt.

Auf dem aus Erz gegossenen, von Antonio Pollajolo gemachten Grabmahl Sixtus IV. (gestorben 1483, er lebte nach der lateinischen Inschrift annos 70. dies 22. horas 3.), das an einer Menge auf das Leben des Papstes bezüglichen Figuren reich ist — wird der Tod durch den oben auf dem Sarkophag daliegenden Papst selbst symbolisirt. Er ist angezogen mit den Insignien seiner Würde, über die Cumaura die dreifache Krone. In diesem Daliegen, im Antlitz, in den gefalteten Händen, in den Füßen ist der Tod wahrhaft lebendig dargestellt. Selbst das reichhaltige Gewand, die Alba und das schwergestickte Pluviale darüber, sind so kunstreich ausgeführt — daß man deutlich sieht, es

sind keine lebenden Gliedmaßen unter diesen Hüllen geborgen, da herrscht die völlige Steifheit und Kälte des Todes. Dies Bild ist ergreifender als die mit Schädeln geschmückten Gräber.

Gregor XIII. hat ein prachtvolles Marmordenkmahl, er sitzt in einer Nische, die rechte Hand zum Himmel erhoben. Symbolische Figuren umgeben ihn. Die Arbeit fällt in eine Zeit, in welcher der Kunstgeschmack sehr gesunken war. Auf dem ganzen Grabmahl ist kein Symbol des Todes angebracht. Angefertigt ist es von Pietro Rusconi.

Das Grabmahl für Klemens XIII. machte Canova. Der Papst, eine herrliche, künstlerisch vollendete Gestalt, kniet betend als Hauptfigur in der Höhe, vor ihm die Tiara auf dem Stein. Unter der Tumba zwei trauernde Löwen. Rechts ist ein Engel mit der umgestürzten Fackel, links die Religion, eine weibliche Figur mit einem Kreuz.

Canova war ein Künstler, das ist kein Zweifel, aber mag man sagen was man will — aus seiner Zeit hat er sich nicht herausgearbeitet und über derselben ist er nicht gestanden. Diese unvermeidlichen heulenden und trauernden Löwen, von denen der eine die Augen aufreißt, der andere sie blinzelnd und dämmerig schließt; und diese nackten, Anatomie-gerechten, sehr schön-

leibigen und wohlgenährten Engel mit der umgestürzten Fackel, waren ihm bei seinen Grabmonumenten unentbehrlich. Das ist abgeschmacktes Zeug ohne christlichen Gedanken. Die Religion, die an der rechten Seite steht, erscheint als eine sehr fade Figur, sie steht da mit einer gemachten Erhabenheit, wie eine neukreirte Herzogin aus der alten französischen Kaiserzeit. — Mag man auch die Posaunen über die Arbeiten Canovas unermüdet blasen, ich will mich nicht einschüchtern lassen, meine Meinung und vielleicht die tausend Anderer auszusprechen.

Paul III., eine edle Gestalt aus Metall, sitzt segnend in einer Nische auf einer Tumba. In der Mitte zu seinen Füßen auf einer geflügelten ovalen Tafel die Inschrift: „Paulo IV. Farnesio Pont. Max.“ Unter dieser Tafel eine katzenkopfartig in die Breite gedrückte Maske mit Flügeln zu beiden Seiten; soll wahrscheinlich die Zeit oder den Tod oder eine Art Saturnuskopf bedeuten, macht aber jedenfalls einen des Gegenstandes unwürdigen komischen Eindruck.

Zu beiden Seiten unter dem Sockel in halb sitzender halb liegender Stellung zwei weibliche Figuren, die Klugheit und Wahrheit; die letztere alt, mit einem Spiegel in der Hand; die erstere ist jene Figur, welche zu einem so großartigen Skandale Veranlassung gab, daß sie mit einer Metalldraperie, die marmorartig

angestrichen wurde — umgeben werden mußte. Der eigensinnige Künstler **Guilelmo della Porta** bestand trotz vielem Einreden auf seinem Entwurfe; es war leider zu jener Zeit — eine Zeit, in welcher das Sittlichkeitsgefühl in Italien auf einer ziemlich untergeordneten Stufe stand.

Das Grabmahl Urban VIII. ist, was die symbolische Darstellung des Todes anbelangt, meisterhaft; Bernini stellte den Papst sitzend dar, die Hand segnend erhoben, unten zu beiden Seiten symbolisch die Liebe als eine Mutter, die ihr Kind säugt, und die Gerechtigkeit, ein Weib mit Fascesbündeln. In der Mitte aber zu den Füßen des Papstes (aus Erz) ein recht grimmiger Tod, der grimmigste Geselle in der ganzen Peterskirche. Er sitzt nach der Seite da, an seinen Beinschultern Flügel, den Todtenschädel mit einem Tuch bis zur Stirne bedeckt, das Gesicht, d. h. die Augen und Nasenhöhlen und der grinsende Mund sammt Unterkiefer, wie die Beinrippen frei, unter den Rippen umhüllt ihn ein Tuch. In der linken Knochenhand hält er ein Volumen mit der Inschrift: **Urbanus VIII. Barberinus. Pont. Max.** Mit den Knochenfingern der rechten Hand zeigt er auf die Buchstaben hin. Da führt der Tod die kühnste, schauerlich deutlichste Sprache. Die Tumba selbst ist höchst geschmacklos, und es thut

einem ordentlich leid, daß so ein tüchtiger Tod kein besseres Postament bekommen hat.

Das Grabmahl Alexander VII. Der Papst kniend ober einem Portale auf einem Polster, zu seinen Füßen die Tiara. Inschrift: Alexander VII. Chistus. Pont. Max. An den 4 Ecken personificirt die Liebe, Wahrheit, Klugheit und Gerechtigkeit. -- Die Liebe hat Bernini in seinen alten Tagen hier in einer so weltlich üppigen Mutter mit dem Säugling auf dem Arme dargestellt — ganz im Geschmack seiner Zeit, — daß er von Innocenz XI. den Auftrag erhielt, mit einem Metallkleide, welches marmorähnlich gemalt wurde, die Figur bis zum Gürtel zu verhüllen.

Unsere Hauptaufgabe ist hier wieder die Betrachtung der Todessymbolik. Im obern Theil der Grabespforte schwebt ein Skelett aus vergoldetem Erz. Ein prachtvoller Teppich windet sich in reichem Faltenwurf um alle vier Figuren. Der Tod verhüllt sich in demselben wie in einem Mantel, jedoch so, daß die beiden Flügel, die Knochenhände und von den Rippen abwärts das ganze Skelett sichtbar ist; die Knochensohlen stemmen sich an die Marmorbekleidung der Grabthüre, das Gesicht, das heißt: Augen und Nasenhöhlen, sind unter der Draperie versteckt, nur der kahle Schedel schaut hervor, eine Knochenhand zieht die Draperie so über

das Skelett, daß es dem oben betenden Papste verborgen bleibt — während die linke Knochenhand, um die Todesstunde anzuzeigen, aus der Draperie heraus eine abgelaufene Sanduhr in den Beinfingern dem Papst gleichsam vor das Antlitz hält.

In der That, Rom ist großartig allüberall! Wo ließe sich irgend ein weltlicher Regent in seiner Hofkirche auf den Monumenten seiner Vorfahren so ungeheuer derbe Todesmahnungen vor die Augen stellen?

Hier hat die Kunst die freieste Entwicklung. Mit der größten Bitterkeit, die ihr zu Gebote steht, mahnt sie jeden lebenden Papst an das menschliche Elend in seinem vollsten Maße, an das Vorüberrauschen der Weltherrlichkeit, an den wahrhaft grimmigen Tod. Es ist das eine fortlaufende Predigt, in Marmor gemeiselt, in Erz gegossen, die Jedem eindringlich ans Herz geht, der noch eines hat, die aber besonders das sichtbare Oberhaupt der Kirche, wenn es im vollen Festaufzuge durch die Räume von St. Peter schreitet, an die Hinfälligkeit des irdischen Glanzes — an das Verfallen des Leibes, an die Verantwortung vor Gottes Gericht und an die Ewigkeit erinnert.

Wir kommen zum Grabmahl Pius VII. von Thorwaldsen. Ein protestantischer Künstler verherrlicht einen

entsetzlich!

großen Papst! Eine Grabeshalle mit einer Pforte, ober dieser auf einem Pontificalsessel von Marmor der segnende Papst in seiner Kleidung, die Tiara auf dem Haupt. Neben der Pforte zwei Figuren, die Weisheit und die Kraft.

Neben dem Marmorstuhl sitzen auf Marmorquadern zwei Engel — der eine mit einer Tafel und einem Griffel symbolisirt die Geschichte, der andere hält in der linken die Sanduhr, auf die er mit der rechten Hand hindeutet, das Antlitz in sanfter Mahnung zum Papst hingewendet. Die Figur des Papstes ist überaus schön. Auch die andern Figuren sind künstlerisch vollendet. — Aber dieser Todesengel ist ein höchst sentimentaler, melancholischer Gesell, in dem ist kein Kern und keine Kraft, der schaut darein, als ob er vor dem Tod, d. h. vor sich selber, Angst und Grauen hätte. Das ist durchaus nicht die Keckheit des Todes, der nicht lange fleht, ob man ihm Eintritt gewähren will, der klappernden Schrittes an die Thüren kommt — und mit den Knochenhänden sie aufschlägt und die Sanduhr mitten im Lauf vor Deinen Füßen zertrümmert, daß die Jahresstunden, auf die Du noch gehofft, zerstreut in tausend Körnlein auf dem Boden herumstäuben, und Dein letztes Sandkörnlein abgelaufen ist.

Dieses Monument wurde aus Dankbarkeit laut Te-

stamentarbestimmung gesetzt von Kardinal Consalvi nach der Inschrift: Pio VII. Claramontio. Caesenati. Pontifici maximo Hercules Card. Consalvi Romanus, ab eo creatus.

Das Grabmahl Innocenz VIII. von Antonio Pollajolo. Oben sitzt der Papst, mit der Rechten segnend, mit der Linken hält er einen eisernen Lanzenspieß. Es deutet dies auf das Geschenk hin, welches Bajazet II. diesem Papst verehrte: die Lanze, mit welcher Christi Seite durchbohrt wurde. Diese kostbare Reliquie hatten die Türken von den Byzantinern als Beute erhalten.

Hier ist ausnahmsweise der Papst zweimal, lebend und todt dargestellt. Im unteren Theile des Monumentes liegt Innocenz mit der Tiara auf seinem Sarkophag, auf dem Sarge als Inschrift die Psalmesworte: In innocentia mea ingressus sum, redime me Domine et miserere mei. Hier also wieder die Leiche selbst als Symbol des Todes.

Das Monument Pius VI. entgeht keinem, der auch nur 5 Minuten in der Peterskirche zugebracht. Kolossal kniet der Papst unten in der Confessio S. Petri, wo oben um das Geländer die ewigen Lampen brennen, das Gesicht gegen den Altar gewendet, betend. Es ist diese Figur ein wahres Meisterstück Canovas. Man wird unwillkürlich ergriffen, wenn man in den ge-

heiligten Raum hinabschaut. Auf demselben Platz, auf welchem der Papst während seines Pontificates tagtäglich in der Confessio sein Gebet zu verrichten pflegte — wurde ihm auch sein Monument gesetzt. Hier ist gar kein Todessymbol. Das in reichen Falten herabwallende Marmorpluviale ist mit Sternen geziert, unten auf dem Sockel steht: Pius VI. Braschius Caesenas Orate pro eo! —

54.

Die Frauengrabmähler in St. Peter. Die Markgräfin Mathilde. Königin Christine von Schweden. Maria Klementine Stuart-Sobiesky.

Die Todtensymbole (welche mir aufgefallen sind) wären fertig. Nun kommen noch die merkwürdigen Frauen, deren Gebeine in St. Peters Dom ruhen, deren Grabmähler dort aufgerichtet sind. Wem ist aus der Geschichte der Name Mathildens unbekannt? Der großen Schenkung dieser eben so edlen, als hochherzigen Frau verdankt der Kirchenstaat seine Entstehung. Sie starb am 24. Juli 1115 und wurde im Benediktinerkloster zu Polirone bei Mantua begraben. Urban VIII. (Maffeo Barberini) begehrte ihre sterblichen Ueberreste, ließ diese im Jahre 1635 nach Rom bringen, in der Peterskirche beisetzen, und ein ihr gebüh-

rendes Monument errichten. So zollte dieser hochherzigen Frau durch Urban VIII. das Papstthum seine Dankbarkeit. Die Inschrift auf dem Denkmahl lautet:

Urbanus VIII. Pont. Max.
Comitissae Mathildi
Virilis animi feminae
Sedis Apostolicae, Propugnatrici
Pietate insigni. Liberalitate. celeberrimae
Huc ex Mantuano Sancti Benedicti coenobio
Translatis ossibus
Gratus Aeternae laudis promeritum
Monumentum posuit.
Anno MDCXXXV.

Mathilde war die erste Frau, deren Gebeine im neuen Peters-Dom beigesetzt wurden. Bernini machte die Zeichnung zum Grabmahl und meißelte den Kopf der Markgräfin selbst — sein Bruder Ludwig die übrige Figur, wie auch die darauf angebrachten Knaben mit Flügeln. Mathilde steht in einer Nische mit Trophäen in Basrelief geschmückt — in der rechten Hand einen Regentenstab, in der linken die Tiara und einen Petrusschlüssel; auf dem Haupt ein Diadem, auf welches sich die reichen Haare aus den Schläfen nach hinten hinaufrollen. Eine wahrhaft königliche Gestalt, obwohl das Kostüm nicht schön ist, und vielleicht das edelste Gesicht, welches in der neueren Zeit unter dem Meißel eines Bildhauers hervorgegangen. Es war eine

schwierige Aufgabe, Kraft und Mannesmuth, Tugend und Frömmigkeit, Sanftmuth und weibliche Sitte auf Einem Antlitz zu vereinigen.

Es ist Bernini's weitaus bestes Werk. Mögen Andere urtheilen wie sie wollen — ich für mein Theil habe unter den tausend antiken Köpfen, an denen man in Italiens Museen wie ein brüllender Löwe, kunstverschlingend vorübergeht, keinen gefunden, — in dem so viel Adel, männliche Kraft und echte Weiblichkeit in wunderbarem Einklang vereinigt wäre. Es ist aber auch nur die erlöste Kunst, welche die erlöste Kreatur in ihrer wahren Schönheit und Würde verstehen und darstellen kann.

Die Ornamentik des Sarkophages, der in Altarform unter der Gestalt Mathildens und der Inschrift steht — ist minder schön. Das Basrelief des Sarges von Stefano Speranza ist sehr mittelmäßig und eine ängstliche Nachahmung der Antike in Haltung der Figuren und selbst in der Kleidung. Es stellt dar, wie Gregor VII. im Schloß zu Canossa Heinrich IV. vom Ban losspricht in Gegenwart der Markgräfin Mathilde, der Markgräfin Adelaide von Susa und Turin, ihres Sohnes Amadeus, des Markgrafen Azzo von Este und des Abtes Hugo von Clugny. Gregor sitzt auf seinem Thron, Heinrich kniet zu seinen Füßen.

Das andere denkwürdige Frauengrabmahl ist das der Königin Christine von Schweden hinten beim letzten Pfeiler der Evangelienseite. Es wurde unter Innocenz XII. begonnen von Karl Fontana und vollendet unter Klemens XI. im Jahre 1702. Hervorragenden Kunstwerth hat es keinen. Man vermißt alle Harmonie, es sind nur zusammengestellte Einzelheiten. Oben ein kolossales Medaillon aus Erz mit der Büste der Königin. Ein charakteristischer Kopf ohne weiblichen Ausdruck, kaltes verständiges Ueberlegen ohne einen Zug von Gemüth, der Kopf ist deshalb auch nicht ansprechend; ringsum münzartig die Schrift: Christina Alexandra. D. G. Suec. Gothor. Vandalorumq. Regina. Ueber der Riesenmünze eine Rolle mit der Inschrift: Christinae Suecorum Reginae ob orthodoxam religionem abdicato regno abjurato heresi pie susceptam ac delecta Romae sede eximie cultam monumentum ab Innocentio XII. inchoatum Clemens XI. P. M. absolvit anno salutis MDCCII.

Die zu beiden Seiten nach oben geschweiften Schriftrollen dienen als Stütze den ausgebreiteten Fittigen eines Todtenschädels, der in eigenthümlicher schiefer Haltung nach dem Kopf der Königin grinsend hinaufblinzelt, so daß das königliche Diadem von seinem Scheitel fast herabzusinken droht. Auch hier ist das Todtensymbol ein Hohn

auf die Weltherrlichkeit und eine ernste Mahnung. Hart unter dem Todtenkopf liegt auf einem Polster die schwedische Krone, bewacht von zwei Knaben, deren einer den Scepter, der andere das Schwert in den Händen hält.

Unten ist der Sarkophag mit einem Basrelief, welches die Abschwörung der Heresie von Seite Christinens zu Innsbruck am 3. November 1655 darstellt. Das Glaubensbekenntniß wurde abgelegt in die Hände Lukas Olstens, Canonicus von St. Peter, in Gegenwart des spanischen Gesandten Anton Pimentes, der als Stellvertreter seines Königs zugegen war, dann des Erzherzogs Ferdinand Karl, Statthalters von Tirol, und Sigmund Franz, Bischofs von Augsburg. Auch dies Basrelief, vom Franzosen Teudon angefertigt, hat keinen hervorragenden Kunstwerth.

Ein ferneres Frauengrabmahl in St. Peter ist das der Gemahlin Jakobs III. — Maria Klementine Sobiesky-Stuart, Tochter Johann III. Königs von Polen. Das vatikanische Kapitel votirte für dieses Denkmahl 18,000 Scudi, Barigioni machte die Zeichnung, Bracci die Skulpturen.

Der Sarkophag steht über jener Pforte, welche auf die Peterskuppel führt. Ein reicher großer Teppich aus Alabaster mit vergoldeten Fransen aus Metall liegt auf der Tumba. Die personificirte Gottesliebe in Gestalt einer

Frau hält in der linken Hand eine brennende Flamme, auf der rechten zugleich mit einem Knaben das Ovalbildniß Klementinens in Mosaik, ausgeführt von Christofori nach einem Porträt von Ludwig Stern.

Das Grabmahl hat keinen großen Kunstwerth. M. Klementine ist begraben in der Apostelkirche. Sie lebte und starb heiligmäßig. Die Minderbrüder jener Kirche setzten ihr einen Grabstein mit der Inschrift:

Hic Clementinae remanent praecordia, nam cor
Caelestis fecit, ne superesset amor.
Mariae Clementinae Magnae Brittaniae etcet. reginae
Fratres min. conv. venerabundi poss.

Also die Minderbrüder nahmen ihren Leichnam auf und setzten ihr einen Grabstein, und das Kapitel von St. Peter ein kostbares Monument. Sie starb am 15. Februar 1735 zu Rom.

55.

Die Kirchen Trastevere (jenseits der Tiber).

Was man so in Rom nur in Einem halben Tag alles durchmachen kann! Freilich könnten das am Ende die Nerven für die Dauer nicht aushalten. Wälder von Säulen — die herrlichsten Tempel ziehen an Deinen Augen vorüber. Was sind das für Kirchen jenseits der Tiber!

Zuerst Maria in Trastevere. In der jetzigen Gestalt ist diese Kirche hergestellt im Jahre 1139. Was für herrliche Mosaiken begegnen Dir in Fülle schon am Eingang! Auf prächtigen, den Bädern des Priscillianus entnommenen Säulen ruht der mit Gold reich geschmückte Plafond der Basilika. Hier die Reliquien von Hieronymus, Chrysostomus, von Stephanus, Laurentius, Callixtus, von einer Menge jungfräulichen Blutzeugen. Denkmähler von Kardinälen und Künstlern. Der edle Fiaker fuhr wie vom Sturm gepeitscht von Kirche zu Kirche, er wußte natürlich die nächsten Wege. Auf die Frage, warum er denn gar so entsetzlich jage, erwiederte er galant: „Ich kann ja wieder eine Zeitlang warten, und da rasten sich die Pferde aus.“ Ueber 10 ausgezeichnete Kirchen, viele aus dem Anfang unsers Jahrtausends herrührend — die meisten davon wichtige Denkmähler enthaltend — wurden besucht, dabei sind die kleineren, unbedeutenderen nicht gerechnet. Hier hat sich die Blüte des Basilikenstyls nach allen Seiten hin wundervoll entfaltet; da sind alle möglichen Typen und Arten vertreten. St. Cäcilia, erneuert von Papst Paschalis I. im Jahre 821! Und am Ende noch auf der Tiberinsel den ehrwürdigen Bau von St. Bartholomäus mit seinen antiken Säulen und seiner schönen Façade. — Dann herüber dem Fluß noch in

den Vestatempel, der jetzt zu einer Kapelle mit einem Altar umgestaltet ist, und zu Maria in Cosmedia, gebaut auf alten Tempeltrümmern, und zu St. Sabina mit 24 alten Säulen und St. Alessio. Wenn man so einen halben Tag lang in einem kleinen, noch dazu minder merkwürdigen Theil Roms herumfährt — und am Ende es im Kopf von dem Gesehenen wirre durcheinanderläuft, da sieht man so erst recht die Größe und Bedeutung Roms!

56.

Beim Kardinal Viale.

Am Morgen machte ich eine Aufwartung beim Kardinal Viale — jetzt Erzbischof von Bologna, früher durch 11 Jahre apostolischer Nuntius in Wien. Er hatte von seinem Erzbisthum noch nicht Besitz genommen und weilte noch zu Rom in Monte Cetorio, das ist ein großer belebter Platz mit öffentlichen Gebäuden; auf demselben, wo die Gasse Via dei Missionarii anfängt, befindet sich das Kloster der Lazaristen, in welchem Kardinal Viale einlogirt war.

Ich stand mit vielen andern Wartenden in einem Vorsaale. Der Kardinal verabschiedete sich von einem Herrn, der eben von ihm wegging — warf einen

Blick im Gemache herum, und rief, als er mich sah, mir in deutscher Sprache zu: „Wie, Sie in Rom? wie kommen Sie nach Rom? Ich muß jetzt zu Sr. Heiligkeit, aber für Sie habe ich eben noch Zeit!" — Der Kardinal bot mir einen Sitz auf seinem Sopha an, sprach einige Zeit sehr liebenswürdig, und trug mir an — sich wegen einer Audienz bei dem Papste sogleich zu verwenden und zwar bei dem Staatssekretär Kardinal Antonelli.

Das war mir natürlich erwünscht — ich brauchte nun nicht die Formalität eines Gesuches, und war versichert — in kürzester Zeit eine Privat-Audienz zu erlangen.

57.

Im Vorzimmer beim Staatssekretär. Audienz beim Kardinal Antonelli.

Noch am selben Abend erschien ein Diener des Kardinals Antonelli, der mich für kommenden Tag um 11 Uhr in's Staatssekretariat beschied.

Zu dieser Zeit fuhr ich in den Quirinal, und mußte einige Zeit im Vorzimmer warten. Die Einrichtung im Staatssekretariate ist im höchsten Grade einfach. Durchaus kein Luxus, der Zimmerboden mit breiten, hellrothen Ziegelplatten belegt. Hier fanden sich mehrere

Herren, außer Geistlichen und Weltlichen auch Militärs; ein Abbate meldete an. Es hatte sich ein kleines Gespräch entsponnen, und wurde berichtet, wie ein italienischer Astronom erst durch die tubuslosen Mitbürger seiner Stadt (mir ist der Ort entfallen) auf einen Kometen aufmerksam gemacht wurde, nachdem dieser Komet schon einige Abende seine glanzvollen Promenaden mit goldgestickter Schleppe auf dem blauen goldgesprenkelten Lapis Lazuliboden des Himmelsgewölbes durchgemacht.

Da meinte nun auch ich zur Unterhaltung mein Schärflein beitragen zu sollen, und erzählte eine Begebenheit, die sich ungefähr vor 15 oder 20 Jahren zu Wien ereignet. Es war nämlich hier fast dasselbe geschehen. Auf allen Sternwarten Deutschlands sah man den pilgernden König mit seinem goldenen Gewand, nur dem dienstthuenden Firmaments-Kämmerer auf der Wiener Sternwarte kam derselbige zu seinen unterschiedlichen Tubussen nicht in die Schußlinie. Darüber wurde nun viel gesprochen und in Zeitungen Glossen gemacht. — Der betreffende himmlische Seher entschuldigte sich: „es sei der Stephansthurm vor dem Kometen gestanden,“ was auch in der That der Fall war, denn der Stephansthurm ist in der Höhe der Sternwarte sehr breit und steht dieser sehr nahe.

Darauf machte Saphir in seiner Zeitschrift den

Vorschlag, „den Stephansthurm aus Glas zu bauen.“ — Dieser harmlose Witz, der den Sternwärtern wegen schlechter Besorgung der Firmamentspolizei galt — machte zu jener Zeit allenthalben die Runde.

Nachdem ich nun diese Geschichte erzählt, hatte ein großer stattlicher Herr, offenbar aus meiner sehr bedenklichen Handhabung der italienischen Sprache abgenommen, daß ich ein Deutscher, und aus der erzählten Anekdote, daß ich ein Wiener sei; und er redete mich nun sogleich in gutem, den Deutschen signalisirenden Deutsch an: „Sie sind gewiß Brunner?“ — Aufzuwarten, und mit wem hab' ich die Ehre? — „Ich bin Generalvikar Lennig aus Mainz; und habe heute in der Anima gehört, daß Sie in Rom sind, die weitere Kombination ergab sich leicht.“ Nun wurde sogleich eine deutsche Separatunterhaltung angesponnen; es freute mich, diesen Mann voll trefflicher Eigenschaften, unter denen ein anspruchloses, biederes und heiteres Wesen obenansteht, kennen zu lernen.

Nun wurde ich zum Staatssekretär beschieden. Kardinal Antonelli kam mir sehr freundlich entgegen und bot mir einen Sitz auf seinem Sopha an. Der Kardinal-Staatssekretär ist noch nicht fünfzig Jahre alt, hat aber das Aussehen eines Vierzigers, rabenschwarzes, dichtes, etwas gekräuseltes, noch nicht im mindesten graumelirtes

Haar — ein ausdrucksvolles brünettes Gesicht — etwas gefärbte Wangen, durchdringende schwarze Augen, eine edle Haltung und die feinsten Manieren. Er sprach ein so klares, schönes Italienisch, daß ich noch kein Besseres gehört habe; eingedenk meines Italienischen, ersuchte ich den Kardinal, von meiner Seite die Konversation in lateinischer Sprache führen zu dürfen — und zwar aus dem Grunde, weil mein Italienisch derartig schadhaft sei, daß es gegen das seinige zu sehr absteche.

Der Kardinal lächelte, und bot mir auch die lateinische Sprache an — ich aber ersuchte ihn beim Italienischen zu bleiben — weil ich es in der Weise gesprochen sehr gut verstehe und gern höre.

Kardinal Antonelli ist ein sehr unterrichteter Mann — der immer die Situation augenblicklich überschaut; die größte Ruhe und Gewandtheit charakterisirt seinen Dialog. Ich hatte die Ehre, mit demselben eine Viertelstunde lang zu sprechen; er sagte mir zum Schlusse, daß er mir in kürzester Zeit die Nachricht über die päpstliche Audienz zusenden werde, und verabschiedete sich auf die freundlichste, einnehmendste Weise.

Für meinen Theil muß ich gestehen, daß ich römischer Staatssekretär nicht sein möchte; denn ich bin überzeugt, daß sich nicht sobald einer finden wird, der

es den verschiedentlichen Herren Römern recht macht; zudem ist diese Stelle mit den mannigfachsten Sorgen und Arbeiten verbunden. Auffallend war es mir übrigens, in der ganzen Umgebung des Kardinals weder ein Bureau, noch einen Beamten zu finden.

58.

Monte Cavallo. Quirinal. Die Weltkirche zeigt sich im Vorzimmer des Papstes. Der Palast des Königs von Rom. Der alte Napoleon. Erinnerungen an Pius VII. Das gekrönte Kind und die Spindel der Tanaquill. Die Wohnung des Papstes. Soll der Papst arm und besitzlos sein?

Am Tage nach der Audienz bei dem Kardinal-Staatssekretär fand ich des Abends in meiner Wohnung ein amtliches versiegeltes Schreiben, außen mit der Inschrift:

Anticamera Pontificia
D. Sebastiano Brunner. *)

Inwendig:

In segretaria di stato
Dall anticamera Pontificia
Quirinale 14. Ottobre 1856
E pregato giungendo in Anticamera
di esibire presente biglietto.
Si averte che non potra essere amesso
che in Abito talare.
Si previene *D. Sebastiano Brunner*
che Sua Santita si dignera
ametterlo all' Udienza
Mercordi 15. Ottobre alle ore
11 antemeridiana.

Il maestro di Camera di S. S.
Pacca.

---

* Das mit Cursivschrift Gedruckte war geschrieben, das mit gewöhnlichen lateinischen Lettern war das lithographirte Formular.

Am 15. gegen 11 Uhr ging es zu Wagen den Monte Cavallo hinan. Das Pflaster aus großen Kieseln gehört eben nicht zu den besten; und stürzende Pferde sieht man in Rom sehr oft. Ich war schon ermüdet vom Herumfahren und Schauen. Da ging es nun hinein in den ersten großen Hof des Quirinals, vorüber an dem prächtigen Springbrunnen, der in Dicke eines Mannsarmes hochauf seine Wasser treibt — die in einem großen, ungefähr zwei Klafter über der Erde freistehenden Granitbecken aufgefangen werden. Nebenbei stehen auf einem großen Steinsockel kolossal Kastor und Pollux mit ihren Pferden und der Obelisk vom Grabmahl des Kaisers Augustus. Auf dem Sockel steht geschrieben: „Kastor und Pollux (die nackten Halbgötter) seien das Werk des Phidias." — Die Kunstwelt aber meint, diese Inschrift sei nicht zu erweisen. Diese Inschrift ist aber auch kein Kunst-Dogma; man weiß auch nicht mehr, wer sie eigentlich gemacht hat. Gewiß bleibt, daß diese Statuen wenigstens eines Phidias oder eines andern großen Meisters würdig sind.

Nun ging es durch den Hof zur großen, breiten Stiege in der linken Ecke – welche zu den Gemächern des Papstes führt. Im ersten Stockwerk tritt man in einen großen hohen Saal, in welchem einige Diener stehen in kirschrothem, mittelalterlichem Gewand. Einer nahm

das obige Schreiben entgegen. Dieser Empfangsaal hat einen im alten römischen Styl mit Fresken geschmückten Platfond. Von hier wird man in ein Vorzimmer von mäßiger Größe gewiesen.

Dieses hat nur ein hohes Fenster mit einem großen Vorhang, so daß das Licht gedämpft hereinfällt. Die Wände sind mit rothem Seidendamast behangen. Ringsum stehen alterthümliche Sessel, und gegenüber an den Wänden zwei Marmortische mit Füßen, deren Ornamentik im Geschmack der französischen Kaiserzeit angefertigt ist. Auf dem einen dieser Tische steht eine große Rococo-Uhr, auf dem andern ein Kruzifix mit einem herrlich gearbeiteten Christus aus Elfenbein, der Corpus ungefähr 2 Fuß hoch; das Kreuz steht auf einem — aus dunklem Marmor gearbeiteten Felsenhügel. Leute aus allen Welttheilen warteten hier auf die Audienz, aus Mexiko, Persien, Kleinasien, der Türkei u. s. w.; wie auch Kardinäle und Minister. Hier redete mich ein Armenier an, der mich von Wien aus kannte — er war eben auf einer Missionsreise nach Teheran begriffen, und kam, um sich den Segen des heiligen Vaters zu erbitten.

In den Leuten, die hier sich versammeln, um dem Papst ihre Ehrfurcht zu bezeugen, repräsentirt sich die

katholische Kirche als Weltkirche — als das Reich, in dem die Sonne nie untergeht.

Fürst Hohenlohe war eben diensttuender Kämmerer. Er sprach sehr freundlich und liebreich mit mir und den beiden armenischen Mechitharisten — die ebenfalls deutsch verstanden; und ich erzählte ihm speziell manches über seinen verstorbenen Verwandten, den Fürsten Alexander Hohenlohe, Bischof von Sardica und Großpropst von Großwardein, den ich gut kannte — und mit dem der Kämmerer Fürst Hohenlohe nie persönlich zusammengekommen.

Ich fragte auch, wie es komme, daß die Marmortische in diesem Vorzimmer im Styl der altnapoleonischen Zeit gearbeitet sind. Darauf erfuhr ich vom Fürsten Hohenlohe die gewiß auch in weiteren Kreisen interessante Nachricht: daß eben die Gemächer, welche jetzt Seine Heiligkeit bewohnten, von Napoleon I. im Jahre 1812 für den jungen Napoleon — als für den König von Rom, hergerichtet wurden; der Quirinal war also von Napoleon, freilich nicht sehr prophetisch, als Palast für den jungen König von Rom bestimmt.

Hier also war es, wo General Radet, ein in der Revolution abtrünnig gewordener Kanonikus, im Juli 1809 auf Befehl Napoleons Pius VII. gefangen genommen, indem er zur Nachtzeit — (kriegs-

listig kann man das nicht nennen, es war nur eine schmähliche Perfidie) mit Leitern in den Palast über die Gartenmauer eindrang. Der Papst wurde über Viterbo und Radicofani im Eilzug nach Florenz geschleppt. Pius VII. konnte nicht umhin, mit seinem treuen Begleiter dem Kardinal Pacca zu lachen, als er fand, wie seine ganze Habschaft in einem Papetto (2 Paoli oder 20 Bajocchi, das sind ungefähr 24 kr. CM.) bestand, und der Kardinal 15 Bajocchi bei sich trug. Ohne Kleider und Wäsche — wie der Papst und der Kardinal standen und gingen — so mußten sie ihre Wanderschaft antreten. — Mag sein, daß diese Geschichte dem alten Napoleon auf St. Helena nebst vielen andern auch eingefallen ist — wenigstens Zeit zum Nachdenken über den Uebermuth seiner Vergangenheit hat er zur Genüge gehabt.

Zehn Jahre später, als er dort auf Helena abgerufen wurde zu Gottes Richterstuhl, starb im Schloß Schönbrunn bei Wien als Herzog von Reichstadt der projektirte König von Rom; und jetzt sind wieder seit Jahren die Päpste nicht nur im Quirinal, sondern auch in den nämlichen Gemächern, die der siegestrunkene Eroberer für seinen Sohn bestimmt hatte — für denselben Sohn, dem die Königskrone von Rom — wie

ein goldener Reifen als Spielzeug für das Kind — schon in seine Wiege gelegt ward.

Des Menschen Gedanken sind aber nicht Gottes Gedanken und des Menschen Wege sind nicht Gottes Wege, und wenn des Menschen Hochmuth erstarrt dem Willen Gottes entgegentritt — so geht dieser Hochmuth, in tausend Splitter zerfahrend, zu Grunde.

Wie mochte der Stolz die Stirnadern des Kaisers aufschwellen, als er im Jahre 1811 zu Paris im Louvre den Neugebornen in seinen Armen wiegte und das Kind aufblickte zu seinen schwarzen Augen, aus denen wie aus einer Gewitternacht flammende Blitze hervorbrachen — Blitze, welche Vorboten von den Strömen der Liebe waren, mit denen dies geliebte Kind von seinem Vater überschwemmt werden sollte!

Mit einer Königskrone beschenkte er sein Söhnlein, einen Palast wies er ihm an mit mehr als zweitausendjährigen Erinnerungen. Er gab ihm die Spindel mit dem Spinnrocken der Tanaquill, der Gattin des älteren Tarquinius, in die Hand (diese Spindel wurde von den Römern im Tempel Dius fidius, dem Gott des guten Glaubens, an der Stelle, wo jetzt der Quirinal steht, aufbewahrt), und aus dieser Spindel sollte das Kind einst eine neue Geschichte Roms und eine neue Welt-

geschichte herausspinnen, mit dieser Spindel sollte die Königsherrschaft in Rom aufs Neue beginnen!

Die Gegenwart war des alten Kaisers und das machte ihn übermüthig, doch die kalte Hand der Zukunft mit ihren verworrenen Räthseln vermochte er nicht aufzubrechen; er meinte, die Zukunft sei des Menschen — aber die Zukunft ist des Herrn!

Neben dem Wohnzimmer ist das Speisezimmer des Papstes — auch hier nur Ein Fenster, von welchem aus man einen Theil Roms übersieht. Auch hier Tapeten aus rothem Damast — mit einem Baldachin aus demselben Stoff, unter welchem ein Lehnstuhl und ein kleiner Tisch stehen. Hier erscheinen zur Mahlzeit die Diener mit einigen Schüsseln, von denen manche gar nicht berührt wieder fortgetragen werden.

Kein emporgekommener Geldwechsler würde mit einem so einfachen Speisezimmer zufrieden sein. Auch im Quirinal hat der Papst eigentlich nur drei einfache Wohnzimmer, welche nicht luxuriös eingerichtet sind.—

In einem Seitenflügel des Quirinal — in demselben, in dem schon öfter die Konklaven abgehalten wurden — zählte ich in einem Korridor, der 3 Schritte breit ist, 300 große Schritte Länge; und doch ist der Quirinal klein im Vergleich mit dem Vatikan, der alles zusammengenommen 11,000 Zimmer zählt, und einen Flä-

chenraum einnimmt, daß die ganze Stadt Turin auf demselben Platz hätte.

Hier in diesem Vorzimmer machte ich Betrachtungen über das Geschrei der Feinde des päpstlichen Stuhles, die da bis zum Ueberdruß wiederholen: Wie schickt sich der Reichthum, die Herrlichkeit, die weltliche Regentschaft für den Nachfolger des heiligen Petrus, der ein armer Fischer war?

Das Geschrei ist sinnlos; es berücksichtigt nicht die Entwicklung der Kirche in ihrer äußern Erscheinung — bei Bewahrung des Kerns, ihrer Glaubens- und Sittenlehre. — Denke man sich einen Papst jetzt in unserer Zeit, der wie ein Eremit oder wie ein Kapuzinerfrater mit rauher, zerfetzter Kutte, wie man solche in Rom nicht selten sieht, den Bettlerkorb in der Hand herumgeht, so muß man sich doch hiebei am Ende selber eingestehen: Nein, das geht nicht, es wäre reiner Unsinn!

Oder denke man sich einen Papst — wie der Wunsch einmal in einer sehr sentimentalen, Familienglück und Kindersegen duftenden Abhandlung ausgesprochen wurde, als Chef eines Familienkreises in einem von Voß geschilderten protestantischen Pfarrhaus wohnend — so muß doch auch jeder halbwegs vernünftige Mensch über diesen Gedanken als über etwas total Unpraktisches lachen.

Die so oft verlangte und beanspruchte Demuth des

Stellvertreters Christi und Nachfolgers Petri hat am Ende im Vatikan und im Quirinal mehr Gelegenheit, sich freithätig und daher auch thatkräftig darzustellen, als im armen Eremitengewand.

Im Wesen des Mannes, der zum sichtbaren Oberhaupt der Kirche auf Erden berufen ist — soll jene Demuth liegen, welche der Sohn Gottes in Wort und That als Menschensohn in Knechtsgestalt unter uns wandelnd gelehrt hat.

Die wahre christliche Demuth kann und soll auch auf dem päpstlichen Stuhl geübt werden, sie thut besonders Noth in einer Zeit des Stolzes und des Hochmuths; und die Vorsehung hat unserer Zeit Pius IX. gegeben, einen Mann der lautersten Liebe und Versöhnung, einen Mann der Demuth, wie sie im vollsten Einklang mit seiner Würde steht.

59.

Audienz bei Pius IX. Sein Empfangzimmer. Eindruck seiner Erscheinung.

Nachdem die Audienzen der Minister vorbei waren, wurde ich durch den Fürsten Hohenlohe bei Sr. Heiligkeit eingeführt. Den Hut läßt man im Vorzimmer liegen. Man macht die drei üblichen Verbeugungen, bittet knieend um den Segen, küßt den Fischerring und stellt sich vor

den heiligen Vater hin. Man wartet, bis er selbst zu reden anfängt.

Der Papst saß an einem mit rothem Sammt überbreiteten Tisch, auf dem viele Schriftstücke und Bücher lagen. Sein Kleid war ein weißer Talar, ohne irgend einem andern Abzeichen.

Es macht einen eigenen Eindruck, vor dem sichtbaren Oberhaupt der Kirche auf Erden zu stehen. In Blitzesschnelle zog jetzt an mir der Gedanke vorbei: Was für bittere Erfahrungen sind an diesem ehrwürdigen Haupt vorübergegangen, wie viele bittere Tage hat Pius für seine reich gespendete Liebe geerntet! Undank der schändlichsten, bittersten Art ist ihm zu Theil geworden. Und doch, ob auch sein Vertrauen erschüttert worden, der Geist der Liebe und Versöhnlichkeit ist nicht von ihm gewichen, und Liebe und Versöhnlichkeit waren ihm Schwert und Schild, und mit diesen Waffen hat er über seine Feinde einen geistigen Sieg errungen, der in seinen Folgen nicht berechnet werden kann.

Da stand ich nun vor dem Manne, dessen Namen ich seit 10 Jahren (Pius wurde zum Papst gewählt 1846) tagtäglich in dem Kanon der h. Messe vor dem Altar genannt, und sein ganzes Wesen legte beim ersten Anblick Zeugniß ab, wie auch er seiner anvertrauten Heerde tagtäglich im Gebete gedenkt, so wie diese hin-

wiederum verpflichtet ist, für ihn zu beten, daß er die Kirche nach Gottes Willen lenke und leite.

Se. Heiligkeit spricht außer der italienischen und lateinischen auch geläufig die französische und spanische Sprache. Das Gespräch wurde lateinisch geführt und ich weiß nicht, wie es kam, in einer Minute war es mir, als ob ich diese Konversation längst gewohnt wäre. Im Benehmen Pius IX. ist ein Zauber von Liebenswürdigkeit; man kann sich davon keinen rechten Begriff machen, wenn man nicht selbst mit ihm gesprochen. Was Se. Heiligkeit sprach, ist mir noch Alles gut erinnerlich, es widerstrebt aber meiner Anschauungsweise — Gespräche, und wären dieselben, wie es hier der Fall ist, auch noch so sehr Zeugen von Urtheil und Geist — in derselben Zeit zu veröffentlichen, in welcher sie geführt worden sind; mir kommt es immer als eine Art Indiskretion vor, nur den Fall ausgenommen, wenn Aeußerungen so allgemein sind, daß spezielle Zustände und Persönlichkeiten der Gegenwart dadurch nicht berührt werden.

Es mochten seit meinem Eintritt an 10 Minuten verstrichen sein, als ich um den Segen bitten und mich entfernen wollte. Se. Heiligkeit sagte mir: ich möge ein wenig warten, er wolle mir ein Angedenken geben. Er stand auf von seinem Sitze, ging in ein anstoßendes Zim-

mer, kehrte bald darauf zurück und überreichte mir mit vieler Güte und mit sehr freundlichen Worten ein sammtenes Etui, auf dessen Deckel in Gold sein Familienwappen angebracht ist, und das eine große silberne Denkmünze enthält. Diese hat auf der einen Seite ein sehr gelungenes Bild Pius IX., auf der Kehrseite ist ein Besuch des Papstes bei den Cholerakranken im Heiligengeistspital zu Rom im Jahre 1854 dargestellt; bei dieser letzten Veranlassung wurde diese Medaille geprägt. Der Papst steht mit seiner Umgebung mit zum Segen erhobener Hand an einem Krankenbette, unten ist die Inschrift: Ad sancti spiritus lue laborantes invisit XI Kal. Sept. A. MDCCCLIV.

Ich sprach meinen Dank aus, empfing den Segen und zudem noch einen Glückwunsch auf meine Reise.

Was ich hier geschrieben über die ausnehmende Güte, Freundlichkeit und Versöhnlichkeit im ganzen Wesen Pius IX., das wird Jeder unterschreiben, der je mit dem heil. Vater gesprochen: darüber herrscht auch in Rom nur Eine Stimme. Man sagte mir von mehreren Seiten: „Wenn Sie zum Papst kommen, werden Sie eine große Freude haben, Sie werden sehen, er ist die lautere Liebe.“

Ich habe dies Urtheil im reichsten Maße bestätigt gefunden.

60.

Der Vatikan — seine Säle und Kunstsammlungen. Vorbilder christlicher Kunst am Fries des Parthenon von Athen. Phidias.

Der Vatikan. — Die Kunstsammlungen des Vatikan gehören zum Großartigsten, was unsere kleine Welt aufzuweisen hat. Was soll man über den Vatikan sagen? Wie viele Bücher sind über denselben schon geschrieben worden? Es existirt ein Werk, welches nur die Kunstgegenstände des Vatikans allein bespricht — und dieses hat 8 sehr hohe und sehr starke Foliobände; und doch ist auch in diesem Werk das meiste nur flüchtig angedeutet — und das wenigste nach Gebühr beschrieben. Gleich beim Eintritt kommst Du in Säle, deren Ende Dein Auge kaum erreicht! Einmal meinst Du, es seien alle christlichen Grabsteine der ersten Jahrhunderte hier aufgehäuft, und dann meinst Du wieder, sämmtliche Inschriften der Nekropolen (Grabstätten) des heidnischen Rom seien hier eingemauert — und wieder kommen riesige Säle hoch wie Kirchen, die Bogengewölbe mit Kasseten geschmückt — und Du meinst, die ganze alte griechische und römische Götterwelt habe hier in den schönsten Menschengestalten, welche die alte Kunst nur zu Stande bringen konnte — sich versammelt.

In der That, hier bekommt man einen gehörigen Respekt vor dem Kunstsinn der heidnischen Griechen und Römer — und doch, es läßt Dich alles so kalt, wie der Marmor aus dem es gemeißelt, und wie das Erz aus dem es gegossen. Tausende von herrlichen Göttergestalten ziehen an Deinen Augen vorüber; es war ein Streben, das Menschenthum zu verklären — es ist aber im Grund doch nur eine Verklärung von Fleisch und Bein, eine Verklärung von Händen und Füßen und Rümpfen, und die Gesichter gewinnen nur dort den edelsten, schönsten Ausdruck, wo sie irgend einer von jenen Wahrheiten Zeugniß geben, die dem Menschen geoffenbaret sind in seinem Gewissen durch jene Gottesstimme, die alle Menschen erleuchtet, die in die Welt kommen — durch das Wort, durch den Logos, der auch in den Heidengeistern, wie in ihrer Wissenschaft — — so auch in ihrer Kunst bisweilen in seiner göttlichen Gewalt zum Durchbruch kommen mußte.

Gesichter, auf denen Muth, Trotz, Entschlossenheit, Nachdenken aus dem Marmor reden, sind bei den Helden und Philosophen allerdings vorhanden.

Bei den Frauengestalten und Frauenköpfen findet man aber in der Regel nie jene Anmuth, welche die Keuschheit und die Jungfräulichkeit allein dem menschlichen Angesichte aufzuprägen vermag.

Eine Ausnahme, welche, nach meiner unmaßgeblichen Ansicht, in den ersten Sammlungen Italiens nach der angedeuteten Richtung sich vorfindet, bildet ein Basrelief vom Fries des Parthenon zu Athen.

Das Meisterwerk hat, theils nach historischem Erweis, theils nach aller Kenner und Künstler einstimmigem Urtheil, Phidias zu seinem Urheber. Es ist im sogenannten attischen Museum (Museo attico) des Vatikans, und zwar im zweiten Saale dieser Abtheilung aufgestellt. Der erste Saal enthält 7, der zweite 8 Basreliefs vom Parthenon. Sie stellen zumeist den Festzug zu Ehren der Minerva dar.

Gerade diese herrlichen Werke sind aber nur Abgüsse (freilich die ersten) der zu London befindlichen Originale, welche unter dem Namen Elkinstafeln bekannt sind, weil Lord Elkins zur Zeit der türkischen Wirren mit englischer Kaltblütigkeit dieselben vom Parthenon zu Athen herabnehmen und nach London schleppen ließ. Das ist jedenfalls eine der einfachsten und wohlfeilsten Arten, um sich Antiken und Kunstwerke anzueignen. Die sonstigen Gegenstände in den vatikanischen Sammlungen sind fast durchgehends Originale.

Das vorletzte Basrelief des zweiten Saales zeigt sieben Jungfrauen, von denen die erste mit herabhängenden Händen, Daumen und Zeigefinger aneinandergehalten

einherschreitet; die folgende trägt eine Art musikalischen Instrumentes, die fünf anderen Amphoren.

Das dürften die edelsten, züchtigsten Gestalten sein, welche uns aus dem Gebiete der griechischen Kunst übrig geblieben sind. Gerade hier — wo der größte Heros der Bildhauerkunst, Phidias, der Jungfräulichkeit eine Huldigung dargebracht — gerade hier hat er eine der höchsten Kunstideen verwirklicht, und es wird kaum zu viel sein, wenn man sagt: gerade hier ist er christlichen Meistern ein Vorbild geworden, von dem sie auch etwas lernen können.

Gewand, Faltenwurf, Haltung, Gang, Gesicht, alles ist so ganz und gar von dem gewöhnlichen Götterfabrikat griechischer Bildhauerei verschieden, daß man im Anblick dieser Frauengestalten schon die Vorbilder der christlichen Kunst zu sehen vermeint.

Möge diese hingeworfene Bemerkung einen spezifischen Kunstkenner oder Kunstreisenden aufmerksam machen, — daß er an dem besagten Basrelief in London oder Rom ja nicht vorübergehe, ohne demselben genaue Beachtung zu schenken. —

61.

Die tempelhaften Hallen für die Gebilde der antiken Kunst. Der religiöse und ethische Eindruck im Ansehen der alten untergegangenen Götterwelt. Das Wesen des Heidenthums.

Was gibt es da im Vatikan weiter noch für großartige tempelähnliche Gemächer für die Gebilde der alten Kunst! Da ist das Octogon, der Saal des Apollo, des Merkur, des Laokoon, des Meleager, des Torso (so werden die Säle nach den berühmtesten Statuen derselben genannt), das egyptische Museum, der Saal der Thiere aus Marmor, die Gallerie der Statuen, der Saal der Masken (so genannt wegen der Masken im Mosaikfußboden), der Saal der Musen, der Saal der Rotonda, die Loggia Innocenz VIII., der Saal des griechischen Kreuzes, der Saal der Biga (weil der vorzüglichste Gegenstand in demselben ein zweirädriger Marmorwagen mit zwei Pferden ist), die Gallerie der Kandelaber, der Saal des Museo Chiaramonti, der sogenannte Giardino della Pigna mit dem 11 Fuß hohen Pinienapfel (Tannenzapfen), die Gallerie der Bilder u. s. w. u. s. w.

Auffallend sind die ungeheuren Badewannen und Badebecken der alten Kaiser aus Porphyr — von einem Werth, der gar nicht zu bestimmen ist, denn die Aufsuchung von so großen Porphyrstücken würde in unse-

rer Zeit allein schon auf mehrere Millionen zu stehen kommen!

Und wenn Du so eine Zeitlang herumgegangen bist, inmitten des versteinerten Heidenthums, da ergreifen Dich eigenthümliche Gedanken. Hier wandelst Du unter Steingebilden, die nach Jahrtausenden zählen, die im Durchschnitt über 3000 Jahre alt sind! An diesen Steingebilden sind Hunderte von Generationen, Millionen von Menschen vorübergegangen, kein Bein und kein Staub ist mehr zu finden von Jenen, welche diese Gebilde gemeißelt, und von Jenen, nach deren Körpern sie die vollendete Menschengestalt darzustellen gesucht — das Steingebild ragt in die Jahrtausende hinein, und das Menschengebild zerbricht in dem Jahrhundert, in dem es zur Welt geboren wurde! Wäre der Menschengeist nicht unsterblich, gäbe es nicht eine Wiederherstellung des ganzen Menschen seinem Geist und verklärten Leib nach — so müßte einem diese Wanderung durch den Vatikan zur Verzweiflung bringen. Traurig aber macht mich dies Heidenthum immer, das beim Ebenbild Gottes stehen geblieben und es vergöttert hat — und das mit aller Schönheit seiner Formen den Moder des Todes nicht zudecken, und mit aller angeblichen Heiterkeit seiner Kunst und seines Lebens sich von Verzweiflung und Trauer nicht losringen konnte. Diese

glatten sternlosen Augen der Statuen und Büsten symbolisiren so recht die heidnische Blindheit.

In den gesammten Sälen öffnen sich nun mitunter herrliche Aussichten bald in Höfe mit prächtigen, lustig sprudelnden Springbrunnen, bald in Gärten, bald hinab auf die in einen leichten Nebelschleier gehüllte Roma.

62.

Die Bildergallerie des Vatikans. Fra Pasquale Serullo. Die Sixtinische Kapelle. Michel Angelo's jüngstes Gericht. Anekdoten hierüber. Das heidnische und christliche Element des Bildes. Wie lange man sich in Rom aufhalten sollte?

Ueber die Bildersammlung des Vatikans sind schon viele Zentner Aufklärungswagenschmiere, will sagen Druckerschwärze, verbraucht worden; ich will das Geschwätz darüber nicht vermehren. Eines kleines Vorfalls nur soll hier erwähnt werden.

In dem ersten Bildersaal links ist Rafaels berühmte Krönung Mariens. Vor diesem Bilde fand ich nun einen Minoriten (wie es in neuerer Zeit deutsch gegeben wird: Minderbruder), der eben beschäftigt war, die blumenstreuenden Engel oben zu copiren. Was er bereits davon fertig hatte, verrieth kein gewöhnliches Talent. Nun hab ich an einem kunstliebenden Klosterbruder eine eigene Freude. Als ich in den ersten Saal wieder zu-

rückkam, ging ich zu dem Minoriten und nachdem ich in seinem feinen liebenswürdigen Gesicht gesehen, daß er einem unschuldigen Scherz nicht abhold sein mag — klopfte ich ihm von hinten auf die Schulter und sagte: „**Fra Fiesole.**“ Er sah erstaunt nach mir um; als ich ihm aber erklärte, daß ich ein großes Interesse an seiner Arbeit habe, und ihm zu wissen machte, wer und woher ich sei, so fing er alsbald an freundlich zu lächeln. Der junge Mann war ein Priester des Minoritenordens aus Palermo und eben zu seiner Ausbildung in der Malerkunst von seinen Obern nach Rom gesendet. Sein Name ist Pasquale Serullo. Er fragte mich gleich, ob er mir irgend einen Gefallen erweisen könne. Ich bat ihn, da ich mit den weitläufigen Lokalitäten gar nicht bekannt sei — mich in die Sixtina zu führen.

Der sehr liebenswürdige und dienstfertige Mann hatte nichts Eiligeres zu thun, als sein Kunstgeräth, die Palette und den Pinsel und den Zauberstab, auf dem die schöpfende Künstlerhand ruht — zusammenzupacken und mitzugehen. Er erwies sich als verständiger Erklärer. Ein freundliches Zuvorkommen muß einem doch immer freuen — ich sende Dir einen herzlichen Gruß nach Palermo, lieber Fra Pasquale Serullo.

Die Sixtinische Kapelle ist ein langer viereckiger Saal — sie würde gar kein besonderes Ansehen haben, wenn ihr nicht die unschätzbaren Meisterwerke in der Malerei und die in derselben abgehaltenen Feierlichkeiten in der Charwoche (hiebei die Aufführungen der Musik von Palästrina und Pergolese) ihre Weltberühmtheit verschafft hätten. Altar, Sitzbänke und die Tribune für die hohen Gäste — alles ist im höchsten Grade einfach. In der Mitte ist sie durch ein Gitter in zwei Theile geschieden.

Die Sixtina ist demnach eine eigentliche Kunstgallerie. Da ist Michel Angelo's Schöpfung, letztes Gericht, da sind Fresken von Perugino, Signorelli, Boticelli, Roselli, Ghirlandajo, Fiamingo u. s. w. Was ist über dieses letzte Gericht schon alles gesagt worden! Michel Angelo hat eben nichts als die Bibel und den Dante gelesen und nun Christenthum und Heidenthum zusammengebraut, und aus Genie und Fleisch ist dann d i e s e s letzte Gericht entstanden.

Die Seligen und Verdammten sind alle außerordentlich fett und schwerfällig und die Nacktheiten sind so arg, daß sie auch die weitest zugestandene Künstlerfreiheit am Ende nicht mehr in Schutz nehmen kann. Es wird vielfach eine Geschichte vom Ceremonienmeister Paul III. erzählt, welchen Michel Angelo unter

die Verdammten mit Porträt hineinmalte. Die Geschichte ist aber so mit allerhand Varianten zu lesen — daß ich es der Mühe werth fand, das eigentliche Faktum aufzusuchen, und dieses fand ich im großen Werke Pistolesi's über die vatikanischen Kunstgegenstände.

Man erzählt sich Folgendes: Paul III. fragte seinen Ceremonienmeister Biagio da Cesena — als Michael Angelo's Gemälde erst zum dritten Theil fertig war — was er von dem Bilde halte? Biagio erwiederte: „er finde, daß dieses Bild weniger für eine päpstliche Kapelle, aber mehr für eine Badstube tauge.“ — Biagio spielte hiemit auf die vielen nackten Gestalten an. Michael Angelo war neben seinem Kunstgenie doch auch mitunter ein hoffärtiger, leicht zu beleidigender und etwas boshafter und rachgieriger Gesell, denn nun malte er den Biagio auf der Epistelseite rechts unten zum Höllenrichter Minos — in einer nicht leicht näher zu bestimmenden Qual, die mehr auf einen boshaften Gesellen, als auf einen edlen Künstlergenius hindeutet. Da sind die Grenzen künstlerischer Freiheit einige Meilen weit überschritten und der Künstler ist möglichst weit in das Gebiet des Skandals hineingerathen.

Als der Papst dem Künstler sagen ließ, er solle den Biagio (dessen Bild zuunterst in der Hölle angebracht war) auslöschen, erwiderte M. Angelo: Ex In-

ferno nulla redemptio. Aus der Hölle kommt Niemand mehr heraus. Das Werk, in dem diese Anekdote steht, ist von den päpstlichen Censoren im Jahre 1838 approbirt.

Trotzdem daß Biagio mit seiner Kritik nicht ganz unrecht gehabt hat — und trotz allem im Bilde grassirenden Heidenthum — ist das Bild doch ein Wunder von Genialität; es besteht eigentlich aus vier großartigen Bildern oder Gruppen. Zuoberst die Engel, dann Christus und die Heiligen — dann die Scheidung der Guten von den Bösen und unten die Verdammten. Christus ist ganz heidnisch aufgefaßt, kein Strahl der Versöhnung in diesem Gesicht — in dem jeder Heide eher seinen zürnenden Jupiter finden kann, als der Christ darin seinen Herrn und Heiland ersieht. Es mögen so an 300 Figuren sein. Auffallend ist der heilige Bartholomäus — ein kahlköpfiger Herkules, aber kein verklärter Leib, die Figur ganz nackt — er trägt die abgeschundene Haut in der Linken, das Messer in der Rechten. — In was für einer ganz unschönen Situation erscheint die heilige Katharina mit dem Rade; das ist eher alles andere als eine verklärte Jungfrau, die zudem schon im Erdenleben das Siegel göttlicher Weihe und Wissenschaft auf ihrer Stirne trug!

Verfällt man in Anbetracht der total verfehlten Einzelheiten in die kritische Stimmung, so ist es Einem doch wieder in Betrachtung des Gesammtbildes, als sähe man durch den Donner der Engelsposaunen den Schleier der Zukunft zerrissen. Kunstschöpfungen gehen trotz ihrer Mängel doch nur hervor aus einer gottebenbildlichen Gewalt! Vielleicht liegt bei diesem Bilde die größte Merkwürdigkeit gerade in dem Umstand: daß alle Fleischmassen durch den Ernst der schauererregenden Darstellung überwunden sind, und die Schrecken des Gerichtes vorwaltend sichtbar werden; oder noch mehr darin: daß das Licht der christlichen Wahrheit durch die massenhaften heidnischen Fleischesschatten sich einen Durchgang gefunden hat.

Nun wäre es noch ein Leichtes, Auszüge aus den Loggien zu machen, die Bramante begonnen, Rafael beendet hat; und dann könnte man noch den Manuskripten- und Bücherkatalog der vatikanischen Bibliothek herausgeben, was allein an 100 Foliobände ausmachen würde.

Daß die 1849 im Vatikan durch die Herren Italianissimi und sonstigen Galgenvögel geraubten Kunstschätze wieder nach Rom kamen, und jetzt im Vatikan wieder aufgestellt sind — ist der französischen Regierung zu verdanken.

Ende April 1849 wurden im Zollhause zu Paris (wie es damals sämmtliche Pariser Journale ebenfalls berichteten) über 40 Kisten mit kostbaren Statuen, Gemälden und heiligen Gefäßen zurückbehalten, weil man erkannte, woher dieselben seien. Eine Gesellschaft deutscher, im höchsten Grade kunstliebhaberischer Juden, an deren Spitze ein gewisser Brucker stand, hatten diese Gegenstände (es waren an 2500 Nummern) von den damals in Rom das Ruder führenden Räubern um 3 Millionen Franken gekauft. Diese Gegenstände waren aber im mindesten 10 Millionen werth.

Louis Napoleon ließ dieselben, als die Ruhe in Rom wieder hergestellt war, dorthin zurücksenden.

Uebrigens haben diese Diebshelfer sehr reiche und Geld-Namen habende Juden mit ins Geschäft hineinverflochten.

Als ich im Vatikan mit einem Deutschen sprach, sagte dieser: „Eine Woche in Rom sei rein gar nichts.“ Ich meinte: „Eine Woche sei doch besser als gar nichts.“ Denn, wenn man in Rom bleiben wollte, bis man Alles durchforscht hat — so könnte man in der vatikanischen Bibliothek allein von der Weltschöpfung bis jetzt, und wahrscheinlich von jetzt bis zum Weltuntergang sitzen — und hätte doch nach menschlicher Berechnung noch nicht die Hälfte durchgelesen.

Eine Zeit für den Aufenthalt in Rom läßt sich eigentlich so von vorne herein ohne Rücksicht auf Personen und Verhältnisse gar nicht bestimmen. Wer früher schon Studien gemacht hat — wer zudem gute Nerven besitzt — und durch das Einpacken einer Unzahl schnell wechselnder Bilder ins Gedächtniß nicht Kopfweh bekommt — der kann wohl mehr ausrichten — als Einer, der erst in Rom selber die Explikation über alle anzuschauenden Gegenstände entgegennehmen muß.

63.

St. Paul außer den Mauern. Der Klosterhof mit seinen gothischen Marmor-Arkaden und mächtigen Rosengruppen.

Nach St. Paul! Also zuerst hinaus bei der Porta S. Paolo, vorbei den protestantischen Friedhof und die Pyramide des Cestius, welche das Grabmahl des Cajus Cestius enthält, 19 Klafter hoch, an der Basis 14 Klafter breit, und ganz nach Art der ägyptischen Pyramiden gebaut, und den Scherbenberg, im Galopp fort auf der Via ostiensis mit ihren Gräberruinen. Da sind einmal die Scipionen, die Aemilier mit Lorbern ums Haupt gewunden von Ostia her eingezogen — hier ist Regulus dem Tod fürs Vaterland entgegengegangen! — Jetzt begegneten uns als Stellvertreter jener klassischen Gestalten einige Sbirren, sie trugen dicke Stöcke in den Händen, und

ritten auf starken Rossen; — diese Diener der Gerechtigkeit waren aber mit keinen Uniformen angethan, sie sahen eher wohlhabenden gutgenährten Bauern gleich; mag sein, daß diese Kleidung ihrem Amte deshalb dienlicher ist, weil sie so aus der Ferne nicht so leicht zu sehen und zu erkennen sind, und weil sie eben darnach dem Gesindel, auf dessen Fahndung sie ausgehen, besser auf den Leib rücken können.

Links eine Zeitlang Gärten — später kommt man an einer denkwürdigen Kapelle vorüber, sie zeigt die Stelle an, auf welcher der heilige Petrus vom heiligen Paulus Abschied nahm, als dieser dem Martertod entgegengeführt wurde.

Endlich gelangt man nach ungefähr einer halben Fahrstunde zu S. Paolo fuori le mura. Die Gegend flach, öde, unerquicklich. Die Kirche von außen ein sehr großes Gebäude — man hat gar keine Ahnung von dem, was darin ist. Beim Eingang stand in einer Halle eine kolossale Statue Pius IX., von einer herrlichen Arbeit aus Einem Stück Marmor. Nun kommt man in die Kirche! Ein überwältigender Anblick! Dieser Bau weiß Einem noch Verwunderung abzuzwingen, wenn man selbst die größten Kirchen Roms gesehen hat. Sie ist aber auch die größte nach der Peterskirche. Fünf Schiffe — breit, hoch — ein Wald von

Granitsäulen von ungewöhnlichem Durchmesser; die größte Basilika der Welt. 65 Klafter lang. Das Presbyterium ausgenommen — alles erst nach dem Brande in der jüngsten Zeit gebaut. Die Porträte der Päpste in Medaillons aus Mosaik von einigen Klaftern Durchmesser auf den obersten Flächen des Mittelschiffes.

Ueber der Confessio ein Tabernakel mit Skulpturen aus dem 13. Jahrhundert, aus derselben Zeit die Mosaiken hinter dem Altar in der sogenannten Tribune. — Diesen Bau zu sehen soll Niemand versäumen, wer da einmal in Rom ist — er steht einzig in der Christenheit da, es gibt nichts Zweites von so großartiger Konstruktion in der Basilikenform.

Und erst der Klosterhof und Kreuzgang! Die Kirche und das Kloster gehört den Benediktinern. Die um den Garten herumlaufenden Arkaden von weißem Marmor und der schönsten Bildhauerarbeit. Und der weiße Marmor wieder gehoben von den Rosengruppen des Klosterhofes — mit vollen flammenden Blüten, welche die Größe einer Faust haben, und die den weißen Marmor-Arkaden durch ihre hellrothe Unterlage ein wahrhaft zauberisches Farbenspiel verleihen. Es hat dieser innere Klosterbau in seinen feinen Formen in der That einen solchen Zauber, daß man sich in einen Feenpalast versetzt meint — wie auf der Piazzetta zu Venedig

beim Mondenschein. An der Kirche haben die berühmtesten neuen Bildhauer und Maler Roms sich betheiligt. — Wir kamen nicht hinaus zu den drei Brunnen — die eigentliche Martyrstätte St. Pauli; und rollten zurück nach Rom in die Villa Pamfili.

64.

Villa Doria Pamfili. Die einstigen Gärten Galba's. Ansicht Roms von dem Garten der Villa.

Villa Pamfili! — Fort durch Trastevere hinaus beim Thor S. Pangrazio und in einem öden Hohlweg aufwärts, es muß im Sommer hier zum Gehen rein unmöglich sein. Staub und Sonnenhitze in Ueberfluß. Aber was für eine entzückende Aussicht über Rom von der Villa selbst! Das Parterre des Gartens im Zopfstyl mit großen und kleinen Bassins, Grotten, Arkaden, eine Heerde von Statuen, sonst zum Lustwandeln nicht geeignet, weil schattenlos. Steigt man aber auf die Anhöhen des Gartens hinauf — da gibt es mächtige Fichten, dunkle Laubgänge, da ist ein höchst melancholischer Teich mit babylonischen Weiden umpflanzt, da schweben auf schlankem Schaft hoch in der Luft wie durchsichtige Kugeln die Pinien; und in breiten und langen Beeten liegen schweigend die fetten Aloen trotz ihren tausend scharfgestachelten Zungen: es geht

ihnen hier ganz wohl; sie sind in ihrem Klima, und darf für sie keine Beheizung aufgerechnet werden. Von diesen Gärten aus genoß Galba das kurze Glück, sich 3 Monate lang die Stadt Rom als Kaiser anzuschauen und das war eine Zeit der Sorgen und Kümmernisse und dunkeln Ahnungen, bis endlich diese letzteren sich erfüllend über ihn hereinbrachen und er von den Empörern auf dem Prätorium niedergehauen wurde! Da dünkte mir's jetzt hier viel wohler zu Muth, als dem einstigen kaiserlichen Gartenbesitzer; obwohl ich hinwiederum als Römer hieher in der Regel meine Spaziergänge im Freien nicht verlegen möchte.

Die Luft ist köstlich, die Villa heißt auch mitunter Bel respiro; — wenn man aber eine Zeitlang da herumwandelt, überfällt einem eine unleidliche Melancholie. Der rothe Himmel hing über das theatralisch beleuchtete Rom und die hohen Mauerwerke erschienen jetzt wie ein ausgebrannter Vulkan, wie ausgeglühte Steinmassen. Der Farbenwechsel und die wunderlichen Lufterscheinungen in der Umgegend von Rom waren von jeher das Studium der Landschaftsmaler. Es hat oft den Anschein, als ob die Mauern der Paläste oder der Ruinen nacheinander von dem sogenannten bengalischen Feuer in bunten, sich einander ablösenden Farben angeleuchtet wären.

Nun wieder hinein, den Berg hinab, der Hohlweg öffnet sich — und vom Abendroth angeleuchtet liegt die Peterskuppel und Kirche da — und der Rahmen des Bildes sind die Gartenmauern zu beiden Seiten.

65.

Der Ghetto am Sabbath. Die Wohlgerüche desselben.

Der Römerfiaker — in seiner Weise immer bedacht, seinen Kunden zeitgemäße Unterhaltung zu verschaffen, sie auf Alles aufmerksam zu machen, was im Kreise seines Wissens lag, machte uns den Antrag den Ghetto (das Judenviertel) anzuschauen, weil eben Schabbes war. Beim Eingang des Ghetto steht am Portal einer Kirche ein großes Kreuz, um welches hebräisch und lateinisch die prophetischen Worte Isaias (LXV. 2.) geschrieben sind: Expandi manus meas tota die ad populum incredulum (den ganzen Tag habe ich meine Hände nach einem ungläubigen Volke ausgebreitet).

Wir fuhren durch einige Gassen, hier war der Fiaker absolute Nothwendigkeit. Vor den Häusern saßen dichte Gruppen israelitischen Volkes im Festgewand.

Der guten Stadt Rom kann man im Ganzen nicht den Vorwurf besonderer Reinlichkeit machen. Der

Theil über der Tiber (Trastevere) gibt sich noch mehr Mühe den besagten Vorwurf von sich abzuwälzen.

Wer aber mit Rom auch in dieser Geschmacksrichtung vollkommen ausgesöhnt und zufrieden werden will, dem ist eine Fahrt in den Ghetto anzurathen. Hier in diesem Ghetto wird der Krieg gegen alle Wohlgerüche Indiens mit einer Energie, Heldenmüthigkeit und mit einem Fanatismus geführt — die eines besseren Gegenstandes würdig wären. Hieher komme und Du wirst sagen: Das übrige Rom ist eine ganz nette, vortrefflich reinliche Stadt! Das war etwas Sauberes auf die schöne Luft in Bel respiro hinauf — wer hier einen Tag verlebt, läuft Gefahr das Gedächtniß für alle Blumendüfte der Welt auf immer zu verlieren. Jetzt fiel mir eine der riesigen Rosen im Klosterhof zu St. Paul ein — sie hatte sich lächelnd vom Strauch durch die prachtvolle Marmorrose eines Spitzbogens der Arkaden hereingebeugt — als wollte sie ahnungsvoll und prophetischer Weise sagen: Armer Wanderer, ich schenke mich Dir! nimm mich mit — es wird Dir heute noch etwas bevorstehen, wobei Du mich brauchen kannst!

Doch ein Schleier über dies Gemälde — oder viel besser und praktischer: ein Sacktuch vor die Nase,

und hinaus, hinaus, hinaus! Der Wagen rollt dumpf, die Räder werden wissen warum!

Die Regierung würde es den Bewohnern des Ghetto gewiß nicht wehren, wenn diese neben ihrer sonstigen Geschäftigkeit und Rührigkeit auch einige Dutzend Mistkarren in Bewegung versetzen möchten.

66.

Die Basilika St. Sebastian außer den Mauern. Die Katakomben daselbst. Der improvisirte Custode eines alten Tempels. Der Weg an den Katakomben S. Kalixtus. Repräsentation der Römer. Das Capitolium und die Dichterkrönungen.

St. Sebastian außerhalb den Mauern. — Es war ein Sonntagsmorgen. In der Sakristei bei Maria sopra Minerva kam ich mit einem französischen Pfarrer zu sprechen. Er lud mich ein, mit ihm die Katakomben di S. Calisto auf der Appischen Straße zu besichtigen, weil er im Besitz einer Einlaßkarte für mehrere Personen sei. Ich war es sehr zufrieden. Wir begaben uns zum Führer, welcher der Adresse nach in der Nähe des Vier-Brunnenplatzes beim Palast Barberini wohnte. Der gute Herr war nicht zu Haus. Nun machte ich den Vorschlag, die Katakomben von St. Sebastian zu besuchen — wozu keine Karte nöthig ist. Wir fuhren hinaus bei der Porta S. Sebastiano, vorüber links

an den ungeheuren Ruinen der Kaiserpaläste, rechts an den Thermen des Caracalla, dann außer der Stadt an vielen kleinen Kirchen und Kapellen, wo jede ihre historische Bedeutung hat — und endlich nach drei Viertelstunden waren wir in der Basilika des heiligen Sebastian. Mitten in der Kirche auf einem Bogen prangt das Wappen des Kardinals Scipio Borghese, der auf seine Kosten die Restauration der Basilika (1611) besorgte. Links in der Kirche die Kapelle und das Grab des heiligen Martyrers. In der Tumba des Altars seine Gestalt in weißem Marmor von Giorgetti, einem Schüler Bernini's. Es ist eine eigenthümliche Empfindung, am Grabe seines Schutzpatrones zu stehen, auf dessen Namen man getauft ist.

Neben dem Altar des heiligen Sebastian führt eine Stiege in die Katakomben. Ein Franziskanerfrater mit unfreundlichem Gesicht und ziemlich knurrigem Wesen — ohne allem italienischen, schon gar ohne allem römischen Typus, führte uns hinab. Ich war weder ergriffen, noch angeregt, noch befriedigt. In diesen Katakomben von St. Sebastian ist wenig zu sehen, auch sind sie verhältnißmäßig sehr klein, man ist in einigen Minuten mit denselben fertig. Nur der unterirdische Altar ist merkwürdig. Er steht an derselben Stätte, an welcher der heilige Lucian den Leib des Blutzeugen einst bei-

gesetzt. Hier werden am 20. Jänner, am Feste des Heiligen, Messen gelesen.

Sonst wird hier noch der Platz gezeigt, wo einst der Marmorlehrstuhl stand, auf welchem der heilige Papst Stephan I. gemartert wurde, dann ein Brunnen, bei dem Petrus und Paulus einst ruhten.

Auch sah ich mir nach den Katakomben das Klostergärtlein an. — Welche Armuth! welche Oedigkeit! Kein Baum darin, nur klafterhohe Stangen, auf denen sich Bohnen mit vergilbtem Laub hinaufrankten, und einige Weinreben, das war Alles! Für einen Aufenthalt dieser Art in Italien möchten sich sämmtliche Romantiker bedanken. Die Basilika, trotz ihrer Restaurationsbedürftigkeit, ist so schön, daß sie in Deutschland Aufsehen machen würde — hier hält sie den Vergleich mit andern nicht aus.

Als wir vor die Kirchenthüre kamen, machte uns ein Gesell in Bauernkleidung weiß: „er sei der Custode von einem tempio, und wolle uns denselben zeigen.“ Gut, sagte ich, nehmen wir ihn mit, den Tempio. Wir ließen den Wagen warten, gingen durch einen kleinen Hohlweg, und kamen zu einer Anhöhe, auf welcher ein Mauerstück aus der Erde herausstand — von dem die Ziegel nicht die antike schmale Form an sich trugen. Es war leicht zu errathen, der Custode hatte es auf's

Prellen abgesehen; denn wozu sollte diese ungefähr zwei Klafter lange, und zwei Schuh dicke Mauerruine eines Hüters bedürfen? —

Ich wendete nun sogleich meine Augen auf die Physiognomie des Custode — um zu sehen, was für Gedanken sich auf diesem Instrumente ungefähr abspielen dürften. Der halb kecke, und doch halb unsichere Blick gab zu erkennen: „Werden sie sich anschmieren lassen? werde ich etwas bekommen? oder werden sie es kennen, daß ich sie belügen wollte?“ — Ich half ihm schnell aus dem Traum, indem ich über die komische Unverschämtheit laut zu lachen anfing, und sagte: „Also Ihr seid der Custode von diesem Tempel? Gebt nur acht, daß er Euch nicht davongetragen wird.“ —

Das ist nun der wunderbare Humor dieses italienischen Volkes, wenn Einer sieht: er habe seine Sache gar zu plump gemacht, und werde ausgelacht, so lacht er selber mit. — Der Geselle lächelte selbst, und machte keine Miene mehr etwas zu begehren.

Wir gingen zurück, stiegen in unsern Wagen, und fuhren davon. Der Custode rieb sich die Augen und sah uns nach. Der französische Pfarrer erbaute uns mit einem ernsten Vortrag über die Fourberie dieses Volkes. Ich meinte: „wir hätten eher Ursache dem Burschen dankbar zu sein; denn bekommen hat er von uns nichts

— und am Ende hat er uns mit seinem Mauerstück mehr Spaß gemacht — als wenn's ein wirkliches Fragment irgend eines Tempels gewesen wäre, deren wir doch schon überflüßig viel gesehen.

Die Sonne fing außerordentlich heiß zu brennen an. Wir fuhren vorüber am Eingang der Katakomben des heiligen Kalixtus; unten an einer Mauer ein grünes Thor; oben über die Mauer sehen hohe Cypressen heraus. Fast eine halbe Stunde lang fährt man an Gartenmauern vorbei. Aus dem spärlichen Rasen, der neben den Fußwegen steht — liefen aufgeschreckt vom Gerassel des Wagens immer vor uns eine Unzahl von braunen und grünen Eidechsen an den Mauerwänden im Zickzack hinauf, daß die Wände oft glänzten wie ein reich in Goldgrün gestickter Stoff, der aufgehangen ist, und den die spielende Luft in eine wellenförmige Bewegung versetzt. Heut waren die Plätze in Rom mit Gruppen von Bauern aus der Campagna angefüllt, jede Stellung dieser Leute ist malerisch — sie sind Schauspieler von Geburt und aus Angewöhnung — und halten immer sehr viel auf Repräsentation.

Am Abend bin ich einmal oben auf dem Capitol herumgegangen, und hab die großen Papierballen aller

Geschichten, die sich hier zugetragen, an meinem Gedächtniß vorübergewälzt.

Das heißt: ich habe nicht an Alles mich erinnert, sonst hätte ich diese Papierballen durchlesen müssen — sondern ich hab nur so in Bausch und Bogen gedacht, von was für tausenderlei merkwürdigen Ereignissen dieser Platz seit 25 Jahrhunderten schon Zeuge gewesen!

Da sind mir auch die hier öfter stattgehabten Dichterkrönungen eingefallen. So eine Dichterkrönung mag immerhin ein sehr wunderliches Schauspiel gewesen sein. Wenn jetzt einem Dichter der Lorber auf den Kopf gesetzt würde, so müßte nach unsern gegenwärtigen Weltanschauungen wahrscheinlich über das Gesicht des gekrönten Dichters das hochansehnliche Publikum in ein lautes Gelächter ausbrechen, und der Dichter müßte am Ende selber mitlachen.

Jeder Mächtige kann das Genie anerkennen in seiner Weise und in seinem Kreise — er kann aber nicht so leicht für Alle, für die gesammten Leser den Akt der Anerkennung übernehmen; denn sonst würden am Ende auch Gunstkrönungen erfolgen, der Lorber nach Gutdünken ausgetheilt werden — was doch nichts nützt; denn da ist es ja nicht einmal genug, daß die Mitwelt damit einverstanden ist, da muß auch die von

den kleinlichen Leidenschaften und Rücksichten, die in der Zeitgenossenschaft liegen — freie Nachwelt ihr gewichtiges Urtheil mitsprechen.

Wer denkt jetzt an den ersten in Deutschland gekrönten Dichter, an Conrad Celtes, der die Ars versificandi (die Kunst Verse zu drechseln) geschrieben, und dem am 18. April 1487 durch Verwendung und auf Fürbitte seines Gönners, des Kurfürsten von Sachsen — vom Kaiser Friedrich III. eigenhändig der Nürnberger-Lorber auf die verdienstvollen Schläfe feierlichst und in Gegenwart von vielen hohen Herren gedrückt worden ist? —

Und um dieses Lorbers willen, der doch nur echte Nürnbergerwaare gewesen, mußte der arme Versifex noch sein Lebenlang die Verfolgung der alten Magister und sämmtlicher philologischen Neidhammel ertragen! Ist in der That nicht der Mühe werth gewesen.

Oder um einen ganz in Finsterniß verschlafenen Namen zu nennen, wer denkt jetzt noch des kaiserlich gekrönten Poeten Elias Spaltholz, Superintendenten zu Kunstadt, der im Jahre 1599, als die Pest grassirte, ein Ermahnungsschreiben an die Christen in Versen herausgab, welches beginnt:

„Der Pestilenz wir nicht entgehn,
Wenn wir auf unsern Köpfen stehn.

Und setzen Gott gleich Maß und Ziel
Und wollen das, was er nicht will.“

In der That eine, wenn auch gekrönte, doch aber mehr Holzspalterische als Spaltholzerische Poesie!

Hier auf dem Capitol hätte sollen Tasso im Frühjahre 1595 feierlich mit dem Lorber geschmückt werden. Klemens VIII. (Aldobrandini) sagte, als Tasso den Herbst zuvor nach Rom kam, zum Dichter die schönen Worte: „Ich biete Euch den Lorber, damit er von Euch so viele Ehre empfange, als er denen Ehre verliehen hat, die ihn vor Euch erhielten.“ — Der arme Tasso! selbst dieses wohlgemeinten und aus voller Anerkennung versprochenen Lorbers bedurfte er nicht — er starb im selben April, in welchem die Krönung geschehen sollte — und seine Neider genossen den Triumph, die Zweige vom Dichter- und Heldenbaum auf dem Sargbrettlein des heimatlosen Sängers liegen zu sehen. —

In Erwägung von einigen früheren Dichterkrönungen könnte man da wohl sagen: Das Capitolium hätte einen Tasso gebraucht, der Tasso aber brauchte das Capitolium nicht.

67.

Die Springbrunnen Roms. Fontana Trevi. Was dort die Götter murmeln und sagen. Eine Revue der Springbrunnen in den Großstädten Italiens: Neapel, Florenz, Genua, Mailand, Venedig, Viterbo. Die Quelle: vorm Abschied von Rom daraus zu trinken.

Die Springbrunnen sind eine eigenthümliche Zierde der Römerstadt. Da darf man sich aber auch unter den Wasserleitungen nicht unser kleinliches Eisen- und Bleiröhrensystem in Deutschland vorstellen; das sind mächtig sausende Bäche, deren einige 6 deutsche Meilen weit auf Tausenden hochgespannter breiter Bogen aus den Gebirgen eilig daherrennen, um in Rom an irgend einem der großartigen Wassertheater unermüdlich Tag und Nacht ihre Kunststücke zu produziren. Die Wasserleitung des Claudius, die noch besteht, hat von Subiaco bis Rom eine Länge von 40 Miglien. Wer erstaunt nicht über die kolossalen Ruinen alter Wasserleitungen, an denen man auf der Eisenbahn nach Fraskati vorüberfährt! Doch statt aller Beschreibung sämmtlicher großartiger (der großartigsten der Welt) Springbrunnen Roms — nur ein kleines Bild der Fontana Trevi.

Längst war mir dieser Springbrunnen aus vielen Bildern bekannt — doch fragte ich demselben in Rom nicht eigens nach — ich legte es eigentlich darauf an,

ihn einmal zufällig unter die Augen zu bekommen. Ich war schon den dritten Tag in Rom, und es ging gegen Abend. Da biegt der Fiaker über eine Ecke — Wasserrauschen tönt ans Ohr — Ecco! da ist sie doch einmal, die Fontana Trevi. Wir verabschiedeten den Fuhrmann für heute — stellten uns hin vor die Fronte, gingen herum um die Eisengitter und den Steinrand, der Brunnen hat als Hintergrund einen ganzen Palast — und ergötzten uns an dem ungeheuern Reichthum der in den vielfachsten Formen und Weisen hervorbrechenden und müh- und rastlos fortsausenden Gewässer.

Da war es mir auf einmal, als hörte ich durch das Sausen und Brausen hindurch ein beständiges Gemurmel der steinernen Brunnengötter, und ich horchte mehr und mehr, bis mir endlich verständlich ward, was diese Götter höhnisch halb vor sich hin- und halb vor mir hermurmelten:

„Zu uns schickt die Finanzminister aller Staaten, die dahinliegen in Geldesnöthen, hier mögen sie lernen! wir geben nie mehr aus, als wir einnehmen, reiche Zuflußquellen haben wir für ewige Zeiten eröffnet, keine Unterbrechung leidet unser Geschäft, aus keinen trüben Quellen schöpfen wir unsere Nahrung! Wir brauchen nicht zu pumpen, und wären längst vertrocknete und zerbröckelte Ruinen, hätten wir die Dummheit begangen, bei

den Sauggefäßen der Börsenjuden Heil und Zufluß zu suchen.

Wir sind zudem Wassergötter, wie sich's gehört — reiche Leute, die mit vollen Händen austheilen; Prahlhanse in unserm Göttergeschäft gibt es in Italien noch dort und da — aber es ist keine Solidität dahinter. Geh hinüber nach Neapel, schaut Euch den Springbrunnen an auf dem largo del Castello; wie müssen sich die spärlichen Gewässer abmühen im Tanz über zehn Marmorstufen, daß mit der kleinsten Kraft ein größtmöglicher Effekt herauskomme; oder seht Euch das wie eine Schale in der Luft schwebende Bassin an beim Porto, wo der spärliche Wasserstrahl kaum hinreicht um die Schilfgräser, die im steinernen Becken angepflanzt sind, hinlänglich zu ernähren. Geht dann weiter hinab nach Pompeji, da seht Ihr die blassen Marmorleichen der Springbrunnen in den Häuserruinen — nimmer sprudelt der belebende Quell durch das bleierne Geäder; mehr noch als die Grabmähler dieser alten untergegangenen Stadt werden Euch dort die vertrockneten Springbrunnen als ein trauriges Bild des Todes und der Zerstörung auffallen. Oder geht hinauf nach Florenz; am Piazza del Gran Duca seht Ihr den übermüthigen, herkulisch gefütterten Neptun stehen, als hätt' er über Ströme zu gebieten; auf den Steinen des

Brunnens umringen ihn seine faulenzerisch daliegenden Untergötter: ein Glück, daß der dicke Neptun und seine steinernen Tritonen kein Wasser brauchen; denn sie haben so wenig, daß es der dicke Neptunus allein aussaufen möchte und die Untergötter Durst leiden müßten, der Florentiner gar nicht zu gedenken. Auch die Wasser im ersten Stockwerke des Pittipalastes geben es nur hoch — mit unserm Reichthum wagen sie es nicht sich zu messen. Aber selbst die Nymphe der Aqua sola in Genua hat nicht Ursache stolz zu sein. Ein Brunnen bei St. Peter drüben wiegt ihre Kraft und ihren Reichthum auf — und zudem hat sie ihren Ruf mehr dem grünen rauschenden Seidengewand aus Cypressen, Oleander und Magnolien zu verdanken, das sie stolz um ihre Schultern warf, und das sie für und für mit Tausenden von Silberperlen zu durchweben weiß. — Obwohl die Lombarden als ein düsteres, hochmüthiges Volk sich geberden, so sind doch ihre Wassergötter zu Mailand sehr bescheiden; sie haben es nicht einmal zum Murmeln gebracht, und nur, wenn Du Abends zur Zeit, wo keine Wagen rasseln, beim Brunnen hinter dem Dom auf der Piazza fontana vorübergehst, kannst Du ein demüthig und wehmüthig Flüstern vernehmen, wie es der Armuth geziemt. Die stolzen Venediger haben auch nicht Einen lebendigen Wasserstrahl,

Millionen hätten ihre reichen Vorfahren schon geboten, wenn unsereins bei ihnen eingekehrt wäre — aber in diese gesalzenen dumpfigen Lagunen mag sich kein ehrlicher Quellwassergott hineinsetzen und niederlassen.

Jetzt ist nur noch Viterbo drüben, das aus alter Zeit her der Gewohnheit huldigt, sich mit seinen schönen Brunnen und mit seinen schönen Frauen zu prahlen. Laßt den Viterbern ihre ungeputzten, mit schwarzem Moos überwachsenen Löwen auf ihren Brunnen — es ist nicht viel dahinter und was vor 6 Jahrhunderten sich ereignet: daß wegen der schönen Galiana Rom und Viterbo in Krieg geriethen, wo die Römer nach ihrer Niederlage nur noch um die Erlaubniß baten: diese saubere Galiana noch einmal zu sehen, das wird sich heut zu Tage gewiß nicht so geschwind wiederholen — geht hinüber nach Viterbo und überzeugt Euch selbst — wir haben jetzt das Glück in ruhigen Zeiten zu leben."

So murmelten die hochmüthigen Heidengötter an der Fontana Trevi. Auf der rechten Seite des weitläufigen Brunnens ist ein kleiner Wasserstrahl — da geht die Sage, wer vor seinem Scheiden aus Rom nach Mitternacht von dieser Quelle trinkt — der kommt noch einmal nach Rom. Wohl hab ich jetzt eine viel größere Sehnsucht nach Rom, als früher, da ich es nicht gekannt — aber mit diesem Mitternachtstrunk

voll heidnischen Aberglaubens, möcht ich mir eine zweite Römerreise nicht erkaufen.

68.

Roms Wasserreichthum. Die Brunnen im Garten des Caffè nuovo. Die Cönobiten im Kaffeehaus.

Nur noch ein kleines Beispiel von Roms Wasserreichthum auch in Privathäusern. Du gehst in's Caffè nuovo — das größte in Rom, jetzt hat es auch nebenbei den Titel „Caffè für's französische Militär.“ Der lange große Saal und die eben so lange Terrasse vor dem Garten ist nichts besonderes. Aber der Garten spricht Dich sehr an von wegen zwei Marmorbrunnen, deren beide in dunklen Baumgruppen stehen; das Wasser strömt bei jedem im reichen Strahl aus den Seitenwänden in große volle Becken nieder und verbreitet im schattigen Gärtlein, wo die Marmortische ringsherum postirt sind, zur Sommerszeit Kühle und Labung. Freilich war dieses jetzige Kaffeehaus einmal ein Palast und auch die Brunnen mit ihren großen Marmorschalen und mit ihren in starken, lichten Bogen aus den Wänden sich herabsenkenden Wassersäulen sind noch Ueberbleibsel früherer Herrlichkeit eines römischen Patriziers. Hier in diesem Gärtlein sah ich zwei fremde Camaldulenser mit ihren rauhen weißen Gewändern und

Sandalen angethan, Nachmittag ihre Tasse Schwarzen trinken; derlei Erscheinungen fallen hier keinem Menschen auf, und das ist auch ganz billig und recht; die wahrhaft armen Männer, die sich ohnedies von Fastenspeisen nähren, bedürfen doch beim Herumlaufen den ganzen Tag über auch eine Erfrischung, nur ein bitterer Zelot wird selbige ihnen nicht vergönnen; aber selbst ein durch und durch katholischer Römer wird — weit entfernt sich an derlei Erscheinungen zu stoßen — im Gegentheil eine Freude haben, wenn es den Cönobiten wohl bekommt — und der katholische Römer hat Recht, und der Cönobit hat auch Recht — ich meine, man soll den andern nicht ohne Unterlaß Lasten aufbürden, die man selbst mit den Fingern nicht berühren möchte, und man soll auch in allen Lagen des Lebens die rechte Einsicht und die christliche Nachsicht haben.

69.

S. Pietro in montorio. Die Kapelle der Kreuzigung des heiligen Petrus. Aussicht über Rom und die Campagna. Die Tiber. Frascati und die Albanergebirge.

S. Pietro in montorio. — Es war eine Stunde vor Sonnenuntergang; ich besuchte eben den Direktor der deutschen Kirche (Anima), Dr. Flir, den edlen liebenswürdigen Tiroler. Wir fuhren hinauf nach Pietro

in montorio; Flir machte mich in der Kirche auf die Kapelle Borgheria aufmerksam, von wegen ihres herrlichen Bildes von Sebastian Piombo nach Michel Angelo's Zeichnung.

Die Hauptsache hier ist im Klosterhof der sogenannte Tempel des Bramante. Es ist dies die Kapelle — über jenen heiligen Ort erbaut, an welchem der erste Fels der Kirche, Petrus, den Martertod auf Nero's Befehl erlitten. Im Marmorboden ist die runde Oeffnung, welche die Stelle verzeichnet, an der des Apostels Kreuz gestanden.

Philipp II. von Spanien hat diese Kapelle mit reicher Zier beschenkt; auch die 16 Marmorsäulen, auf denen die Kuppel ruht, sind seine Gabe.

Die Stimmung, welche man an derlei geheiligten Orten empfindet, soll man meiner unmaßgeblichen Meinung nach — mehr in sich hinein verklingen lassen, als in französischer Manier nach Außen damit lauttönende Melodien zu singen.

Außer der Kirche auf der Platform des Berges ist die schönste Ansicht von Rom. Was für ein großartiges Panorama, eine Art Vogelperspektive!

Ja, da liegt die stolze Roma wieder vor Deinen Augen, aber viel schöner als auf dem Pincio, wie ein Riesenfoliant, der ganz hübsch eingebunden ist. Du fängst

ganz recht von der linken Seite zu lesen an, und siehst hier den mächtigen, kunstreich und kostbar geschmückten Initial- oder Anfangsbuchstaben, größer als alle andern, alle andern überragend, das ist St. Peters Dom, und hinter demselben der Vatikan; und weiter gegen Dich her S. Onofrio, wo ein müdes Sängerherz zur Ruhe gekommen, wo Tasso begraben liegt — und weiter nach herwärts ein Baum, er wird als Tasso's Eiche bezeichnet, unter welcher er oft ruhend auf Rom hinabgeschaut hat — und seinen wunderlichen Phantaseien nachgehangen ist. Manche sagen, es sei dies nicht die rechte Eiche — denn diese wäre schon längst umgehauen; wer kann's ändern? der Tasso legt sich gewiß nicht mehr unter dieselbe — und für die Andern sind andere Bäume auch gut. Und weiter rechts ragt die Engelsburg in die Luft, einer der unverwüstlichsten und kolossalsten Särge, die sich je ein Sterblicher, lüstern nach irdischer Unsterblichkeit seines Andenkens, hat anfertigen lassen.

Und auf den Hügeln hinter Rom, welche die Aussicht begrenzen, dünkt Dir der blaue Himmel ein blaues Musikalienpapier, und die größern und kleinern Pinien wie einige Takte Noten — die Schäfte die senkrechten Striche, die Kronen die Notenköpfe, und die weißen Wolkenstreifen auf dem Horizont die Notenlinien. —

Wenn nur diese Cypressen in Deutschland im Freien so hoch aufschießen könnten! Das ist doch ein feines, edles, melancholisch-düsteres Gewächs — wir müssen uns dafür mit den groben ungeschlachten Pappelbäumen begnügen — die noch dazu im Herbst wie abgenützte Firmamentsbesen blöd in die Wolken hinaufragen. — Und gerade hin vor Dir der quirinalische Hügel mit seinen Palästen und Steinmassen, mit denen man einige deutsche Königsresidenzen versehen könnte, wenn selbige zu verpacken und zu spediren wären.

Zu Füßen schleicht im breiten Band in schlangenartiger Windung die Tiber vorbei — die nie das Zeug zu einer welthistorischen Berühmtheit besaß, und nur als Zuträgerin und Waschweib der alten Roma sich ihre unsterblichen und aller Welt bekannt gewordenen Verdienste erworben hat. So geht es wohl auch oft kleinen, schmutzigen Menschen, die durch die Nähe großer und mächtiger — sich ihr Einziges Verdienst und Renommee erwerben. Aber Tiber bleibt Tiber, der ewig schleichende Fluß, der von der Weltstadt den Schmutz aufnimmt, und gerade die unschönsten Partien derselben auf seiner Wasserfläche abspiegelt.

Die Augen schweifen hin über die Siebenhügelstadt. Als wäre ein sturmempörtes Meer mit seinen hochaufsteigenden Wasserbergen plötzlich versteinert — so lagen

wogenartig in Berg und Thal geschieden die Gruppen der Häuser und Paläste Roms vor unsern Augen.

Tivoli glänzt dort in der Ferne am Bergesfuß — weiter rechts erhebt sich die Anhöhe hinauf Fraskati, röthlicher Schein ist von der Abendsonne auf das Gemäuer dieser fernen Städte ausgegossen, und auch die Albanergebirge leuchten in röthlicher Färbung.

Hier ist Rom viel größer und erhabener als vom Pincio aus gesehen; hier hat es einen wahrhaft malerischen Hintergrund. Und Flir ermüdet nicht, an meiner Seite die vorliegende Landkarte aus Erde, Stein, Holz und Wasser mir zu erklären, in der That, eine Geographiestunde, die an lebendigem Interesse die Hunderte von Geographiestunden, welche ich einst in den Gymnasialstuben mit Engelsgeduld und engelsburgerlicher Ausdauer übertauchen mußte, weit übertraf.

Der letzte Sonnengruß leuchtet zum Abschied über die sieben Hügel. Wir fuhren noch aufs Forum, über das eben die matten Mondstrahlen hinschweiften, und dann in die Anima.

70.

Die Anima. Versammlung von Deutschen daselbst. Die Versammlungsorte der deutschen Künstler. Die Braukunst im Bunde mit der Maler- und Bildhauerkunst.

Das Institut der Anima sieht seit ein paar Jahren ganz anders aus als früher. Es bedurfte in der That eines Mannes — der für das Recht begeistert ist, und der der Wahrheit unumwunden das Wort redet und ihre That übt — um dieser herabgekommenen Stiftung aufzuhelfen.

Wie freute ich mich da, mitten in Rom eine ganze deutsche Kolonie von Gästen zu finden. Zuvörderst eine Zierde des deutschen Episkopates, den eben so edlen als liebenswürdigen Bischof Weiß von Speier, der unter andern auch das Verdienst hat, mit seinem Freunde Reß, dem jetzigen Bischof von Straßburg, der katholischen Publizistik noch in Tagen, wo alles ringsum ziemlich stille lag — eine feste Bahn in Deutschland gebrochen zu haben. Mit ihm war sein Sekretär Molitor, bekannt durch seine Domlieder und neuerdings durch kanonische Schriften; dann den Domvikar Hellmayer, Redakteur der katholischen Speier-Zeitung; aus Mainz war hier der Generalvikar Lenning, Domkapitular Moufang, Mitredakteur des Katholikon, dann der edle, vielseitig thätige Professor Riffel, der leider ein

Opfer seiner zu großen Anstrengungen geworden ist — er kam schon sichtlich nervös geschwächt nach Rom, und konnte sich hier nicht mehr erholen, bis er dann am 1. Dezember 1856 zu Mainz aus seinem thatenreichen Leben abberufen wurde.

Von München war hier Professor Reithmayr, der in der theologischen Welt berühmte Exeget des Römerbriefes; von Würzburg Dompropst Thinnes, eine gerade deutsche Natur, offenen und biederen Wesens. Wir redeten eine Zeitlang über dies und das — da kam bei der Thür herein, wie eine Erscheinung, mein edler Freund, Dr. Schreiber aus Würtemberg, der sich im Sommer 1848 seiner Studien wegen in Wien aufhielt, eine Zeit — in welcher die aus dem öffentlichen Leben verschwundene Ruhe sich gerade in die Bibliotheken zurückgezogen zu haben schien. In den Büchereien herrschte damals eine wahre Grabesstille. Mit ihm kam auch Dr. Lichtenberg, der Direktor der Erziehungsanstalt zu Trauchburg. Nun war des deutschen Jubels vollauf.

Eine solche Menge teutonischer Sprößlinge wird in Rom wohl selten an Einem Orte beisammen sein, ausgenommen im Caffè Greco, wo sich die deutschen Künstler einfinden, oder in jenem Abendsitz germanischer Kunstwelt, wo ein wahres Wunder für Italien

zu finden — wo trinkbares Bier geschenkt wird. Der unvermeidliche und hartnäckige deutsche Kunstgeist gab nämlich so lang keine Ruhe — bis ein Braumeister aus Baiern nach Rom kam, sich hier etablirte, zur Maler- und Bildhauerkunst als Braukunst hintrat, und zu seinen Genossinnen sprach: „laßt mich in Eurem Bund die dritte sein;“ die beiden erst genannten Künste sollen sich durch diese Zumuthung nicht im mindesten beleidigt gefühlt haben — sondern im Gegentheil — Rom hat jetzt erst in den Augen manches germanischen Kunstjüngers — das, ehedem unter den bittersten Klagen ohne Unterlaß vermißte — Siegel der Vollendung erhalten.

Die meisten der früher genannten Herren wohnten in der Anima. Flir lud mich für den kommenden Tag zum Speisen; nach dem Speisen hatte die Gesellschaft beschlossen die sehr merkwürdigen Katakomben von St. Agnese zu besuchen.

Schreiber und Lichtenberg begleiteten mich, wir nahmen in Gesellschaft ein Abendessen und redeten traulich über die vergangenen Jahre, über die alten Zeiten und alten Freunde — und bemerkten uns gegenseitig: Wer hätte sich's denken sollen, als wir vor vier Jahren uns das letzte Mal in Wien sahen, daß wir da in Rom wieder ganz unvermuthet auf einander stoßen

werden. Bei solchen Gelegenheiten liegt eine traurige Stimmung sehr nahe, das ist auch ganz natürlich; da sieht man sich wieder einmal nach vielen Jahren auf einige Stunden — und muß dabei immer denken: wer weiß, ob wir in diesem Leben je wieder zusammenkommen.

Die beiden Würtemberger waren eben an diesem Tage geraden Wegs von London über Marseille dahergefahren, konnten also brühwarm über die beiden Weltstädte, über die geistige und die materielle, ihre Vergleichungen anstellen.

71.

Maria in via lata. Das Gefängniß des heiligen Paulus und Lukas. Die prophetische Szene mit Roms Juden daselbst.

Eh man nach Rom geht — sollte man früher ganz genaue Studien über jeden Ort machen — welchen man dort besucht; sonst geschieht es, daß man an den denkwürdigsten Stellen oft unachtsam vorbeigeht. So bin ich z. B. in der Kirche: Maria in via lata auf dem Korso gewesen — ich war in der Sakristei — ich war am Altare ober dem Gefängniß der heiligen Paulus und Lukas, hier in diesen unterirdischen Räumen wurde der Weltapostel zwei Jahre lang gefangen gehalten, als er auf seiner ersten Reise von Asien nach

Rom kam; und doch bin ich in diesen geheiligten Ort, in einen der merkwürdigsten Kerker der Welt, nicht hineingekommen; auf ähnliche Weise ist es mir zu nachheriger Betrübniß durch Unachtsamkeit noch an einigen merkwürdigen Orten ergangen.

Hier in diesem Kerker ist eine für die Juden Roms zunächst, aber auch für die Juden der ganzen Welt ereignißreiche prophetische Szene vorgefallen. Im dritten Tag seiner Gefangenschaft läßt der Apostel die Elite der römischen Juden zu sich laden, und erklärt ihnen: „Um der Hoffnung Israels Willen bin ich mit dieser Kette umschlossen.“ Da nun die Juden sich äußerten: „Wir wünschen von Dir zu hören, welcher Meinung Du bist, denn von dieser Sekte (den Christen) ist uns bekannt, daß ihr allenthalben widersprochen wird.“ Es bestimmten ihm nun die Juden einen Tag und kamen sehr viele zu ihm. Da erklärte ihnen Paulus das Reich Gottes, gab Zeugniß hierfür, und suchte sie von Jesus zu überzeugen aus dem Gesetz Moses und den Propheten von Morgen bis zum Abend. Einige glaubten dem, was gesagt wurde, einige aber nicht. Hier folgt nun wörtlich die in Erfüllung gegangene Aeußerung des heiligen Apostels, wie sie im letzten Kapitel der Apostelgeschichte aufbewahrt ist. „Da sie nun untereinander nicht einig waren und weggingen,

sagte Paulus ein Wort: „Richtig hat der heilige Geist durch Isaias zu unsern Vätern gesprochen, da er sagte: „„Gehe hin zu diesem Volke, und sprich zu ihnen: Mit Ohren werdet Ihr hören und nicht verstehen, mit Augen sehen und nicht erkennen, denn das Herz dieses Volkes ist verstockt; mit den Ohren hören sie schwer, und ihre Augen haben sie zugethan; damit sie nicht etwa mit den Augen sehen, und mit den Ohren hören und mit den Herzen verstehen, und sich bekehren und ich sie heile.““ — „So sei Euch denn kund gethan, daß den Heiden dieses Heil Gottes gesandt wird: und diese werden Gehör geben.“

In diesen geheiligten Räumen ist aber nicht allein das verhängnißvolle Wort gegen die ungläubigen Juden gesprochen worden — hier schrieb der Apostel den Brief an die Ephesier, den an die Philipper, den an Philemon — hier verfaßte der heilige Lukas die Apostelgeschichte, hier wurde er vom heiligen Petrus besucht; — — — — so steht man in Rom bisweilen an an einem welthistorischen Ort, hat gar keine Ahnung davon, und erfährt es erst hinterdrein.

72.

Die Bauten der Heiden. Das Forum Trajans. Die Trajanssäule.

Diese Heiden konnten leicht die ungeheuersten Bauten ausführen; die Persönlichkeit als solche, der Mensch

mit einem Rechtsanspruch, galt ihnen rein Null, die Gefangenen, die Sklaven mußten arbeiten, bekamen die spärlichste Nahrung, und wurden auch Tausende von ihnen an einem Riesenbau aufgerieben, was lag den heidnischen Machthabern daran! Der Bau wurde doch vollendet, und der Name des Erbauers somit durch die gewaltige Steinschrift für kommende Jahrhunderte aufbewahrt.

Was an diesen heidnischen Ruinen doch für blutiger Schweiß klebt — was für Qualen und Foltern, was für Arbeit und Mühsal nöthig war, um die fast unverwüstlichen Steinvesten in die Höhe zu bringen!

Das stellt sich so recht beim trajanischen Forum heraus. Die 22 Klafter hohe Trajanssäule sollte es anzeigen, was für ein hoher Berg hier abgegraben werden mußte, um das ebene Forum Trajanum zu gewinnen. Jetzt thront auf der Höhe der Säule die kolossale aus Erz gegossene Statue des heiligen Petrus, auf dem Fries der Gallerie, welche um den Steinsockel führt, sind die Worte zu lesen: „Sixtus quintus Sancto Petro Apostolo donavit.“ („Von Sixtus V. dem heiligen Apostel Petrus geweiht.“) Die heidnischen Römer schrieben auf die Trajanssäule (hier wird es gleich in deutscher Sprache gegeben): „Der Senat und das römische Volk dem Cäsar Trajan, Sohn des göttlichen

Nerva, Augustus, Germanicus, Dacicus, Pontifex Maximus, zwölfmal Tribun, eilfmal Konsul, Vater des Vaterlandes — um die Höhe des Berges und Ortes zu bezeichnen, das für diese Riesenbauten abgetragen werden mußte." —

Das Forum Trajans war 333 Klafter lang — 108 Klafter breit — jetzt noch ragen die Granitsäulen ungefähr 1 Klafter hoch aus der Erde — so weit nämlich die Erde ausgeräumt wurde, um jene Theile des Forums, die noch unter dem Schutte lagen, sichtbar zu machen.

Auf den Spiralgewinden der Trajanssäule arbeiten sich noch an 2500 Basreliefiguren wie Horden von Riesen-Ameisen aufwärts, es ist die Darstellung der Siege Trajans über die Dazier und den König Dezebal.

O Ihr Dazier, die Ihr in Schlachtgewühlen und Gefangenschaftszügen hier in die Höhe klettert, und Ihr getreuen Unterthanen Dezebals — wie glücklich seid Ihr, daß es dem gewissen Principe nicht auch eingefallen ist (siehe Antoninssäule Seite 168), hier an dieser Säule ein Feuerwerk abzubrennen; denn die Meisten aus Euch hätten, über das Krachen und Knallen erschreckt — sicher ebenfalls den Kopf verloren. —

73.

Die Basilika der heiligen Agnes außer den Mauern.

Nachdem wir in der Anima gespeist, und ich die Freude genoß, neben dem auf wahrhaft apostolische Art herzengewinnenden Bischof von Speier postirt gewesen zu sein, theilte sich die Gesellschaft in einige Wagen, und hinaus ging es vor die Porta pia — auf die Nomentanische Straße, in die Basilika der heiligen Agnes. Die Basilika liegt so tief, daß man über eine lange Stiege hinabsteigen muß. Es wurden eben Reparaturen vorgenommen. Kaiser Konstantin ließ die Kirche auf Verlangen seiner Tochter Konstantia, welche der Fürbitte der heiligen Agnes ihre Heilung verdankte — bauen. —

Was entfaltet sich auch hier wieder für ein Reichthum an Kunst! Die Mosaiken im Chor rühren noch von Honorius I. her. Unter 14 Säulen, welche die drei Schiffe bilden, sind 4 aus Jaspis, 8 aus Alabaster, und 2 aus numidischem Marmor; den Baldachin des Hauptaltares tragen 4 Porphyrsäulen, die Statue der heiligen Agnes / ist eine neuere Arbeit — aus orientalischem Alabaster: der Gesichtsausdruck von jungfräulicher, heiliger Lieblichkeit. / Die Mosaik des Chores rührt noch aus dem 7. Jahrhundert her. Hier

! Antiken ! vgl. p. 209 unten !

stellt sich die heilige Agnes im Triumphe dar — und es zeigen sich über die Gestalt, über ihre Krone und über ihre Kleider Smaragden und Perlen ausgesäet.

In dieser Basilika trafen wir mit dem Kardinal Reisach und dem Padre Marchi, gegenwärtig dem gelehrtesten und berühmtesten Kenner der Katakomben, zusammen. — Marchi hat besonders den neu entdeckten Katakomben der heiligen Agnes seine Sorgfalt gewidmet — Jahrelang die Ausgrabungen geleitet, und Hunderte von ganzen Tagen mit der Aufnahme von Gemälden und Zeichnung des Planes in diesen unterirdischen Hallen zugebracht.

Von der Kirche aus fuhren wir noch ein gutes Stück weiter; auf der Nomentanischen Straße wurde an dem Thore eines Weingartens angeläutet — ein ziemlich öder Platz präsentirte sich, wir gingen an einem Cisternenbrunnen vorüber, an dem ein verdorrter Hollunder stand, und gelangten zu einer schief heraufgemauerten Stiegenthüre, nach Art eines im Freien angebrachten Kellereinganges. Von einem großen Wachsstock wurden ziemlich lange Kerzen herabgeschnitten, und Jedem 4 bis 6 davon mitgetheilt. Nun gingen wir, Jeder mit seinem brennenden Licht in die Tiefe. Es war kein heißer Tag — und wir kamen, weil fahrend — nicht erhitzt an, und doch wehte uns hier eine

eigenthümliche ergreifend kalte Luft entgegen. Mag sein, daß von den Verkühlungen, denen man zu gewissen Jahreszeiten in den Katakomben ausgesetzt ist — die sogenannten Katakombenfieber herrühren.

74.

Die Katakomben von S. Agnese. P. Marchi, der gelehrte Katakombenführer. Die Symbole, Bilder, Einrichtung der Katakomben.

Das waren nun in der That Katakomben — die den Namen wahrhaft verdienten. Dritthalb Stunden wanderten wir hier in den engen niederen Gräberstraßen herum — immer sind drei und drei Gräber (Locula) übereinander, hie und da sieht man durch eingestoßene Mauern noch Gebeine liegen; es ist aber streng verboten irgend einen Gegenstand mitzunehmen. Da ging es bald Stiegen auf, Stiegen ab, mitunter an eingesunkenen Gängen vorbei — wo P. Marchi schon früher aufmerksam macht und warnt, dann einen Bogen Papier anzündet, denselben in die Tiefe hinabwirft, um sie den Obenstehenden zu beleuchten und sichtbar zu machen; und auch unten wieder Grabreihen und lange Bögen im schwarzen Tufstein. Da gibt es nun eigentliche Kirchen, in denen die heiligen Geheimnisse auf den noch vorhandenen Martyrergräbern gefeiert wurden. Diese heiligen Räume sind oben im Gewölb und an den Seiten mit

Malereien geschmückt, deren Deutung P. Marchi auf eine so sinnreiche und verständliche Weise entwickelt, daß man ihm ohne weiters beistimmen muß.

Hier ist der Ort, wo die Steine zu reden anfangen, und wo die dunkle Nacht helles Licht ausströmt — hier ist die Wohnstätte der heiligen Blutzeugen, hier ist geweihter Boden! Hier haben sich die Martyrer beim unblutigen Opfer den Muth für ihr blutiges Opfer geholt, hier inmitten des schauerlichen Eindrucks von Tod und Sterblichkeit — hat sich der Glaube an Leben und Unsterblichkeit gekräftigt; hier tief unter der Erde sind die Grundfesten der Kirche eingesenkt — hier ist die unterirdische Gottesstadt, hier die Bauhütte, in der die Grundsteine hinterlegt waren zum ewigen heiligen, lichtstrahlenden Jerusalem.

Da gehst Du vorüber an Gräbern und Du siehst im Mörtel das eingedrückte Blutfläschlein, hier war ein Blutzeuge begraben; und Du findest an einem andern Grab eine Krone in den Stein geritzt, zum Zeichen, daß auch hier ein Martyrer liegt, der sein Leben, aber ohne sichtliche Blutvergießung, hingegeben, z. B. in Verbrennung, Ertränkung, oder einer andern Todesart.

Hier stehen noch in den Tufstein gehauen die Beichtstühle in den Kirchenräumen. Daß diese Sitze wirklich Beichtstühle waren, hat P. Marchi in seinen Schrif-

ten über die Katakomben aus den Schriften Tertullians, ja selbst aus den verläumderischen Anklagen eines Cäcilius, und aus andern Werken der ersten Jahrhunderte auf eine siegreiche Weise dargelegt.

Auf allen symbolischen Bildern tritt Dir Christus als Anfang und Ende des Heils, als Lebenssonne der Erlösung entgegen. Blumengewinde verzieren die Ränder der Bogenflächen; hier siehst Du Christus den guten Hirten mit dem wiedergefundenen Schäflein auf seinen Schultern; da erinnert Dich die Garbe mit Kornähren, und die Weinrebe mit ihren Trauben an Opfer und Sakrament; und willst Du alle Embleme, durch welche in den Katakomben Christus der Herr und das Werk der Erlösung dargestellt ist, beisammen haben, so findest Du es in lateinischen Versen, die vom Papst Damasus (Bibliotheca vet. Pat. carm. XII tom. VIII.) herrühren, und welche deutsch lauten:

„Hoffnung, Leben, Weg, Heil, Vernunft, Weisheit, Licht, Richter, Thür, Riese, König, Perle, Prophet, Priester, Messias, Sabaot, Meister, Bräutigam, Mittler, Jungfrau, Säule, Hand, Felsen, Sohn, Emanuel, Weinstock, Hirte, Schaf, Frieden, Wurzel, Rebe, Oelbaum, Quelle, Mauer, Lamm, Kalb, Löwe, Versöhner, Wort, Mensch, Netz, Steinhaus — das Alles ist Christus Jesus!“

Ueber diese Embleme und ihre Bedeutung sind Bücher geschrieben worden. Nur Eines sei als Beispiel der Erklärungsart genommen. Häufig sieht man in den Katakomben den Fisch abgebildet. Hierüber sagt Hieronymus und Klemens von Alexandrien: „Nach Christi That werden wir (den Fischen ähnlich) im Wasser (d. h. in der Taufe) aufs Neue geboren, und sollen im Wasser, in der durch die Taufe erlangten Gnade verbleiben.“

Nach dieser Symbolik hat man den Ort, in welchem das bei der Taufe gebrauchte Wasser in der Kirche ausgegossen wurde, auch piscina, Fischteich, genannt. Der heilige Prosper hat über den Ursprung der Darstellung Christi unter dem Symbol eines Fisches eine ganze Abhandlung geschrieben; und so ist der Sinn eines jeden der angedeuteten Symbole in den Schriften der heiligen Väter und alten Lehrer der Kirche aufzufinden.

75.

Die Entdeckung der Katakomben. Ihre Zahl. Philippus Neri. Bosio. Kardinal Reisach.

P. Marchi zählt um Rom 60 Katakomben. Merkwürdiger Weise waren diese Begräbnißorte Jahrhunderte lang bis ins 16. Säkulum ganz verschollen; und wie durch eine göttliche Fügung wird man auf dieselben

aufmerksam, gerade zu jener Zeit — wo in Deutschland und England die Reliquien der Martyrer in jenen unseligen Stürmen entehrt, aus ihren Ruhestätten in den Kirchen herausgerissen und in alle Winde zerstreut werden.

Gerade zur Zeit wo die Beicht und das Meßopfer verworfen und die Fürbitte der Heiligen als eine späte Erfindung ausgegeben werden, bersten die endlosen Grabeshallen um das bedrängte Rom, und aus der klaffenden Erde steigen die Zeugnisse hervor, welche die katholische Lehre, wie sie vom Anfange her war, wie sie von tausend Blutzeugen besiegelt wurde, auf's neue mit der unwiderstehlichen Gewalt der Thatsachen bekräftigen.

Der heilige Philippus Neri und der heilige Karl Boromäus werden zuerst wieder ergriffen von den unterirdischen und doch himmlischen Mächten, von der kostbaren Blutzeugenschaft, die hier über ein Jahrtausend ungestört aufbewahrt wurde für die Zeit, der sie überaus nothwendig war. Nächte lang brachten diese Männer hier im Gebete zu und lernten das verachten, was vorüberrauscht auf Windesflügeln, und den Blick des Geistes nach jenen Gütern wenden, die einen ewigen Bestand haben.

Anton Bosio, Geschäftsträger des Malteserordens,

wird der eigentliche Columbus der Katakomben genannt. Von 1567 bis 1600 brachte er seine meiste Zeit in den unterirdischen Räumen zu; er beschrieb sie zuerst und ließ Pläne und Zeichnungen davon anfertigen; seit ihm hat diese Forschung nie mehr aufgehört und es ist seither fast kein Decennium vergangen, in welchem nicht Neues zu Tage gefördert worden wäre.

So oft wir nun in einen größeren Raum mit einem Altar (Cubiculum) kamen, begann Marchi, ein liebenswürdiger, anspruchsloser Greis, seine Erklärung — es drängte sich Alles um ihn, während er mit unerloschener Begeisterung auf die Gemälde hinwies und ihren Sinn und ihre Deutung uns kund gab. Bisweilen war der Raum so enge, daß nicht alle um ihn sein und ihn verstehen konnten.

Da übernahm es nun der Kardinal Reisach, den Fernerstehenden in deutscher Sprache die Bilder zu erläutern. Der Kardinal ist mit den Katakomben sehr genau bekannt, und wandelte und sprach unter uns auf eine so anspruchslose, höchst gefällige Weise, daß wir über den edlen Kirchenfürsten sehr erfreut waren. Sein liebevolles Benehmen erwies sich dem heiligen Orte voll großer Erinnerungen ganz angemessen; denn hier waren auch einig in heiliger Liebe der höchste Kirchenhirt,

Bischöfe, Priester und Laien, in gleicher Liebe zu Christus, in gleichem Muth bis zum Martyrium.

Wir fuhren wieder zurück zur Porta Pia. Auf dieser nomentanischen Straße gegen Rom zu, pflegen am Abend die Kardinäle spazieren zu gehen — wir begegneten mehreren. Bekanntlich darf ein Kardinal innerhalb den Mauern Roms nie zu Fuß gehen; dieses Gesetz wird mit der größten Strenge eingehalten. Als wir auf den Monte Cavallo zukamen, kehrte eben Pius IX. von einer Spazierfahrt nach Hause zurück — der Wagen fuhr mit großer Schnelligkeit, vor demselben galoppirten Vorreiter. Die Schweizerleibwache vor dem Thor des Quirinal ließ sich in Reih und Glied auf ein Knie nieder, desgleichen auch die Fußgänger — die in Karossen fuhren stiegen aus und knieten sich ebenfalls nieder, um den Segen zu empfangen.

76.

Fraskati. Die Eisenbahn. Ihr Zustand. Die wunderlichen Reisenden. Die Gegend von Fraskati.

Nach Fraskati geht jetzt eine Eisenbahn, somit kann man die 12 Miglien in Einer Stunde zurücklegen. Wir fuhren noch innerhalb Rom an den riesigen, nicht endenwollenden Bogen einer antiken Wasserleitung vorüber, dann beim Lateran hinaus. Der Bahnhof nur durch

ein wahres Meer von Staub zu erreichen. Das Gebäude klein, mühselig; man sieht: hier schlummert das Eisenbahnwesen noch den Schlaf seliger Kindheit. Da mußten wir eine Zeitlang heraußen stehen in der Sonne — es war nach 12 Uhr Mittags — endlich erschien an der Kasse — eine Dame. Wir wollten die Bahnfahrt in den Gegensätzen der sozialen Klassen in Augenschein nehmen, und beschlossen aus dieser Ursache nach Fraskati auf der dritten, von Fraskati nach Rom auf der ersten Klasse zu fahren. Die Thüren des höchst ärmlichen Wartzimmers wurden erst unmittelbar vor der Abfahrt geöffnet. — Wie staunten wir, als man uns in einen Kasten schob in dem sich kein einziger Sitz vorfand und in welchem zudem unsere Gesellschaft aus höchst merkwürdigen Persönlichkeiten zusammengewürfelt war. Die soziale Wißbegierde fand sogleich im ersten Augenblick eine so großartige übersättigende Befriedigung, daß wir aussteigen und auf die erste Klasse gehen wollten, denn nach dem Aussehen dieser dritten Klasse mußte uns selbst noch die zweite als etwas bedenklich erscheinen. Wir wendeten uns deshalb an einen in Eile unter unserer hölzernen Festung vorbeirennenden Kondukteur; der Mann würdigte uns kaum eines Blickes und sagte: Wir sollen keine Umstände machen und in unserm Kasten drinnen

bleiben, denn der Zug gehe augenblicklich fort; richtig klingelte es und wir rollten weiter. Da blieb nichts übrig, als sich an eine Wand zu lehnen und die Gesellschaft in sehr bescheidenen Blicken zu mustern. Es waren durchwegs Männer. Darunter ein Abbate mit einem abgenützten Talar und dem hier allgemein beim Klerus üblichen dreispitzigen Hut, der eine große Ausdauer im Sonnenschein und Regen, und selbst eine Erfahrung in einigen Jahreswechseln auszuweisen schien. Der Abbate selbst las beständig in einem Buch — es war ein scharf markirter Kopf mit geistvollen Augen — und der arme Mann fuhr nicht auf der dritten Klasse, um sich den Spaß einmal anzuschauen, bei ihm war es bitterer Ernst; das konnte man aus seinem ärmlichen Anzug und den abgetragenen Stoffen desselben herausfinden.

Sonst gab es im Wagen noch einige Leute im Bauernkostüm. Den Schluß der Betrachtung bildeten die jedenfalls interessantesten Gestalten, das heißt einige jener höchst bedenklichen Erscheinungen, bei denen man nicht weiß, was man mit ihnen anfangen soll und zwar deshalb, weil man auch nicht recht weiß, was diese Herren mit unsereins anfangen möchten, wenn man des Abends in einem einsamen Feldweg oder in irgend einer unheimlichen Kluft mit ihnen zu-

sammenstoßen würde. Kein Gespräch wurde geführt. Der Wagen hatte keine Fenster und glich ganz jenen Waggons, welche auf österreichischen und deutschen Eisenbahnen zur Rinder- und sonstigen Borstenviehbeförderung in Anwendung gebracht werden. Zudem rumpelte und stieß der Kasten so sehr — daß die Fahrenden jeden Augenblick gemahnt wurden: wie sie eigentlich doch zu den Minderberechtigten und Anspruchslosen gehören. Hier muß man den Hut mit beiden Händen festhalten, denn der Wind saust furchtbar durch den offenen Wagen; und die Eisenbahngesellschaft scheint den Luftzug bei dem dritten Stand als besonders wohlthätig anerkannt zu haben. Die Eisenbahn ist nämlich im Besitz einer Privatgesellschaft — deren erste Aufgabe zu sein scheint, die öffentliche Gesellschaft nach Möglichkeit abzunützen. So sehr erfahrungsreich stellten wir uns diese dritte Klasse natürlich nicht vor. Zum Glück wird durch verschiedene Gegenstände, an denen man vorbeifliegt, die Aufmerksamkeit nach außen hingewendet. Da sind einmal die antiken und neuen Wasserleitungen auf ihren hohen Bogen; die einen unwillkürlich in Staunen versetzen. Dann geht es durch kohlschwarze gezackte Felsensprengungen, und man sieht in wirklich reizender Lage Fraskati auf der Bergesanhöhe daliegen mit grünem hochaufstrebenden Hinter-

grund. Vom Bahnhof aus hat man noch an eine Viertelstunde zu fahren durch eine Reihe von Oelgärten. In Fraskati halten die Omnibus auf dem Hauptplatz bei der Post — wir nahmen in einer nicht besonders sauberen Locanda dieses Platzes ein Mittagsmahl ein, und mietheten uns Pferde hinauf nach Tuskulum. Dieses Tuskulum setzt Dionysius von Halicarnassus älter hinauf als Rom, er sagt in seinem 11. Buch, diese 100 Stadien von Rom gelegene Stadt sei 300 Jahre vor dem trojanischen Krieg durch die Pelasger gegründet.

Uebrigens ist hier der sonderbare Brauch: daß die Pferde- und Eselgeschäfte als eine Art Fideikommiß nur bei gewissen privilegirten Familien bleiben und sich im männlichen Stamm fortvererben.

Ein eigenthümlicher wunderlicher Weg — an Oelpflanzungen, verfallenen Villen, Gartenmauern, geht es eine Stunde lang aufwärts. Die Aussicht ist für die Campagna sehr schön — bei uns im südlichen Deutschland würde man nichts besonders daran finden — für Preußen wäre dieselbe freilich noch immerhin unverdient entzückend. Von den Ruinen Tuskulums hat man eine weitreichende Aussicht. An der Stelle der Villa Ruficella, die dem König von Sardinen gehört, soll Cicero's Tuskulum gestanden haben.

77.

Tuskulum. Betrachtungen daselbst. Cicero als Redner und Gemahl. Antonius.

Da gedenkt man des Berichtes, den Cicero über einen Besuch in der Akademie zu Athen gemacht hat. (de Fin. V.) Cicero, sein Bruder, sein Geschwisterkind und Piso gingen vom Thore Dyplos die 6 Stadien bis zur Akademie und Piso sagte dort: „Liegt es schon in der menschlichen Natur, oder ist es bloßes Phantasiespiel, daß wir uns mehr angeregt fühlen, wenn wir die Orte sehen, wo große Männer gewohnt haben, als wenn wir ihre Schriften lesen? Hier muß ich an Plato denken, hier hat er mit seinen Schülern gesprochen, diese kleinen naheliegenden Gärten rufen mir den Philosophen so vor meine Einbildungskraft, daß ich ihn hier fast vor den Augen wandeln sehe.“ Nun folgen im Gespräch noch Erinnerungen an Xenokrates, Polemon, Sophokles u. a. und Cicero erwiederte: „Ich stimme Dir bei, Piso; die Orte, an welchen berühmte Leute gelebt, rufen uns dieselben gewöhnlich lebhafter in's Gedächtniß. Du weißt, wie wir einmal zusammen in Metapontus waren — — wo wir den Wohnort des Pythagoras sahen und den Stuhl, auf dem er gesessen. Mich interessirte der Saal, wo Charmadas lehrte, ja ich meinte ihn selbst zu sehen,

denn ich kannte seine Gesichtszüge und mir kommt es selbst vor, als ob auch der Sitz der jetzt seines einstigen Besitzers beraubt ist — es bedauern würde, daß er diesen nicht mehr hören kann.“ — — —

Für mich lag in den Worten Piso's eine große Wahrheit — denn ich gedachte jetzt auf diesem herrlichen Bergweg freudiger an Cicero, als es je in den dumpfen Schulstuben der Fall gewesen. Was war das für ein herrlicher Nachmittag, Rom in einen Schleier gehüllt in weiter Ferne, Oelgärten, wilde Oliven und mächtige schattige Eichen an der Seite, vorbei an prächtigen reichen Villen, dann wieder an verfallenen großartigen Gartenthoren mit hohen Steinbogen, um die sich der Epheu wand, und ober uns Italiens tiefblaues Firmament. Der Cicero als Denker war unstreitig ein großer Mann, als Redner noch größer, als Mensch aber — ein ziemlich miserabler, erbärmlicher Heide durch und durch. Ein Mensch, der ein edles aufopferndes, im Unglück getreues und erprobtes Weib — um des lieben Geldes willen verstoßen, und um des lieben Geldes willen eine andere heiraten konnte, wie es Cicero gethan hat; ein Mensch dieser Gattung ist trotz seinem hochstrebenden phrasenreichen Tugendgeklingel (de officiis) doch in die Niederung ganz gemeiner Gesellen herabgestiegen, und hat von einer total ver-

sumpften Innerlichkeit Kunde gegeben, in der auch die schönste Blüte edleren Gefühlslebens: die Dankbarkeit, nimmer gedeihen konnte und wo höchstens nur rothgleißende Fliegenschwämme, mit giftigen Thauperlen geziert, ihr Fortkommen finden. Wenn eine Frau für Cicero begeistert ist — so kann ihr das nur verziehen werden, wenn sie sein Leben nicht kennt — kennt sie aber sein Leben und ist ihre Begeisterung noch nachhaltig, dann soll sie mit Fußtritten von einem neuen Cicero (als Gemahle finden sich Tausende von Cicero's, als Redner und Schriftsteller schon etwas weniger) aus dem Tuskulum ihrer Begeisterung hinausgestoßen werden, und die ganze Wucht des versumpften Heidenthums in ihrem thörichten Herzen fühlen lernen.

Wohl wurde dem Redner auf eine Weise am Ende seines Lebens mitgespielt, die ihn seinen Feinden gegenüber — groß macht. Nachdem Cicero's Kopf auf einer Insel des Reno bei Bologna von den Triumvirn Antonius, Octavius und Lepidus verhandelt und der Redner ermordet war, ließ sein Feind Antonius den Kopf und die Hände desselben auf die Rednerbühne des Forums annageln. So meinte Herr Antonius Cicero's Rednergabe zu verhöhnen.

Dieser Akt war wohl einer der allergemeinsten in

der Weltgeschichte, es war jene blinde Wuth der Bosheit, die alle Haltung verliert und mit der Dummheit Hand in Hand geht! So wollte hier Antonius in wahrhaft pöbelhafter Weise sagen: „Da habt Ihr den gescheiten Kopf und die abgehauenen Tatzen Eures Deklamators, bewundert ihn jetzt und laßt Euch von ihm etwas vorreden.“ Doch auf diese Weise führt die Vornirtheit, wenn sie im Besitz der physischen Gewalt ist — von jeher ihre geistreichen Beweise gegen das Genie. Gegenüber diesen Leuten war Cicero wirklich noch tugendhaft und groß!!

78.

Die Kamaldulenser bei Tuskulum. Ansichten eines baierischen Künstlers über die Erfrischungsanstalten in Italien. Fraskati und die Menterschweige in München. Wie ein Kapuziner plötzlich Kardinal wird.

Die Ruinen der Stadt Tuskulum waren angeschaut. Im Herabwege kamen wir am Kamaldulenserkloster vorbei. Eben wurde hier an hohen Pinien die Ernte der großen Tannenzapfen vorgenommen; ein Laienbruder las die Früchte unten zusammen und ein Mann warf sie vom Baum herab. Das Brennmaterial ist hier sehr theuer, und da muß helfen, was helfen kann. Bäume sind auf den Bergen sehr spärlich, von unsern deutschen

dichten Waldungen in Laub- und Nadelholz keine Spur. Das benimmt auch den Gegenden alles frische Ansehen. Als wir wieder vor dem Tuskulum Cicero's vorbeikamen, fiel es mir ein, wie gerade hier der Redner seinen Stern sinken sah. Hier erfuhr er im Beisein seines Bruders und Neffen, daß Antonius auch seinen Namen auf die Liste der Geächteten schreiben ließ; von hier ergriff er die Flucht und wurde in seinem Landhaus bei Formiä, dem heutigen Gaëta, getödtet. Weiter herab stießen wir mit einem ganzen Knabenseminar aus Fraskati zusammen; die jungen Leute sahen in den Gesichtern blühend aus, wiesen sich reinlich in ihrer Kleidung und heiter im Gespräch; ihnen folgte eine Art Regens, der trotz des Bergaufsteigens in einem Buche las. Als wir fast schon in die Gassen von Fraskati eintrabten, redete uns ein junger Mann — als er uns deutsch sprechen hörte — in seiner Freude über die bekannten Klänge der Heimat — deutsch an. Es war ein Baier. Wir gaben unsere Pferde ab, nahmen auf dem Hauptplatz, da noch einige Zeit bis zur Abfahrt des Omnibus erübrigte, einigen Antheil am allgemeinen Kaffeevergnügen und unterhielten uns sehr gut mit dem Baier. Es war ein gar köstlicher Gesell voll süddeutschen Elements und Temperaments, rothwangig und blutreich, abgesagter Feind süßlicher Ge-

tränke, die er eben hier nur aus Noth mitverschlingen half, nicht ohne Begeisterung für die schöne Natur und italienische eigenthümliche Vegetation, aber doch die grünbefiederten Hopfenstangen weitaus den poetischen Pinienschäften vorziehend, und besonders zur Jausenszeit jeden halbwegs christlichen Bierkeller höher haltend, als die schönsten Ruinen eines heidnischen Tempels. Seines sonstigen Zeichens scheint er sich künstliche Ziele gesetzt zu haben, ich fragte ihn nicht um seinen Stand, will es einer selber sagen, was er ist — so hat er Spielraum genug zu reden; mir sind die Torturen der Neugierde zuwider. Der Deutsche mit seinem Biergelüst, welches auf Landpartien besonders stark angeregt wird, spielt in diesem wällischen Land aber auch gar eine jämmerliche Rolle. Dieser Gedanke scheint für diesmal unsern Künstlergeist vorwaltend bewegt zu haben. Süßliche Chocolade und öder Kaffee sind das einzige Labsal. Wir wurden sehr erheitert, als der Eingeborne des Baierlandes als Biercicero folgende Rede begann: „Wissens, wenn ich in diesen stinkenden Kaffeehäusern, wo hinten auf den Bretteln in allen möglichen Farben der gezuckerte Schnaps steht, den sie liquori heißen, da mitten unter den Schnapstiegeln drin ein oder die andere schwarze und ein bissel größere Flasche seh, wo ein Zettel mit „Bierra“ draufgepappt ist, und ich

denk mir, wie die Bierflaschen da schon an drei bis vier Wochen in dieser Hitz' und diesem Dunst herumstehn, möcht ich aber auch gleich auf und davonrennen, so was ist für unsereins gar nicht einmal anzuschauen — geschweig erst zum Trinken."

Da saßen wir auf dem Platz, unter ungefähr 50 Tischlein, die mit Römern gefüllt waren, als die einzigen Deutschen. Der Baier, der mit den treffendsten Bemerkungen von seinem Standpunkt aus immer bei der Hand war, sagte, nachdem er den Blick über die gesammten Tische hinschweifen ließ: „Sagen Sie mir einmal, erbarmen Ihnen denn die Leut' nicht — die da noch meinen, daß sie sich recht gut unterhalten, wenn sie Nachmittag um 5 Uhr ein schwarzes warmes Wasser verschlicken können! Wenn man den Münchnern statt der Menterschweig mit dem Bierkeller so auf einmal Fraskati mit dem blöden Kaffeehäusel hinzaubern thät — ich mein, so schön als Fraskati gegen die Menterschweig ist — es blieb kein Kaffeebecherl ganz — sie thäten alles zusammenschlagen."

Die Zeit des Aufbruches kam, wir verloren unsern Baier im Gedränge bei den Wägen und bekamen ihn nicht wieder zu Gesicht. Die Wagen der ersten Klasse sind mit ganz schwachen, blumenbedruckten glänzenden Kattun tapezirt — rein improvisirte Theaterarbeit ohne Solidi-

tät — sie haben nur den Vortheil, daß man darin bequem sitzen kann; die gebildete Gesellschaft ist in ganz Europa gleich langweilig; mir that um den Baier leid; der hätte uns in dieser Stunde Heimfahrt durch seine originellen Anschauungen und Vergleiche mit Deutschland viele Heiterkeit verschaffen können.

Fraskati ist übrigens ein Bisthum mit 6000 Seelen und 800 Piastern Erträgniß.

Der letztverstorbene Bischof war Kardinal Micara aus dem Kapuzinerorden. Er wohnte nicht im bischöflichen Palast, sondern in einer kleinen Zelle des Seminariums, trug einen schneeweißen auf die Brust herabwallenden Bart und den rauhen Kapuzinerhabit. Als armer Kapuziner hatte er einmal eine Predigt gehalten in Gegenwart des Papstes, vieler Kardinäle und anderer großer Herren. Er sagte allen tüchtig die Wahrheit — so zwar, daß manche der Getroffenen den Papst angingen: er solle dem groben Kapuziner eine Buße auferlegen, und ihn von Rom fortspediren. Leo XII. zeigte sich dem Ansinnen willfährig.

Nach einigen Tagen fragte einer der getroffenen Intriguanten wieder höflichst den Papst, welche Buße derselbe dem ungeschlachten Kapuziner auferlegt habe?

Leo XII. erwiderte dem sehr erstaunten Herrn: „Ich habe ihn zum Kardinal gemacht.“ Und so war

es auch; das war in der That eine Handlung, würdig eines großen Mannes, würdig eines Kirchenfürsten, eines Papstes!

Denn auch der arme Kapuziner wird einmal vor Gottes Richterstuhl Jenen gegenüberstehen — die ihn im Mißbrauch ihrer Macht bedrängt haben, weil er der Wahrheit Zeugniß gab.

So dachte und handelte Leo XII. Micara starb tief betrauert von der Stadt Fraskati, die seine Vaterstadt war — und er lebt fort im theuern Angedenken als ein liebenswürdiger und von Allen geliebter Heiliger.

79.

Abschied von Rom. Reise nach Civita Vecchia und neues Paßvergnügen daselbst.

Somit wäre hier eine kleine Schilderung von Rom gegeben. Der Verfasser hätte es sehr leicht, wenn er Vieles, was er gesehen, noch beschreiben wollte. Er dürfte nur große Werke hernehmen, und sich darin Raths erholen; aber er will ein gewisses Maß einhalten. Und somit erzählt er nun die Art und Weise, wie er die ewige Stadt verlassen. Wenn man aus Rom fortgeht — überfällt Einem eine eigene Art Wehmuth. Dr. Flir leistete mir Gesellschaft bis zum Post-

wagen. Es war sieben Uhr Abends, und schon dunkel. Ich dankte Flir herzlich für die viele Freundschaft und Güte, die er mir erwiesen, schwang mich in den Kasten — und fort ging es, wieder vorbei an St. Peters Säulenreihen, hinaus in den fadesten Rayon der ohnedies weltberühmt langweiligen Campagna. Man schlummert so gut es gehen mag; mitunter werden Pferde gewechselt; dann heißt es: „Jetzt sind wir in Castel Guido," und nach einigen Stunden: „Jetzt sind wir in Palo." — Hier lockte uns während des Umspannens das Ungestüm des Meeres aus dem Wagen. Es war eine kühle Nacht — etwas gedämpftes Mondlicht; hart hinter dem Gasthof in Palo ist der Meeresstrand, wir gingen die paar Schritte hinaus; die Wogen donnerten mit Wuth an das Gestein: „Nun," meint' ich, „wenn das so fortgeht, das wird morgen eine schöne Fahrt werden." Und wieder wird in die Nacht hineingerumpelt, und als der Morgen graute, befanden wir uns in Civita Vecchia, um diese überaus liebliche Stadt noch näher kennen zu lernen. Wir ließen unser Gepäck sogleich ins Hôtel Europa tragen, dessen Wohnzimmer gegen das Meer hinausgehen, und begaben uns auf einige Stunden zu Bette; wohl das Beste, was man in Civita Vecchia thun kann. Gegen 9 Uhr Morgens begannen wir die überaus unterhaltlichen Wanderungen

eine Viertelstunde zur Polizei, die übrigens schon Jahrhunderte lang in demselbigen Gebäude sein könnte, denn ober einer Thüre ist in Stein gehauen zu lesen: Julius II. — In der Vorhalle zum Zimmer für die Pässe sind einige antike Köpfe und Inschriften vielleicht zur Unterhaltung, wenn die modernen Köpfe im Zimmer drinnen ihre Leseübungen auf den Pässen zu sehr in die Länge ziehen. Vom Hof der Polizei aus sieht man wieder den Hafen vor sich liegen. Der Wind blies recht ehrlich, und an einem Steindamm am Ende des Hafens — wo die Wasser schon freien Spielraum haben — schlugen die Wogen nacheinander schäumend haushoch empor. Das war unangenehm, denn wir wollten Nachmittag mit dem Postdampfer „Hellespont“ nach Neapel.

Aber jedenfalls lieber hinaus in die bewegte See, als noch einen Tag in Civita Vecchia bleiben. Die Wanderungen zum österreichischen und sizilianischen Konsul werden fortgesetzt. Die Plätze auf dem „Hellespont“ genommen. Um zwei Uhr hat man sich einzuschiffen. Das Schiff ist auf der ersten Klasse so überfüllt — daß wir keine Couchettes mehr bekommen, und wenn's gut geht in der großen Kajüte auf Matratzen liegen können. Ist zuwider, aber — wer kann helfen. Der Wind erhebt sich mehr und mehr und pfeift durch die Raaen, das Strick- und Schnürzeug der Schiffe, die

im Hafen stehen, in allen möglichen Tonarten. Es ist höchst unangenehm auf dem Verdeck, und so legt man sich unterdessen auf die langen und breiten, um einen großen Theil der Kajüte herum laufenden Divans.

80.

Die bewegliche Fahrt auf dem französischen Postdampfer „Hellespont" nach Neapel.

Das dauert so eine Stunde — denn eine Stunde vor der Abfahrt muß man am Bord sein. Nun kommen die Kuriere mit den Depeschen — das Brummen der Maschine hört auf, das Brausen der Räder beginnt. Eine halbe Minute kaum und man ist außer dem Hafen. Schon stehen die Porzellangeschirre zum Diner auf dem Credenztisch aufgethürmt und bereitet. Ein dumpfer Schlag: Pum! ich liege auf der Erde, falle aber nur halb, weil die Hand um eine Holzlehne geschlungen war. Zugleich aber fallen ungefähr zehn Schritte von mir sämmtliche Teller und Schüsseln, und alles zerbricht in tausend Scherben. Kaum hat man Zeit, seine eigene, ebenfalls über ein (wenigstens für einen sogenannten Landratten) so ungewohntes Ereigniß in Scherben zerbrochene Gedankenwelt ein wenig zusammenzuklauben, ein zweiter gewaltiger Wogenschlag: Pum! Gepolter und Geschrei auf dem

Verdeck — ein Umfallen von harten Körpern; die Verdeckbänke, welche man vergessen hatte anzubinden, sammt den zum Theil kränklichen Damen, die ein mildes Klima für den Winter aufsuchten — mitten auf's Verdeck geworfen. Geschrei von Frauen und Kindern tönt herab; und wieder: Pum! und eine artige Kaskade strömt über die Stiege herunter; eine Woge wälzte sich über das Schiff und zerplatzte zum Theil auf demselben; nun stürzen sämmtliche Herren und Damen durchnäßt von dem Verdeck herunter. — Der „Hellespont“ ist ein französischer Postdampfer, ein höchst gemüthloser Gesell; ihn rühren die Ereignisse nicht im mindesten, er schnaubt nur um so mehr und hebt seine Eisenarme um so gewaltiger aus den Cylindern und schlägt seine haushohen Eisenflügel wie ein wüthender Drache nur noch grimmiger in die schäumenden Fluten — und arbeitet über Berg und Hügel fort und fort. Also d a s das Meer, d a s dieselbe Dame, die so lieblich gelächelt im Sonnenschein von Triest nach der Lagunenstadt — die uns in zauberisch schönen Nächten leise Schlaflieder sang und sanft uns in Schlummer wiegte von Genua nach Livorno, dann von Livorno nach Civitavecchia beim Mondenschein! So lassest Du Deinen tückischen Wankelmuth jenen verspüren, die Dir trauen!

Nun kommt der Maître d'hôtel, das ist der Mann, der die Verpflegung der Reisenden über sich hat, und erregt einen neuen Sturm; mit aller französischen Lebhaftigkeit hält er auf seinem monte testaccio (Scherbenberg) eine Leichenrede über die hingeschiedenen Geister der zerbrochenen Schüsseln und Teller, und diese Geister sind nach seiner Aussage in beiden Kajüten: 500 Franken Schaden auf Einen Wellenschlag. Die Schuld wird auf den garçon geschoben; die beiden Herren aber verständigen sich in französischer Lebensweise sogleich: die Streitfrage allein und nicht hier vor den Reisenden zu schlichten.

Nun geht es an ein Schwanken und Auf- und Niederwogen des Schiffes — daß man einmal den Druck fühlt, wie man emporgehoben wird, dann wieder wie das Lager in die Tiefe sinkt und der Leib nachstürzt. Der Seejammer beginnt ringsum, selbst die Gangliensysteme alter Engländer gerathen in einige Verwirrung; man vernimmt das Lamento der Damen aus den kleinen Kajüten, die Meereswogen und die Maschinenräder setzen unermüdlich ihren Kampf fort; wer in der Kajüte von einem Ort zum andern gehen will, muß sich mit beiden Händen festhalten, um nicht niedergeschleudert zu werden, — es wird immer schöner. Ich wollt mir die Geschichte auf dem Verdeck anschauen

das war ganz wie ausgefegt — hinten der Steuermann in seiner Wachsleinwandhülle — auf dem Schnabel der Wachjunge — und sonst kein Mensch da, auch der Herr Kapitän zog es vor, die lärmende Unterhaltung und Konversation der verschiedenen Seegötter für diesmal nicht mit seiner Gegenwart zu beehren, er hatte sich in seine Kajüte verkrochen im großmüthigen Vertrauen auf den Steuermann und den Wachjungen, die Maschinisten und Heizer. Nur bisweilen guckte er aus seiner Thüre nach links und rechts. Das Verdeck rann voll Wassers, die Wogen schlugen ohne Unterlaß den schäumenden Gischt darüber.

81.

Die sechs ausgepichten Engländer und das Diner während des Sturmes. Neapel in Sicht. Der Vesuv. „Neapel sehen, und dann sterben.“

Es wurde 5 Uhr, Dinerzeit. Statt für ungefähr 60 zu decken, wurde nur für 20 gedeckt — man wußte schon, daß für heute wenigstens zwei Drittheile sich vom Speisetische ferne halten werden. Eigene Vorrichtungen aus Holz und Schnüren wurden der Länge nach über die Tafel gezogen, so daß zwischen den engeren höheren Schnüren die Wein- und Wasserflaschen und zwischen den unteren weiteren die Suppentöpfe und

Schüsseln gesteckt werden konnten. Von gegen 60 Passagieren der ersten Klasse kamen nur 6 zum Diner. Jetzt fing mir erst die Sache an recht bedenklich auszuschauen. Diese 6 waren ausgepichte Engländer, sie gingen gerade über die feineren Gerichte, Lerchen und anderes geschmackvolles Geflügel mit einem gewissen Vergnügen los, und während sie gewöhnliche Speisen vorbeigehen ließen, arbeiteten sie in ausgewählten Gerichten für die ganze Gesellschaft, was sehr billig war, da die andere Gesellschaft hinwiederum dem Anscheine nach für diese sechs Herren den Seejammer übertragen mußte.

Was meine Person anbelangt — so war ich durch einige glückliche Seefahrten schon im höchsten Grade übermüthig, so zwar, als hätt' ich mit irgend einem venetianischen Dogen den Ring in das Meer geworfen und wäre auf dem prachtvollen venetianischen Staatsschiff Buccentauro, als guter Freund dieses Dogen mit dem Salzwasser in das verträulichste Bündniß getreten. Ich setzte mich zu den Engländern und nahm Einiges zu mir, nun wurde es aber auch mir etwas dunkel vor den Augen, und ich suchte mit einem so unangenehmen Gefühl die frische Luft auf dem Verdecke auf — als hätte Neptun mich als einen Uebermüthigen auf seine dreizurkige Gabel gespießt, um mich seinen Untergöttern höhnisch vorzuzeigen. Die frische Luft,

welche mit überflüssiger Eile über das Verdeck brauste, versetze mich in Kurzem in eine bessere Stimmung. Um 3 Uhr Morgens legte sich der Sturm, um 7 Uhr kam das Schiff in Sicht der neapolitanischen Berge und des Vesuv, über dessen Haupt der graue Schwefelrauch rings in glänzenden Wellen herabquoll — wie die reichen Locken einer Allongeperücke.

„Neapel sehen und dann sterben" ist ein altes Sprichwort. Neapel ist schön, sehr schön, aber gar so arg ist's doch nicht. Genua hält jedenfalls einen Vergleich mit der Stadt Neapel aus, freilich ist Genua nicht so groß; wenn übrigens im obigen Lobwort von Neapel die Rede ist — so scheint damit der ganze Rahmen desselben, der ganze Golf und das glückliche Campanien verstanden zu sein. Die Paßbehörden — welche die Ausschiffung der Reisenden erst nach Durchsuchung sämmtlichen Reiseschriftzeuges erlauben, scheinen dies Sprichwort besonders zu beherzigen, darum lassen sie die Reisenden zwei Stunden im Anblick Neapels auf dem Verdeck stehen — so zwar, daß einem am Ende selbst dieser herrliche Anblick zuwider wird, und das Sprichwort so zu wenden wäre: „Neapel sehen und vor Langweile und Ungeduld sterben."

82.

Der Golf von Neapel. Ansicht. Die Bettelindustrie schon im Hafen. Das barkenumzingelte Schiff. Dudelsackpfeifer. Sänger. Policinell. Mimiker. Hôtelfänger. Ein gemüthlicher Zürcher und seine diplomatischen Scharfblicke.

Da liegt das stolze Neapel wie ein Häuserzirkus, über dem sich höher und höher an den Bergen Häusergallerien erheben, die gekrönt sind von dem Kastell St. Elmo auf der Bergeshöhe, und weiter herunten vom Capo di monte. Rechts bläst der Vesuv als gemüthlicher Raucher seine Dampfwolken in die Luft, und zur Nachtzeit sieht man aus seiner Pfeife manchmal den Feuerschein — bisweilen vergißt er ganz auf die anständige Gesell- und Nachbarschaft von Neapel und bläst wie ein Handwerksbursch die hellen Funken aus dem Rauchkessel heraus. Das ist ein höchst heimtückischer alter Kerl, ein wahrhaft bemoostes Haupt — er stellt sich jetzt so unschuldig, als ob er gar nichts mehr wüßte aus früheren Zeiten, wo er Herkulanum und Pompeji begraben, das eine mit Lava, das andere mit dem schwefelduftigen Aschenregen.

Unser glücklich in Neapel angekommener „Hellespont" wurde mit Barken förmlich umzingelt. Hier herrscht die großartigste, systematisch organisirte Bettelindustrie, das sieht man gleich auf den ersten Blick. Es ist rührend

— wie während der zwei langweiligen Wartestunden für Unterhaltung aller Art von den Lazzaroni der verschiedensten Kunst- und Musikqualitäten Sorge getragen wird.

Die Barken schießen sogleich, nachdem das Schiff Anker geworfen hat, wie Raubfische an den Bord heran, und auf jeder suchen die Barkenmänner Aufmerksamkeit zu erregen durch den in Neapel in der höchsten Potenz gesteigerten Lärm.

Erste Barke: Zwei alte neapolitanische Dudelsackpfeifer, die mit einer eben so grimmigen Wuth in den Dudelsack hineinblasen, als sie mit gleichem Ingrimm die Luft durch die heulenden Pfeifen herausdrücken. Sie erinnerten mich lebhaft an die Kinderstube — wo dem, noch mit der Sprache kämpfenden Kleinen die schwierige Aufgabe gestellt wird: „Sag mir einmal nach: neapolitanischer Dudelsackpfeifer." Somit war mir auch das Glück zu Theil geworden, jene berühmten Herren von Angesicht zu Angesicht zu sehen — mit deren Namenaussprechung die lallende Zunge des Kindes geplagt wurde.

Zweite Barke: Eine Sängergesellschaft von verschiedenen zerlumpten Herren und anwidernd frech aussehenden ebenfalls zerlumpten Damen — bei alle dem aber erwiesen sich Herren und Damen noch viel rein-

licheren Aussehens — als ihre Liederklänge, denn die waren vollends schmutzig.

Dritte Barke: Inmitten ein mit Leinwand überzogener Policinellkasten — der Künstler in dem Kasten drin handhabt seine Figuren immer nur zwei auf einmal, eben weil er nur zwei Hände hat — er redet aber für die Figuren und zwar mit einer Veränderung der Stimme und mit einer Charakteristik, die auf großes Talent in diesem Spiel — auf den geborenen Bajazzo schließen läßt.

Vierte Barke: Zwei Jungen zwischen 8 — 10 Jahren, sie führen Pantomimen auf. Am Schluß einer jeden wird gestorben und zwar von allen beiden Buben; und das mit folgender Abwechslung. Das Spiel beginnt immer mit einem pantomimischen Zank — jeder trägt einen hölzernen Dolch in den Lumpen seines Beinkleides — als Toga dienen einige Baumwollzeugfragmente, welche an ehemalige Hemden erinnern. Nun ersticht zum Schluß der A den B und dann aus Verzweiflung sich selbst. Beide fallen in der Barke um und sterben.

Oder es ersticht sich der A selbst und der B selbst — beiderseitiger Um- und Sterbfall, daß die Barke schwankt.

Oder es ersticht der A den B, während der B den A ersticht — wieder allseitige Sterblichkeit.

Zum Schluß viermaliges Todtstechen: es ersticht einer den andern, und damit noch nicht zufrieden, sticht sich jeder selbst den Dolch in die Brust — wieder Umfall und Todeszuckungen. Nach diesem letzten verhängnißvollen Akt erlangen beide Pantomimen auf wunderbare Weise die Sprache, sie fangen in den rührendsten Ausdrücken zu betteln an, und sagen, man soll ihnen doch nur einen Gran herabwerfen.

So findet im Angesicht Neapels der Kunstgeist seine Nahrung. Die Jungen sind wahrscheinlich aufgestellt, um das Sprichwort: Neapel sehen und dann sterben tagtäglich mit ihren pantomimischen Illustrationen zu erläutern.

Fünfte Barke. Enthält ungefähr zehn sehr pathetische Herren, die Komiker sind, ohne es gerade sein zu wollen; ihres Zeichens Emissäre der verschiedenen Gasthöfe, denen die Aufgabe obliegt, Reisende in dem knöpfereichen Geflecht ihrer Beredsamkeit zu fangen und in die betreffenden Hôtels zu schleppen. Sie stehen Alle da in Reihe und Glied; es sind nicht lauter Italiener, auch Franzosen sind darunter. Sie rufen stentorisch die Namen der Hôtels in das Schiff hinauf: zuerst einer nach dem andern, dann alle zusammen, dann wieder in einzelnen Stimmen, dann schweigen sie wieder einige Minuten, und darnach geht der Tanz wieder von Neuem

los. Bei diesem Rufen haben natürlich sämmtliche Herren ihre Hüte auf, und machen erstaunlich ernstliche, ja sogar mitunter grimmige Gesichter; sind es ja auch Löwen, die kommen um zu verschlingen. Mir kamen sie wie einexerzirte Geier vor, die einen Raub vor sich sehen, der ihnen insgesammt nicht entgehen kann, und wobei es sich nur noch um die Theilung handelt.

Den Leuten auf dem Schiffe war dies ewige Geplärr schon herzlich zuwider, und es wich Alles von jenem Theil des Schiffsgeländers zurück, wo die industrielle Barke unten schwamm. So oft nun wieder ein Passagier sich vorne zeigte — so oft platzte die mit sämmtlichen Hôtelsnamen geladene Batterie auf's Neue los.

Als am Morgen schon das Land, aber noch nicht Neapel sich zeigte, kam ein Mann, an dreißig Jahre alt, mit unverhohlenem Schweizerdialekt begabt, an mich heran, da er vernommen, wie ich mit meinem Bruder einige deutsche Worte gewechselt. Er knüpfte ein Gespräch an, sagte daß er ein Zürcher sei — und da ich nun, weil er sich auf der ersten Klasse befand, vermuthete, er habe doch einige oberflächliche Bildung, so erzählte ich ihm, als er von Rom zu reden anfing, Einiges aus den Katakomben, unter anderm, daß dort noch Beichtstühle aus dem zweiten Jahrhundert sich fänden.

Der kleine, übrigens sehr gutmüthig aussehende Zwingliane r erwiederte darauf — als ob er plötzlich mit historisch-kritischem Scharfblick ein furchtbares Lügen- und Betrugsgewebe durchschaut hätte, doch aber weltläufig mit meiner Schwäche viele Nachsicht trüge: „Ach, glaube Sie das nit, das habe gewiß erst die römische Pfaffe alles unter d'Erd hinabgemacht, um die Leut zu betrüge!"

Ich konnte nicht umhin, über diese kindliche Naivität laut aufzulachen, was den guten Gesellen etwas aus der Fassung brachte, denn in seinem Gesicht war augenblicklich zu lesen: „Saperdipix! jetzt hab' ich gewiß einen großen Unsinn gesagt." —

Als mir kund wurde, wie es bei diesem Gesellen auch mit der oberflächlichen Bildung fadenscheinig aussah, belehrte ich ihn ganz freundlich, und fragte ihn darnach, warum er denn nicht auch nach Rom gegangen. Nun erzählte er, wie er in die Dienste eines reichen Kaufmanns getreten, und diesen nach Sizilien begleiten müsse; wie er jetzt zum ersten Mal aus seiner Heimat fortgekommen sei; wie er die Nacht auf der Kajüte der zweiten Klasse zugebracht, wie es ihm ganz jämmerlich schlecht ergangen, und doch hinwiederum zum Trost gereichte, daß einigen Kapuzinern auch nicht ganz gut zu Muthe gewesen. — Dann entfernte er sich, um zu sehen, ob sein Herr etwas nöthig habe.

Als Neapel in seiner Pracht sich vor dem Schiff aufrollte, kam der gute Geselle auf einmal wieder pfeilschnell dahergeschossen mit der Frage: „Sage Sie mir doch, wie heißt denn die großmächtige Stadt?“ — Antwort: „Neapel.“ — Wiederholte Frage: „Was? ist das vielleicht dasselbige Neapel, was jetzt die Franzose und Engländere alleweil verschierße wellent?“ — Antwort: „Ja, dasselbe.“ — „Ach! ach! da ist mir doch leid, daß ich nicht auch a Bitzle aussteige kann, das hätt' ich gern ang'schaut, aber wir fahre gleich Nachmittag wieder weiter!“

83.

Deputazione di Salute. Dogana. Leben am Hafen. Hotel New-York.

Endlich kommt ein Beamteter, und kündet die Stunde der Erlösung. Jetzt geht es aber erst zur Deputazione di Salute, ein auf einer Hafenzunge im Meere stehendes Gebäude zu Sanitätszwecken. Man muß hinauf in den ersten Stock in eine Kanzlei; was man außer dem Einen von uns haben wollte, ist mir heute noch nicht klar; das Eine aber, was man in ähnlichen amtlichen Gemächern immer haben will, ist auch immer klar: Geld!

In dem Stiegenhause und den Korridors dieser

Deputazione di Salute war ein so arger, das spezifische Citronenland so wenig charakterisirender Geruch, daß sich mir eine neue Variation des Sprichworts: „Neapel sehen, und sterben“ aufdrang — „Neapel riechen, und umfallen.“

Von hier wieder in das schwankende Boot, und endlich ans Land zur Dogana. — Das Gepäck visitirt — hier wieder ein durchdringender, betäubender Geruch von Spezereien, Färbestoffen, Saffran, Leder, Stockfischen und allerhand aufgestapelten Waaren — daß man unendlich froh ist, wenn man einmal wenigstens auf freier Straße steht, und sagen kann: „Jetzt gehör ich wieder mir selbst an, und kann gehen wie ich will, und darf mich nicht wie ein Sklave herumschleppen lassen.“

Also ins nächste Hôtel am Hafen — ein Kommissionär führt uns zum Hôtel New-York. Was ist das für ein Gedränge und Gezwänge, was für ein Lärm und Geschwärm, was für ein Rennen und Jagen, Schleppen und Tragen! Wenn Du hier nicht sehr auf Deiner Hut bist, so siehst Du im Moment jedes Stück Deiner Reise-Effekten in andern Händen, Hunderte stehen da wie die Geier, Jeder will Etwas tragen, Etwas verdienen. Da heißt es auch d'reinschreien, drohen und Gewalt anwenden, sonst taucht ein Reisesack, eine Hut-

schachtel oder ein Regenschirm im Menschengewoge unter, und Du bekommst vielleicht von diesen Gegenständen so wenig mehr etwas zu sehen, als wären sie in die Meerestiefe versunken.

Das ist einmal ein Seehafen, der sich gewaschen hat! Wir kommen in unser Hôtel. Zimmer, nur noch im dritten Stock, also hinauf! Eine Aussicht über den ganzen Hafen und einen großen Theil des Meerbusens, unter dem Fuß einmal wieder fester, nicht schwankender Boden nach der stürmischen Nacht. Vor den Zimmern Balkons. Doch — was soll diese Aussicht! Geschwind umkleiden, und hinaus. Was hat man schon Alles gelesen vom Toledo — zuerst muß man also den Toledo anschauen!

84.

Erster Ausflug in Neapel. Die Lazzaroni und ihre Beschäftigung. Cigarrenhandel. Die Uhrmacher im Freien. Die öffentlichen Notare und Geheimschreiber auf den Plätzen.

Da kommt man am Kastell vorüber — hohe Festungsmauern, unten ein sehr weiter Festungsgraben — hier sieht man Leute mit schweren Ketten an Händen und Füßen Schiffstaue drehen. Oben ein großer Platz gegen die Strada Medina, voll neapolitanischen Lebens. Hier Gruppen von Lazzaroni, total zerlumpt, so daß

die nackte Haut, die aus ihren zerfetzten Gewändern herausschaut, jedenfalls der beste und haltbarste Bekleidungsstoff ist, den sie noch an sich tragen. Sie liegen da mitten auf dem Platz, lassen sich von der Oktobersonne anscheinen — und schlafen ungestört, ob Wagen an ihnen vorüberrollen, ob Reiter vorbeitrotten, ob Tragesel in der Nähe ihrer Ohren klappern und straucheln, es sind die zufriedensten Leute, die man auf Gottes weiter Erde finden kann.

Hier wieder eine andere Gruppe derselbigen Gesellen. Sie sitzen mitten auf dem Steinpflaster der Straße — ihr Spieltisch ist der Steinboden, schmutzige Karten, die eine eigenthümliche Fettgattung noch zusammenhält, werfen sie wie weiche Tuchlappen aufeinander hin, sie ergötzen sich am hellen lichten Vormittag am Kartenspiel — kein Mensch kümmert sich um sie, Jeder eilt seines Weges vorüber. Da stehen wieder ein paar Lazzaroni, — jeder hat auf dem Erdboden halb- und dreiviertheile abgerauchte, weggeworfene Zigarren aufgehäuft vor sich liegen — zum Verkauf. Es läßt sich denken, daß jene Herren, welche diese Zigarrenruinen kaufen und rauchen — über den wähligen und feinen Geschmack bereits hinaus sind.

In der Gegend der Kastellwache fallen die vielen Tische auf — an denen Uhrmacher sitzen; sie repariren

im Freien die verunglückten Sackuhrmaschinerien der Matrosen; wie oft haben diese gewaltigen Taschenzeitmesser schon an todesängstigen Herzen geschlagen, wie oft sind sie den Aequator mit ihren Gebietigern passirt, und wie oft haben sie den Ozean in allen Richtungen durchkreuzt! —

Und wieder siehst Du an vielen Tischen auf den Hauptplätzen der Stadt, besonders aber unter den Hallen des Hoftheaters S. Carlo, eine eigenthümliche, erstaunlich ernsthaft und literarisch aussehende Menschenklasse sitzen; das sind die öffentlichen Notare und Schreiber. Sie haben einen Tintentiegel vor sich stehen, eine Lade mit verschiedenen Briefpapieren gefüllt, eine Feder hinter dem Ohr, Brillen auf der Nase, und den Hut auf dem Kopf. Da sitzen sie auf ihrem Sessel — und ein leerer Sessel steht nebenbei. Auf diesen läßt sich bald ein altes Mütterlein nieder — sie will einen Brief an ihren Sohn in der Ferne absenden — und vertraut dem Brillenmann die Besorgniß ihres Mutterherzens. Dann kommt wieder eine Magd — und flüstert dem alten schmutzigen Tintentiegel ihre Geheimnisse ins Ohr; der hört sie an ganz unbewegten Herzens, öffnet seine Lade, sucht ein Papier, und schreibt mit bedeutendem poetischen Schwung, den er aber schon so sehr in der Uebung hat — daß er über sein völlig ernsthaftes

strenges Gesicht auch keinen Augenblick die Faltenwelle eines Lächelns zucken läßt.

Es läßt sich denken, daß diese Herren sammt und sonders keine Freunde der Volksschulen sind, in welchen lesen und schreiben gelehrt wird — daß sie in diesen Schulen das Verderben und den Untergang Italiens sehen, und daß sie wünschen, die Asche des Vesuvs möge sämmtliche Schulmeister mit ihrem Schwefeldampf ersticken.

85.

Der Toledo. Die Wechsler mit ihren Geldkäfigen. Die Limonade-Kapellen. Die Esel und ihre Quälereien. Die Fleisch- und Gemüsehallen. Die Frauen der Lazzaroni. Wunderliche Kinder-Erziehung. Wie man beim Frühstücken von den Lazzaroni's begrüßt wird. Die Handwerker im Freien.

Endlich gelangt man durch verschiedene Gassen und Gäßlein auf den Toledo mit seiner sehr gründlichen Unterlage aus vulkanischen Steinplatten. Der Toledo ist eine sehr lange Straße, welche Neapel vom königlichen Schloß d. i. vom Meere aus bis zum Capo di monte in ziemlich gerader Richtung durchschneidet. Hier herrscht nun in der That ein eigenthümliches, sehr aufgeregtes, sehr originelles, sehr geräuschvolles und lärmendes Leben, obwohl hinwiederum die Reisebeschreiber in ihren Schilderungen davon den Mund etwas gar zu voll nehmen, und die Sache gewaltig übertreiben. Was hier

besonders hervortritt, ist das Höllengeschrei der Verkäufer, die ihre Wagen vor sich herschieben, es ist die Masse von Kutschen, es ist die Menge von Leuten aller Art, die hier aneinander vorüberrennen.

Da sitzen im Freien an den Einmündungen kleiner Gassen an ihren Tischen die Wechsler mit drahtgeflochtenen Papageikäfigen, in denen Schüsselchen mit Gold- und Silbermünzen stehen, da haben eben an den Ecken dieser Gassen die Limonadeverkäufer und Verkäuferinnen ihre eigenthümlichen Altäre aufgeschlagen, denn so sehen die Krambuden derselben aus. Unten eine bemalte Bude, rechts und links Säulen, in der Höhe ein sich schließender Bogen mit einem Madonnenbild, an den Säulen längliche Eisfässer, die zum drehen sind, aus denen das Eiswasser herausgelassen wird, dann in Massen aufgehäufte Citronen. Hier treibt ein Bauer fünf bis zehn Schweine durch den Tumult, da wieder ein anderer indianische Hühner, die er mit einem Stäbchen beständig zusammen halten muß, daß sie hübsch bei der Heerde bleiben.

Man wird hier an die Schilderung des Treibens zu Rom in seiner Blütezeit erinnert, wie eine solche Horaz (2. Buch der Briefe) im Sendschreiben an Julius Florus entwirft (Vers 67 bis 76). Auch da wird dem „Heere von Eseln," dem „tollen Hund"

und „schmutzigen Schwein“ poetische Aufmerksamkeit geschenkt, und Klage geführt, wie es bei einem so argen Lärm unmöglich sei, die Gedanken beisammen zu halten und Gedichte anzufertigen.

Ach, Horaz hatte Recht; die Esel bringen Einem durch ihr Geschrei um alle Poesie, besonders wenn so viele zusammenschreien, und wenn zu ihren kritischen Kehllauten auch Hunde und Schweine gebührend mitwirken.

Auch hier zu Neapel tragen Esel als Lastthiere Menschen aller Gattungen, bettelnde Einsiedler, Bäuerinnen, die auf den Markt reiten, Holz in Bündeln, Früchte, Mist — Alles und Alles wird diesen armen Eseln aufgeladen, und sie müssen schleppen, daß man meint, der Rückgrat breche ihnen entzwei.

Ueberhaupt gehört die Thierquälerei zu den besonderen Untugenden des italienischen Volkes. Wenn der Ausspruch der heiligen Schrift: „Der Gerechte schont selbst seines Viehes“ im Ganzen auf dieses italienische Volk angewendet wird, dann herrscht hier in der That sehr wenig Gerechtigkeit. — Zu beiden Seiten die elegantesten Kaufläden in Gold-, Seiden- und Galanteriewaaren; in diesen Handelsgegenständen nimmt es aber Venedig und Mailand mit Neapel siegreich auf.

Vom Toledo in der Richtung gegen Capo di monte rechts hinein ganze Fleischcirkus, in denen die ausgeweideten Ochsen zu Dutzenden herumhängen, dann wieder Gemüsecirkus in den großartigsten Dimensionen, mit Hunderten von Gemüsebuden, deren brennend rothe und große Pomi d'oro (Paradiesäpfel) in Haufen aufgethürmt, von der Ferne angeschaut mächtigen Korallenriffen gleichen. Geschrei allenthalben, nie ohne dieses und nichts ohne dieses. Fast gar keine bedeutenden Paläste — nur große Häuser ohne sonderlicher Pracht gebaut — die Kirchen, auf die Kirchen in Rom hinauf gar nicht anzuschauen. Vorüber vorläufig beim Museum Bourbonicum, einer der merkwürdigsten Kunstsammlungen der Welt — einzig und unübertroffen in der Menge und dem künstlerischen Werth antiker Erzgebilde, und in den ausgegrabenen Gegenständen aus Pompeji.

In dieser Toledostraße bewegen sich durchschnittlich in jedem Augenblick 50,000 Menschen und 500 Fuhrwerke. Man kommt fast nie über den Toledo oder durch andere größere Plätze und Straßen Neapels, in denen man nicht Lazzaroniweiber gewahr wird, die im Angesicht des tiefblauen Himmels und sämmtlicher Vorübergehenden die Häupter ihrer Kinder derartig pflegen, daß nicht allein die Köpfe derselben gekämmt,

sondern auch in aller stoischen Ruhe die Insektenvertilgung auf mechanischem Weg vorgenommen wird. Die Frauen denken sich eben: „Wie, sollen wir vielleicht mit diesen gewichtigen Hauptsachen das Tageslicht scheuen? Sollen wir mit unserer thätigen Kindesliebe uns in den Keller hinabflüchten? Unsere Welt ist die Straße, wir haben keine andere Heimat und darum werden auch von uns auf der Straße eine Reihe von Angelegenheiten besorgt, welche die Leute anderswo nur im häuslichen Kreise vollziehen zu können vermeinen."

Auch wird an diesen Kindern mit spartanischer Härte im Angesicht aller Vorübergehenden eine hier höchst beliebte Erziehungsmethode vorgenommen: indem sie von ihren Müttern so lange durchgeprügelt werden, bis die Kleinen nach Maßgabe ihrer Kräfte in das allgemeine Geschrei auch ihren Kontingent aus den frühzeitig geübten Lungenflügeln abgeben.

So ein jugendlicher Neapolitaner muß erstarken; saugt er doch schon die freie Straßenluft — mit der Muttermilch ein!

Ein Geheimniß nur ist mir nicht kund geworden — wo man denn diese Kinder wäscht, denn von diesem Akt ist weder eine Spur zu finden, noch wird eine Wirkung davon ersichtlich. Es hat den Anschein, daß man die jungen Menschenpflanzen, wie man es mit

den Gartengeschirren macht — zu Zeiten ein wenig in den Sprühregen hinaussetzt, wodurch Kopf und Gesicht hinlänglich abgespühlt werden und mitunter sogar Versuche, freilich verunglückte, in der Wäschbleiche stattfinden.

Man muß überall erst durch Erfahrung klug werden. Das erste Kaffeehaus Neapels ist das Caffè Europa. Es liegt im Anfang des Toledo. Wir gingen hinein zu frühstücken und setzten uns zu einem Tischlein hart an einem Fenster, das auf den Toledo hinausgeht; — kaum waren die Tassen auf den Tisch hingestellt, als ein halbes Dutzend ganz zerlumpter Gesellen unter den jämmerlichsten Geberden und Gesten draußen standen, uns ihren großen Hunger (molto fame) mit schnellen Bewegungen der Hände zum Mund vordemonstrirten, mit funkelnden weit aufgerissenen Augen die Kaffeeschalen fast zu verschlingen drohten und die erst weiter gingen, nachdem wir uns in den dunkleren Fond des Saales zurückgezogen.

Wie ist hier doch die Erde so reich, und wie sind ihre Bewohner so arm! Göthe hat viel über Neapel geschrieben — ist auch sehr viel Alltägliches darunter; das treffendste Urtheil aber über das Volk in Neapel hat er in den Worten ausgesprochen: „Ich finde in diesem Volk die lebhafteste und geistreichste

Industrie, nicht um reich zu werden, sondern um sorgenfrei zu leben."

Die Handwerker auf den größeren Plätzen sowohl, als auch in engeren Gassen ziehen am Morgen mit Stoff und Werkzeug heraus in die freie Luft — da sitzen die Schneider bei ihrer Tafelrunde, die Schuster bei ihrem Bänklein, die Tischler hobeln und die Schlosser raspeln, und dazwischen wirbelt der Dampf aus Kesseln, in denen Fische geschmort, Makkaroni abgeschmalzen oder in denen Massen von Polenta mit klafterlangen Holzlöffeln bearbeitet werden. Und zwischen durch drängen sich Leute, Pferde, Maulthiere, Esel, und eins kümmert sich ums andere nicht, jedes arbeitet oder faulenzt fort in dem ihm angewiesenen Wirkungskreis.

Reisende behaupten, es sei in Europa nirgends ein so spektakelhaftes, anhaltend lärmendes und drängendes Leben zu finden, wie hier.

86.

Die Träume und Uebertreibungen eines Lords betreffs Neapel und des Toledo. Die Erscheinungen im klerikalen Kostüm. Die terminirenden Klosterbrüder mit ihren Trageseln. Ansicht eines Norddeutschen hierüber. Zurechtweisung desselben. Die beständige Kleidung des Klerus hier.

Nun habe ich aber über den Toledo auch schon Uebertreibungen und Parteilügen gelesen. So ist aus

Lord B . . . . . . .s „Naples, Political, Social and Religous,“ eine Schilderung des Toledo im „Ausland“, da heißt es unter anderm: „auf der andern Seite hält ein Bettelmönch von einem Stein herab seine Predigt, und droht mit Stentorstimme ewige Verdammniß allen, welche ihm Almosen zu geben verabsäumen; dort kreischt ein alterschwaches Weib eine Hymne als Buße, während ihre Stimme übertäubt wird von einem Quacksalber, der seine Heilmittel empfiehlt.“ Ferner heißt es: „Nahe bei einer zischenden Bratpfanne voller zarten frischen Sardellen steht ein Mann, der mit aller Lebhaftigkeit und mit allem Geberdenspiel eines Schauspielers Ariosts Verse liest, und ein schmutzig aussehender Mönch bittet weinerlich die Vorübergehenden um einen Gran, damit er Messe lesen lassen könne für die unglücklichen Seelen im höllischen Feuer.“ —

Das sind nun von Seite des Herrn Lord reine Parteilügen; und die Sache ist allenfalls so zu erklären. Der Lord fuhr in seinem Wagen nach dem Speisen, nachdem er voll hochkirchlichen Ernstes dem geistreichen Marsalla sein Wohlgefallen zu erkennen gegeben; oder in einer lordlich religiösen Stimmung noch eine Flasche Lacrymae Christi darauf gegossen — in halb liegender, weltverachtender, die pöbelhaften Fußgeher wegwerfend mit halbgeschlossenen Augen an-

blinzelnder Stellung und Miene, wie es einem englischen Lord gebührt, über den Toledo — — Geistliche und Mönche gibt es nun hier thatsächlich in einem unnöthigen Ueberfluß, so, daß man in Rom den Klerus im Vergleich mit Neapel — auf den Straßen dünn angesäet findet; — eine gute Anzahl dieser Geistlichen scheint auch eben nicht sehr anstrengend beschäftigt zu sein — und da mag nun die Phantasie des Lord denselben einige Thätigkeit in den obigen Phrasen zugedacht — und diese seine Träume und Phantasiebilder auf's Papier geschrieben haben.

Daß es im klerikalen Kostüm hier sehr auffallende, besonders einem deutschen Auge ganz ungewöhnliche Erscheinungen gibt, fällt uns nicht in den Sinn — in Abrede stellen zu wollen. Man sieht da Laienbrüder aus den sogenannten Bettelorden, die sich mit ihren Lasteseln in einer wahrhaft diplomatischen Fertigkeit durch Fuhrwerke, Fußgänger und Karren durchwinden; der Esel wird mit den bekommenen Geschenken aus dem Pflanzen- und Thierreich beladen, und dann in die Klosterküche zurückgeführt; unter diesen terminirenden Klosterbrüdern gibt es aber recht hübsche und ausdrucksvolle Gesichter, und die Esel, welche sich mit großer Geduld und Folgsamkeit von ihren Führern durch das Gewoge durchsteuern lassen, sehen viel geschonter und

gehäbiger, viel besser behandelt und gepflegt aus, als die Esel des Volkes, die so jämmerlich abgeschunden und abgetrieben sind, daß es einen Stein erbarmen möchte.

Wenn wir Deutsche doch nur überall die rechten Augen und das rechte Verständniß mitbrächten, so möchte uns am Ende gar nichts mehr in der Welt auffallend oder ungewöhnlich vorkommen. Besonders der Klerus wird immer auf höchst rücksichtslose Weise kritisirt. Als ich im dritten Tag in Neapel — und somit doch schon in Stand gesetzt war, über die Physiognomie der Stadt auch ein bescheidenes Wörtlein mitzusprechen, traf ich in der Corona ferrata, einem exquisiten, und dabei, mit deutschen Zuständen verglichen, fabelhaft wohlfeilen Speisehaus Neapels mit einem norddeutschen Herrn zusammen. Der hatte nun in seinem nördlichen Beruf nichts Wichtigeres zu thun, als über das Gezücht der Bettelmönche, über den Skandal der beladenen Esel, die durch die Kutschen, Lastwägen und alle sonstigen Gefährte und Gefährden des Toledo von ihren bekutteten Führern durchgeschleppt werden — sich förmlich das Maul zu zerreißen.

Nachdem ich seiner Philippika eine Zeitlang zugehört, sagte ich ihm mit aller erdenklichen Geduld: „Warum finden Sie es denn nur bei einem wällischen Kloster-

bruder tadelnswerth, wenn dieser seinen lieben Esel mit Geschenken beladet, und hindurchführt durch Gefahr und Bedrängniß: finden Sie in Deutschland nicht auch dieselbe Geschichte tausendmal; ist Ihnen noch kein bei seinem Herrn wegen seiner guten Eigenschaften beliebter Esel vorgekommen, der beladen wird mit Geschenken, der geschmückt wird mit buntem Riemzeug, und dem mit großer Vorliebe und Behutsamkeit überall durchgeholfen wird, wo er es mit seiner angebornen Vornirtheit allein nicht weiter brächte!?" — —

Hier in Neapel geht der Klerus zu jeder Zeit im Talar mit dem Abbémantel und dem dreieckigen Hut — nie in einem Civilrock — also viel römischer, als in Rom selbst. Ein geistlicher Professor, mit dem ich in Torre d'Annunziata bei Neapel zusammenkam — rühmte mir dieses Durchwegs-im-talar-gehen als einen Vorzug, den der neapolitanische Klerus selbst vor dem römischen voraushabe; — ich meinte ganz bescheiden: „es sei vielleicht doch zu viel, diesen Umstand, gegen welchen ich übrigens gar nichts einzuwenden finde, ja, der sogar seine anerkennenswerthen Seiten haben mag, für eine besondere Begnadigung des Himmels anzusehen, da ich nicht umhin könne, den römischen Klerus im Ganzen wissenschaftlich gebildeter und auch thätiger zu erachten, als den neapolitanischen. Es müssen demnach die Röcke

und Fracke in Rom kein Hinderniß sein in Wissenschaft und Tugend.

87.

Die Feldkapläne. Kaffeehausbesuch in rothen Strümpfen. Knabenseminare und Kleidung der Zöglinge.

Ein eigenthümlicher Anblick ist es immer, wenn man, wie es mir einige Male gleich außer Neapel, auf der Straße nach Pozzuoli, begegnet — Geistliche im Talar mit dreieckigem Hut, zweifärbig gestreiftem Beinkleid, schwarzen Strümpfen und Schnallenschuhen auf Eseln oder Pferden dahergaloppiren sieht.

Nur die Feldkapläne tragen Civilröcke, haben aber auch Dreispitze mit rothem Geschnür. Auf den zwei vorderen Klappen des Rockkragens zeigen sich goldgestickte Kronen, und unter denselben eine Art Zierwerk, es schien mir die Namenschiffer des Königs — ich konnt' es nicht recht ausnehmen.

Der Kaffeehausbesuch des Klerus ist hier sammt den Talaren noch mehr im Schwung, als im übrigen Italien. Es ist eben Landessitte, Niemand stößt sich daran, und mich geht es am Ende auch nichts an.

Nur eine einzige kleine Bedenklichkeit ist mir aufgestiegen. In ein paar Caffès — wenn man vom largo del Palazzo gegen den Toledo geht — habe

ich öfters Herren mit rothen Strümpfen voran an den offenen Thüren sitzend gefunden; da tauchte unwillkürlich in mir die Frage auf: ob denn diese rothen Strümpfe absolute Nothwendigkeit seien, ob sie dem Ort eine besondere Weihe, und dem Besuch des Ortes eine besondere Feierlichkeit verleihen sollten — ob nicht die schwarzen Strümpfe hier denselben Dienst thäten, oder ob vielleicht gar auch hierin ein absonderlicher Vorzug des neapolitanischen Klerus zu suchen sei, und ob es nicht häufig vorkomme, daß gerade manche Personen dann am unersättlichsten an gewissen äußeren Zeichen einer ihnen gewährten Huld festhalten, wenn sie fühlen, daß sie ihrem innern Werthe nach sich keine Geltung verschaffen können?

Doch auch diese Bedenklichkeit fand ihre Ausgleichung. Hier in Neapel existirt ein Knabenseminar — in welchem sich eine Unzahl von Zöglingen befinden muß, was man aus der großen Menge schließen kann, die einem mit ihren Müttern, Vätern oder sonstigen Verwandten auf den Straßen begegnet. Diese Knaben tragen durchwegs blaue, an den Knöpfen roth ausgenähte Talare und rothe Strümpfe. Somit hat auch dies Bekleidungsstück hier nicht mehr das Auffallende wie anderwärts, und es stellt sich am Ende heraus, daß man in einem Lande erst nach und nach

alle Sitten und Gebräuche kennen lernen soll, wenn man im Sinne hat ein richtiges Urtheil darüber abzugeben. —

88.

Neapels Ansicht von den Höhen. Das Grab Virgils. Erfahrungen und Gedanken dabei. Ein Engländer läßt sich neben Virgil begraben. Die Grotte des Pausilippus. Pyramidale Fuhrwerke.

Es wäre nun eine Beschreibung der Ansicht Neapels vom Capo di Monte und von St. Elmo zu veranstalten. Darüber ist aber schon so viel gemalt worden, daß hier nur eine kleine Skizze entworfen werden soll.

Man braucht die sengende Sonne hier nicht über dem Scheitel zu spüren, sondern nur hinabzusehen, so wird man gewahr, daß man in einer bedeutend südlichen Gegend sich befindet. In der Vorstadt del Vergine sind die Dächer der Paläste derartig mit großen Gewächskübeln überdeckt — daß man einen Dunst bekommt von den schwebenden Gärten der Semiramis. Schaut man mit einem Feldstecher hinaus über den Golf von Neapel bis Castellamare — so kommt einem dieser Anblick in der That wie ein Aquarellbild vom Paradiese vor. Städte, Dörfer und Landhäuser

liegen theils im Smaragdgrün von Orangengärten, theils in hellgrünen Wiesen. Portici, Resina, Capri präsentiren sich halb in der grünen Vegetation, halb im sonnenglänzenden Meeresspiegel. Rechts der Quai Chiaja, wo die noblen Leute logiren, mit gesunder Luft und prächtiger Aussicht der sehr langen Straße auf's Meer. Da sieht man unten den beliebten Spaziergang für die elegante Welt: der „königliche Gärten" heißt, an und für sich aber nur eine lange Allee ist, die ihre Schönheit nur dem Meeresufer verdankt, von dem sie durch eine kleine Mauer als Brustwehr geschieden wird. Ganz rechts der steile Berg, der die Aussicht abschließt — wer ihn passiren will, muß durch die Grotte des Pausilippus; da zeigt sich am Berg die Kirche Madonna di pie di Grotta und die Villa Reale. —

Doch lassen wir die weitere Schilderung. Die Beschreibungen einer Gegend aus der Vogelperspektive taugen in der Regel nichts. Es gibt Ansichten, die sich durchaus nur gut ansehen, aber immer nur sehr schlecht beschreiben lassen.

Wem ergeht es nicht so, daß, wenn er in eine berühmte Stadt kommt — zuerst gerade jene Gegenstände in Augenschein nehmen will, die ihm schon aus den Bilderbüchern seiner Kindheit bekannt geworden sind,

und die seither ihren magischen anhaltenden Einfluß, den sie der Ausstattung von Seite der kindlichen Phantasie verdanken, immerfort noch bewahrt haben. Da wurde nun die erste Fahrt gemacht zur Grotte des Pausilippus.

Auf dem Plan von Neapel fand ich, daß in derselben Gegend auch Virgil's Grab sich befinde. Nun sagte ich dem Fiaker: „Zu Virgil's Grab“ — er schaute mich groß an, und meinte, er sei doch in Neapel ziemlich bekannt, aber das wisse er nicht, — nun frug er unterwegs Genossen seiner Zunft, auch die konnten nicht Bescheid geben. Endlich als wir schon in der Gegend dieses Grabes, nach dem Plane, sein mußten, fanden wir auf vieles Hin- und Herreden Auskunft. Man öffnete uns eine grüne Thür in einer sehr hohen Mauer — von dieser Thür führte eine hohe Stiege in einen hochgelegenen Garten; hier rückte uns in freundlicher Aussicht auf Gewinn der gegenwärtige Besitzer von Virgil's Grab mit der höchst poetischen Nachricht zu Leibe: daß dieses Grab nur für zwei Franken, keinen Gran weniger, zu besichtigen sei.

Warum soll man nicht gerne zwei Franken zahlen — um der kleinen Satisfaktion willen, am Grabe des Mannes stehen zu können, mit dessen Versen und

der Unzahl erklärender Noten hierzu, einem manche Jugendstunde verbittert worden ist? Am klingendsten ist mir die Grabschrift desselben vorgekommen:

Mantua me genuit, Calabri rapuere, tenet nunc
Parthenope cecini pascua, rura, duces.

Zwei Franken für einen todten Klassiker, das ist klassisches Leben. Erst nachdem der Gebietiger des Mausoleums sein Geld in der Tasche wußte — trat er uns aus dem Weg; wir waren schon an dem sogenannten Virgilsgrab und konnten hineinsehen. Der Mann dachte sich: „wenn die es früher sehen, daß hier eigentlich nichts zu sehen ist, so bekomm ich auch nichts zu sehen, und das muß vermieden werden.“

Da wird man nun in einer Felsengrotte einen Stein gewahr und auf diesem Stein ist obige Inschrift, die aber wegen Dunkelheit schwer gelesen werden kann. Zudem ist es auch dunkel, ob denn an dieser Stelle wirklich Virgil's Grab ist. Hätt' ich mich für wenige Augenblicke mit der Begeisterung eines klassischen Philologen versehen können, so wäre mir's noch auf ein paar Franken mehr nicht angekommen. In diesem Begräbnißgarten hat Petrarcha einen Lorberbaum gepflanzt; das ist auch schon lange her, und der Lorber ist schlafen gegangen. Neben Virgil ließ sich ein

Engländer begraben. Dieser Mann dachte sehr menschenfreundlich für die Besucher von Virgil's Grab; denn nun kann Jeder die freudige Ueberzeugung in sich tragen: liegt auch nicht sicher Virgil hier — so liegt doch sicher ein Engländer hier; und das ist auch etwas werth! Unter der Rubrik: Fortdauer im Gedächtniß der Menschen wäre auch anzubringen: Unsterblichkeit für Dummheit und Dummheit für Unsterblichkeit. Also wieder über die Stiege hinab und durch die Grotte des Pausilippus. Ein sehr hoher Felsentunnel, mit Laternen spärlich erleuchtet. Man fährt im Schritt einige Minuten durch; es ist also nichts besonderes daran, die imposante Höhe und den klassisch und hochtrabend klingenden Namen des Pausilippus ausgenommen. Erst 1450 wurde sie unter Alphons I. zur jetzigen Gestalt erweitert — früher konnte sie nur von Fußgehern und Trageseln benützt werden.

Da es mir zu langweilig dünkte, denselben Weg durch die Grotte wieder zurück zu machen, ich zudem mit den Oertlichkeitsverhältnissen nicht vertraut war, sagte ich dem Kutscher — er solle um den Berg herum und links am Meeresufer wieder in die Stadt zurückfahren.

Etwas Neues ist hier um Neapel die Gruppirung der Reisenden aus dem Bauernstande auf den

wunderlichen Wägen mit nur zwei großmächtigen roth-angestrichenen Rädern. Auf Einem Wagen dieser Gattung saßen von Einem Pferde geschleppt nicht weniger als 13 Personen, Männer, Weiber und Kinder, und zwar so: unten fast dem Boden nahe als gewichtige Basis 6 Männer und dann geht es pyramidalisch hinauf — oben auf der Spitze schwankte ein kleiner Bub, der sich balanzirend an die leinenen Kopftücher von ein paar Weibern mit beiden Händen anhielt. Einige stehen, andere sitzen. Zu diesen Zwecken finden sich stufenartig verschiedene Stangen und Brettlein angebracht. Ein Berliner kann hier mit vollstem Rechte das beliebte Sprichwort seiner Vaterstadt anwenden: „Das ist kolossal und pyramidal!“ — Dabei sind die Leute in hellen bunten farbigen Kleidern diese Bauernmoden spiegeln nur die üppige bunte Blumenwelt des Landes ab.

Was war das für ein langer Weg — da hat man an zwei Stunden zu thun, bis man wieder nach Neapel kommt, dann muß man noch über den Berg — es wurde schon finster und kalt — nur der Anblick von der Höhe des Berges ist wieder ein ganz eigenthümliches Bild der Stadt und vom Meere. Die Griechen nannten diese Anhöhe: Ruhepunkt von der Traurigkeit.

89.

Orangentische. Lazzaroni-Beschäftigung am Abend. Der Garten und das Schloß am Capo di monte. Der patriotische Portier.

Auf den Plätzen Tische mit pyramidenförmig aufgethürmten Orangen; wer derlei goldene Früchte gern verspeiset, der kann hier sein Genügen daran haben. Lazzaroni liegen wieder auf der Erde beisammen und rasten sich aus von der Faulenzerei des Tages. Am Platze vor dem Carlo-Theater, dem größten und schönsten der Welt, ein Fahren, Sausen und Brausen, Lärmen und Toben.

Noch sind die öffentlichen Notare unter den Hallen thätig und arbeiten beim Lampenlicht an ihren gewichtigen Depeschen; die hoffnungsvolle Lazzaronijugend schlägt bei Gasbeleuchtung Purzelbäume, und geht mit großer Sicherheit auf den Händen, die Füße in die Luft gestreckt. Der Lärm dauert hier in die Mitternacht hinein, und fängt um vier Uhr des Morgens wieder an.

Die Vegetation in den Gärten ist hesperidenhainisch — wahrhaft wundervoll; was hat das Lustschloß des Königs auf dem Capo di monte für eine Lage — die Bäume, Sträucher und Rasenplätze, in denen es drinnen steht, zeigen ein so glänzendes Grün, als wä-

ren Millionen Smaragden, hier zu Haufen aufgethürmt — dort wie Kies ausgestreut.

In den Schloßgarten vom Capo di monte, den wir wegen seiner prächtigen Aussicht besuchen wollten, wurde uns der Eintritt vom Portier verwehrt: „Er dürfe Niemand hineinlassen.“ Wir gingen rechts den Mauern entlang, um uns da eine Aussicht zu suchen, und ließen unsern Wagen nachfahren. Da kam ein junger Mensch nach, und vertraute mir ein Geheimniß, von dem ich nur so viel entdecken darf, daß ich erfuhr, der Portier sei ein vortrefflicher Patriot. Wir kehrten um, gingen zum Portier, und zeigten ihm seines Herrn und Königs Bildniß; deß freute sich die treue Seele, und sagte: „Bei Fremden könne schon bisweilen eine Ausnahme gemacht werden.“ Und so wurde uns der Eintritt gewährt. Aber auch der junge Mensch schloß sich uns als Cicerone an — denn auch er war ein guter Patriot, und sah nicht ungern seines Königs Bild mit sammt der Ueberschrift.

Wer seines Königs Bildniß ehrt so hoch,
Wie treu wird der erst seinen König lieben!

Selbst der kleine Garten an der Seite des königlichen Palastes in Neapel ist ein Zauberhain wegen der dicken, hohen Palmen, die ihre mächtigen Fächer wie grüne Strahlen nach allen Seiten hin ausstrecken. Hier

ist eigentlich erst das magische Italien, hier erst das Citronenland.

Doch, was hilft es mir jetzt, wenn ich in Orangenhainen, in Alleen mit Johannisbrotbäumen (in Oesterreich Bockshörndln genannt) dahinwandle — das hätte mich in der Kind-, in der Knabenzeit überaus beglückt. Ist nicht schon das Erzählen von einem Boxhörndlwald allein geeignet, in ganzen Schulbänken von A-B-C-Schützen einen völligen Aufruhr sämmtlicher Phantasien der kleinen Schelme hervorzubringen, und ihnen Stoff zu den angelegentlichsten Gesprächen zu geben!

So kommt im Leben zumeist Alles zu spät — erst zu einer Zeit, in der man keine Freude mehr daran hat.

90.

Neapels Kirchen. St. Januarius, der Dom und der Kunstvandalismus. Wunsch eines französischen Domherrn. Tasso auf dem Monte Oliveto. St. Klara. St. Dominikus. Der Professorengehalt des heiligen Thomas Aquin.

Nun Einiges über Neapels Kirchen. An diesen als Bauwerke kann man, wie schon früher bemerkt, kein besonderes Vergnügen haben. Die meisten sind öd, höchst geschmacklos im fadesten Zopfstyl gebaut.

S. Gennaro (Januarius), die Domkirche, macht eine Ausnahme. Sie wäre ein herrlicher, imposanter Bau,

wenn nicht die Restauration daran so viel ruinirt und verunstaltet hätte, so viel zu ruiniren und zu verunstalten war. Erstens liegt dieser Dom einmal auf keinem schönen Platz, sondern ziemlich abgelegen, von einer schmutzigen Gasse neben der Strada de Tribunale steigt man eine hohe Stiege hinauf. Ein gothisches Portal, mit Porphyrsäulen, das aber mit der übrigen Façade in furchtbarer Disharmonie steht — der innere Raum mächtig groß — berühmte Königsgräber, das Taufbecken aus ägyptischem Basalt. Ein Wald von Säulen aus ägyptischem Granit von dem alten Apollo- und Neptuntempel genommen, gothische Ribbengewölbe — das Meiste übergipst, übertüncht, verputzt und verarbeitet, so viel es nur immer möglich war.

Es hat der Kunstvandalismus also hier in Italien mit derselben eisernen Konsequenz seine Aufgabe gelöst, wie bei uns in Deutschland! Die Kathedrale hat eigentlich noch zwei Kirchen in ihrem Gefolge: die Basilika der heiligen Restituta und die große Kapelle des heiligen Januarius. Die Basilika ruht auf 22 Säulen und war die alte Kathedrale — die Kapelle des heiligen Januarius enthält außer den werthvollen Reliquien noch einen großen Schatz an Gold und Edelsteinen. Hier ist die berühmte Inful für die Statue des heiligen

Januarius aus Gold an zwanzig Pfund schwer, und mit 3700 Edelsteinen geziert.

Dreißig Domherren, sämmtlich infulirt, versehen hier den Chordienst mit 40 Dompräbendaren. Ich besuchte die Kirche an einem Sonntag Vormittag — es mögen kaum hundert Menschen drin gewesen sein, während die andern Kirchen Neapels ziemlich gefüllt waren; also auch hier wie anderwärts in Italien: die Domkirche verhältnißmäßig am wenigsten besucht! Ein französischer Canonicus (wir nennen geflissentlich den Namen nicht, weil der Träger desselben eine höchst ehrenwerthe und mit Recht geachtete Persönlichkeit ist), der vor einem Dezennium über die Kirchen Neapels Etwas geschrieben — kam, als er an einem Feste dieses infulirte Kapitel sah — in seinem Buche zum Ausruf: „Warum mußten wir so Etwas nur in der Fremde sehen!“ — — —

Merkwürdig ist bei der Sakristeithüre das Grab des Königs Andreas von Ungarn mit einer bis zum jüngsten Gericht hinübertönenden Grabschrift: Andreae Neap. Joannae uxoris dolo et laqueo necato.

Eine sehr schöne Kirche ist die der Karthäuser zu St. Martin, die ist aber auf dem Berg des Kastells, und nicht mehr in Neapel selbst.

In der Kirche Monte Oliveto (vom Toledo auf

hohen Stiegen hinauf) sind schöne Skulpturen. Im Kloster nebenan hat der arme, verfolgte und kranke Tasso eine Zeitlang Unterkunft gefunden, aus Dankbarkeit begann er ein Gedicht über den Ursprung der Kongregation des Oelbergs — es überraschte ihn aber der Tod zu Rom, ehe es vollendet war. Ein höchst merkwürdiger Gesell, dieser Tasso. Allenthalben in Italien wurde er herumgetrieben — das Genie wurde auf seiner Stirne zum Kainsmahl; er erntete nur die bittersten Früchte für sein Leben, und gerade in Klöstern hat er seine ruhigsten und liebsten Tage zugebracht, da konnte er ungestört seinen Genius pflegen; für die Hofluft war er nicht geschaffen — die mußte er immer mindestens mit der Verbannung und einmal mit Kerker büßen. —

Auffallend ist S. Chiara — Groß auf den möglichst weiten Bogen ohne Pfeilern. Ein Reichthum von Fresken in der üppigsten Goldornamentik. Die Kirche muß ursprünglich sehr schön gewesen sein. Fresken von Giotto gab es hier in Menge. Im Jahre 1752 wurden dieselben mit Kalk und Gips gehörig verarbeitet, und darnach darauf losvergoldet was Zeug hielt! Giotto muß mit Händen und Füßen zugleich gemalt haben! Jedenfalls war er einer der reichhaltigsten und fleißig-

sten Meister seines Jahrhunderts. — Prachtvolle Königssärge und Denkmähler gibt es hier die Menge.

Sonst ist noch interessant die Kirche des heiligen Dominikus — auch da, so wie in Rom, sind die Dominikaner im Kirchenstyl die einzigen Träger der gothischen Baukunst. Hier ist noch das Wohnzimmer und der Hörsal des heiligen Thomas Aquin zu sehen. Das Zimmer ist zur Kapelle umgeschaffen. Fünf Vierteljahre trug der heilige Kirchenlehrer hier Theologie vor. Noch existirt im Archiv zu Neapel die Zahlungsanweisung für den größten Theologieprofessor des Mittelalters — ausgestellt auf Befehl Karls von Anjou im Jahre 1272. — Der monatliche Gehalt betrug 6 Goldstücke, nach unserm Geld 12 fl. Reichswährung oder 10 fl. C. M.! Dies gab man einem Thomas Aquin! Wenn in unserer Zeit mit manchem Professor (im Verhältniß von Genie und Wissen) nach diesem Maßstab verfahren würde — so dürfte Karl von Anjou mit einer monatlichen Anweisung von 6 Groschen noch als Verschwender deklarirt werden.

Derselbige Karl von Anjou machte noch eine andere Kirche merkwürdig, nämlich die der Karmeliter St. Maria de Carmine. Sie liegt nicht weit vom Meeresstrand an der südlichsten Spitze Neapels. Auf dem Platze vor derselben wurde auf Karls Befehl der

17jährige Konradin von Schwaben sammt seinem Vetter Friedrich am 29. Oktober 1268 enthauptet.

91.

Museum bourbonicum. Die enorme Größe und der Inhalt desselben. Die Säle und ihre Namen. Das ägyptische Museum und seine Mumien.

Museum bourbonicum. — Das ist, abgesehen von Bibliothek, Gemäldegallerie u. dgl., der imposanteste Trödelmarkt einer untergegangenen Götterwelt. Wenn einem begeisterten Humanisten und Philologen der „Trödelmarkt“ zu ordinär ist, so können wir allenfalls auch sagen: „Du findest hier die zerstreuten Glieder des zerrissenen Götzendienstes“ — oder „es ist hier das anatomische Museum des todten Heidenthums, und die Säle sind die Riesenspiritusflaschen, in denen Cadaver und Gliedmaßen aufbewahrt werden!“ Wenn man die Sammlungen des Vatikans gesehen hat — so meint man, es könne diesem auf der Welt nichts mehr gleichgestellt werden. Nun ist aber die bourbonische Sammlung, wenn es ihn auch nicht übertrifft, doch sehr wohl mit ihm zu vergleichen, und in Erzstatuen, antiken Hausgeräthgegenständen, antiken Malereien von den Häusern in Pompeji u. a. steht diese einzig in der Welt da; keine ist so vielumfassend wie sie.

Das bourbonische Museum repräsentirt sich als ein auffallend großes, in röthlichem Farbenton gehaltenes Gebäude — eine Fronte steht auf dem Toledo, die andere auf dem largo delle Pigne.

Man findet hier einen Reichthum von Gegenständen, der das Auge völlig verwirrt macht, es ist ein überfließender Becher der antiken Kunst, aus dem man sich bis zum Taumel berauschen kann.

Da findest Du zu ebener Erde Säle mit 2000 Stücken alter Wandmalereien aus Herkulanum, Pompeji und Stabiä — mühsam und sorgfältig hieher übertragen. Da ist die Gallerie der Mosaiken, von einer Schönheit und Farbenfrische, als wären sie so eben von der Hand des Künstlers vollendet worden.

Da sind in eigenen Sälen die antiken Marmorwerke. Statuen, Büsten, Gruppen, Wasserbecken, Opferbecken, Schalen, Kaiserbüsten, in die Hunderte. Jede große, vollgefüllte, in der geschmackvollsten Aufstellung ausgerüstete Halle hat nach dem vorzüglichsten Kunstwerk derselben ihren eigenen Namen, ähnlich wie im Vatikan. Da gibt es Hallen des Atlas, des Tiberius, des Jupiter, der Venus, des Apollo, des Adonis, der Musen, der Flora; da sind dann offene Hallen in die Höfe hinaus. Es finden sich hier auch über 2000 Marmorstatuen, Büsten und Basreliefs, über 7000

Gegenstände aus Thon (besonders aus Pompeji), über 1500 Lampen, an dritthalbtausend Gegenstände aus Glas, an 2000 Gegenstände ägyptischer Alterthümer, darunter ein eigener Saal mit den am besten erhaltenen Mumien aus Aegypten, diese liegen in gläsernen Särgen und machen einen so gräßlichen Eindruck, daß man auf ein paar Stunden allen Appetit verliert. Einige haben das dichteste rothe Haar (noch ganz elastisch, wie das Hauptthaar von Lebenden), drei Schuh lang aus dem ausgetrockneten schwarzen, pechartig aussehenden Schädel über die schwarzen, eingeschrumpften knochigen Schultern herabhängen. Der vollendete grimmige Tod mit dieser gräßlichen Ironie lebendig aussehenden Haarschmuckes macht eine ganz entsetzliche, unbeschreibliche Wirkung.

Dann kommen noch über 3000 griechische und etruskische Vasen, an 150 große Bildsäulen aus Erz, an 16,000 kleinere Erzgegenstände, die in Glaskästen aufgespeichert sind. In diesem selben Palast ist auch eine großartige Bildergallerie mit mehr als 2000 Gemälden (darunter freilich auch sehr viel Unbedeutendes), über 2000 Papyrusrollen und Fragmente, und — Gott weiß was sonst noch.

Man hat drei Stunden zu thun, wenn man die Gegenstände nur in so weit in Bausch und Bogen oberflächlich anschauen will, in so weit man die-

selben sehen kann, wenn man gemessenen Schrittes an den Reihen derselben vorübergeht; — in diese drei Stunden fallen die Gemälde gar nicht hinein, denn die bedürften zum flüchtigsten Ansehen allein Einen Tag.

92.

Der Eindruck, den das Museum macht. Was die Götter und Statuen zum Vorbeigehenden sprechen. Der Saal der schönsten Erzstatuen der Welt.

Es läßt sich denken, in was für eine Aufregung man versetzt wird vom massenhaften Hereinströmen all dieser Eindrücke durch die zwei Augenpforten; was für eine bunte, schnellwechselnde, einem das Gehirn ordentlich zertretende Gedankenwelt zieht da an Einem vorüber, Welle an Welle taucht auf, und Welle an Welle verschwindet — und doch lassen die meisten noch einen Eindruck zurück. Es ist dies eine Marter des Gedächtnisses, die man erst hinterher empfindet; denn so lang man in den Sälen herumgeht, fühlt man sich doch immer von lebhaftem Interesse getragen.

Es soll beispielsweise hier eine Schilderung folgen, aus der ungefähr zu entnehmen ist — in was für Gedankenkreise der verschiedensten Art man nach und nach in ein paar Minuten hineingeworfen werden kann.

Da wandelst Du in der Abtheilung der ägyptischen, etrurischen und oscischen Alterthümer. Eine Unzahl von geheiligten Käfern klettern durch die Augen in Dich hinein. Die schwerfälligen, unbeholfenen Kerle möchten sich Zeit lassen, und gemüthlich nach ihrer Gewohnheit die hinteren Beine nachschleifen, Du aber hast keine Zeit zu verlieren mit den Käfern der Mythenwelt, und willst im Allgemeinen nachdenken über die Thorheit des Götzendienstes. Isistafeln mit Hieroglyphen stehen vor Dir, Du murmelst vor Dich hin: „Die mag entziffern wer will, ich nicht."

Apis und Katzen aus Bronze; Du denkst Dir zur Abwechslung gar nichts.

Amulete, Thron der Isis, Isispriesterinnen, Schauer des Götzendienstes mit all seiner Traurigkeit und Melancholie wehen Dich an.

Ein Papyrusfragment aus dem zweiten Jahrhundert nach Christus enthält Namen von Arbeitern bei Nil-Aquädukten. Unsterblich gewordene Namen armer Teufel, denen das Loos trostloser Plage zugefallen; die armen Kerle dauern Dich, ihr ödes, müh- und schweißvolles Leben steht vor Deiner Seele, obwohl von ihren Leibern auch kein Stäubchen mehr am andern hängt!

Vasen zu Räucherwerk, Thränengefäße, Nilmesser, Mumien, eine Menge Gegenstände, die Du kennst, und

eine noch größere Menge, die Du nicht kennst, alles fangt auf einmal vor Deinen Augen durcheinander zu tanzen an, wie bei einer lustigen Bauernhochzeit — Dir wird schwindlig, Du schließest auf eine halbe Minute Deine Augen zu, hältst Dir die Hände vor dieselben, und geberdest Dich, als ob Du einen Stöpsel auf die Flasche Deines Gedächtnisses stecktest — um die gesammelten Gegenstände festzuhalten und das Ausdampfen derselben zu verhindern.

Und Du trittst in einen andern Saal. Ein eherner, betrunkener Faun auf einem Weinschlauch reitend sagt zu Allen, die an ihm vorbeirennen:

„Ihr seid betrunken wie ich, ich bin weintrunken, Ihr seid kunsttrunken, ich bin Weinreiter, Ihr seid Kunstreiter; Ihr galoppirt an der Kunst vorüber, als ob die Eumeniden hinter Euch hertrotteten. Wir gesammte alte Götter müssen doch einen ungeheuern Zorn über Euch bekommen, weil Ihr an uns gar so mißachtend vorüberrennt; es sind aber auch unser zu viel hier, und ein Gott verdirbt dem andern das Geschäft. Die Götterkonkurrenz ist zu groß, und wo Konkurrenz ist, da ist auch Bankerott, Ruin!

Uns alte Götter habt Ihr verläugnet um des Einen wahren Gottes willen, und den Einen wahren Gott habt Ihr hinwiederum verlassen um der alten

Götter willen! Nur mit dem Unterschied, daß Ihr die Opfer, welche früher uns gebracht worden sind, jetzt Euch selbst bringt. O, ich sehe eine furchtbare Lumperei mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen siegreich durch ganz Europa ziehen — und wie unsere alte Götterwelt einmal zusammenbrach, so muß Euer neues Heidenleben auch zusammenbrechen! Schaut uns gut an, wir sind dahier in dieser Versammlung die schönsten Erzgebilde, die es auf der ganzen Welt gibt, Götter, Halbgötter, Menschen und Thiere, alles durcheinander. Blickt nur zunächst auf meine Brüder — dort links unten den tanzenden Faun, wie prächtig ist er gebaut für einen Faun! Und gleich neben ihm wieder ein Faun, ein guter Freund des Bacchus, den er mit silbernen Augen anblickt! Da seht Ihr den Augustus, der sich als eherner Jupiter gießen ließ, um sich in seiner Aufgeblasenheit in die Götterwelt hineinzudrängen. Ihr seht ferner Schauspieler und Schauspielerinnen in den tragischesten Stellungen. Neben Scipio Afrikanus arbeitet eine Venus schon über zweitausend Jahre daran sich zu schmücken, so recht das Bild des eitlen Weibes, die nie fertig wird mit ihrem Putz. Hier lacht ein Demokrit über einen Herkules, der mit seinem Schlangenwürgen nicht zu Ende kommt. Gleich in meiner Nähe schnaubt noch

ein Roß — das einst auf dem Theater zu Herkulanum stand. Dann schaut Euch ja die kolossale Statue der Pietas an, sie hat im Heidenthum bei uns keine absonderlichen Verehrer gefunden — das scheint sich gleich geblieben zu sein; denn auch jetzt noch sehe ich die Leute tagtäglich an dieser stillen Göttin vorüberrennen, als ob sie fürchteten von ihr gebissen zu werden. Ich will Euch die Aufzählung der andern Götter und Helden erlassen, nur überseht nicht die großen und kleinern Roßköpfe, denn diese Gattung Köpfe wünscht immer, daß ihnen besondere Aufmerksamkeit erwiesen werde; dort den Silen mit der Fischotter, dann den alten Raben mit seiner trockenen Kehle, der einst verwendet wurde, um von einem Brunnen das Wasser auszuspeien; auch ein Panther und ein Hirsch ist bei uns, ein Beweis, wie selbst in die nobelste Gesellschaft allerhand Vieh hineintrabt oder hineinschleicht.“ — —

So der Faun; er würde in seiner Redeseligkeit noch die ganze Versammlung uns vorgeführt — und wie ein blasirter Salonschwätzer Jedem in Eile einen kleinen Unglimpf angehängt haben, wenn wir nicht die metallenen Götter, Menschen und Thiere ihrem ferneren stillen Nachdenken überlassen hätten.

93.

Die Alterthümer aus Pompeji. Küchengeräth. Wage und Gewicht. Meß- und chirurgische Instrumente. Bade-Apparate und Toilettegegenstände. Kandelaber. Trinkgefäße. Weinamphoren.

Das Museum der Gegenstände aus Pompeji besteht aus einer Reihe von Sälen. Da soll man die Schüler herführen. Wäre ihnen gewiß viel lieber, auch viel lehrreicher, als die trockenen Schulbücher über die römischen Alterthümer.

Hier siehst Du einmal alles Küchengeräth, Kessel, Pfannen, Siebe in den schönsten, zierlichsten Formen, Leuchter und Gegenstände aller Art, auch solche, die vollkommene Rebus sind. — Laß thätige und tüchtige Hausfrauen sich darüber berathen, und sieh derweil die schönen zierlichen Wagen mit nur Einer Schüssel an, das sind Schnellwagen, ganz wie wir sie jetzt noch haben. Die Gewichte in Form von Frauen- oder Männerköpfen wie kleine Büsten, die an ihrem Kopf mit dem Haken zusammenhängen, der auf dem Wagbalken in den verschiedenen das Gewicht andeutenden Einschnitten hin- und hergeschoben wird. —

Da gibt es Meßgeräthe, Zirkel verschiedener Art — Apparate, um die wagrechte Lage eines Gegenstandes auszumitteln. — Du findest auch allerhand chirurgische

Instrumente — von denen es einige andeuten, wozu sie gebraucht wurden, und von denen einige entschieden räthselhaft sind, so daß Naturforscherversammlungen sich darüber hermachen sollten; Du findest da so eigenthümliche Zangen — die gar keinen andern Zweck zu haben scheinen, als Dir den Kopf zusammen zu pressen, wenn Du beim Nachsinnen über den einstigen Gebrauch derselben ihn Dir allenfalls zerbrochen hast.

Du siehst ferner zierliche Gladiatorenschwerter und Lanzenschäfte. Schienen, Panzerhemde und Schilde geben Dir über alte Kriegsführung und einstmaliges Stechen, Stoßen, Dareinschlagen und Auspariren genügenden Aufschluß.

Wie das Baden mit großer Sorgfalt und Hautpflege betrieben wurde, beweisen die Oelfläschlein zum Salben und die Schabeisen, um das überflüssige Oel wieder von der Haut wegzubringen.

Rührend für die Frauenwelt ist eine Masse von Toilettegegenständen in den zierlichsten Formen; auch die römischen Damen liebten es schon, kostbare Handspiegel, Tiegel und Striegel, Kämme und Schwämme, Scheren und Stecknadeln, Salben- und Schminkkrüglein, Fingerringe und Ohrringe, Haarnadeln, Halsbänder und Armbänder, und viele andere eben so nothwendige als

überflüssige Schönheits- und Körperpfleggeräthe auf ihren Tischen zum beliebigen Gebrauch herumstehen zu haben.

Auch prachtvolle Krater (Gefäße, um Wasser und Wein zu mischen, aus denen darnach das Getränk mit eigenen Schöpflöffeln in die Trinkbecher gegossen wurde) findest Du; wie auch zierliche Laternen, um jenen Herren damit heimzuleuchten, die sich in die besagten Krater zu tief versenkt haben, oder zu schöpferisch bei denselben umgegangen sind.

Zu leben haben sie verstanden diese Heiden, das unterliegt keinem Zweifel; was für prächtige Weinkannen mit allerhand niedlichen Genien und zierlichen Thiergestalten auf dem Henkel und auf dem Deckel! Bald bildet ein eherner Adler den Hebel, um den Deckel aufzumachen,. bald ist ein rückwärts gebogener Faun der Henkel, bald eine Schlange, oder ein anderes Gethier, je nach der Phantasie des Künstlers.

Nun haben die Römer zwar keinen Kaffee und Thee oder Punsch getrunken — aber auch sie haben die Spielerei und den Zeitvertreib gekannt — gewisse Getränke auf dem Tisch erst zu bereiten, wie z. B. die Calda, ein Gemisch aus Wasser, Wein und Honig. Zu diesem Getränk gebrauchten sie nun sehr zierlich gearbeitete Vasen (Methtiegel) aus Metall. — Prachtvolle aus Erz gegossene und mit Zierwerk versehene

tragbare Herde wurden offenbar nicht in der Küche, sondern im Speisezimmer selbst zur Bereitung besonders delikater Gerichte, oder vielleicht auch zum Warmstellen mancher Speisen und Getränke verwendet.

Auch mit den kunstreichsten Lampen aus Thon und Bronze haben sie ihren Luxus getrieben; bei Reichen sind diese Lampen an Kettchen auf hohen, erzgegossenen Kandelabern aufgehängt worden. Ingleichen gebrauchten sie in ihren Gemächern zierliche Marmortische mit Sphinxfüßen, und eherne kunstreich gearbeitete Sessel. All diese Gegenstände siehst Du hier im reichsten Maß und in der größten Auswahl vor Dir stehen, und hast Du dies alles gesehen, so bedarfst Du nicht mehr der Phantasie, um Dich mitten in das Hauswesen der Römer hinein zu versetzen, sondern nur der Anschauung selbst oder des Gedächtnisses.

Besonders eine fabelhafte Menge von Weinamphoren aus den Kellern Pompeji's ist hier zusammengeschleppt. Es sind dies hohe Thongefäße, schmal, rund, oben ein enger Hals und zwei Henkel zum Tragen, unten ein Spitz, mit dem die Amphora in den Sand gesteckt wurde, um das Rutschen und Umfallen zu verhindern, den obern Theil pflegte man an die Wand zu lehnen.

Da lehnen sie nun alle leer und vertrocknet so

friedlich aneinander, diese Weintiegel, im Museum bourbonicum, wie sie vor fast zweitausend Jahren in den Kellern der untergegangenen Stadt, gefüllt mit dem besten Wein zur Freude ihrer durstigen Hausherren in Reihe und Glied an der Kellerwand aufgestellt waren. Sie geben Zeugniß von dem Umstande, daß es über kein Thema leichter sei zu predigen — als über die Vergänglichkeit des Irdischen, denn obwohl jeder dieser besagten Weintiegel unbeholfen an der Wand lehnt, und leer, hohl und gehaltlos ist durch und durch — so predigt er Dir doch eindringlich genug die Hinfälligkeit und Vergänglichkeit aller Erdenfreude; und das kann dieser heidnische leere Weintiegel vielleicht besser als irgend ein anderes pietistisches Gefäß, welches Tag für Tag von obligater ranziger Salbung überfließt.

„Alles wiederholt sich nur im Leben“ ist eine poetische Uebertreibung, richtiger wäre: „Vieles wiederholt sich nur im Leben.“ Wenn Du in irgend einer deutschen Provinzialstadt einen alten spaßigen Herrn siehst, der auf seiner Tabaksdose mit Silberlettern die Worte geschrieben hat: „Ich habe den Besten,“ oder: „Bei mir muß man schnupfen;“ so ist dieser Spaß schon in anderer Form auf den alten römischen Trinkbechern vorgekommen, auch da liesest Du: „Bibe amice de meo“

(Von meinem, Freund, mußt Du trinken), und andere ähnliche Einladungen.

Wenn Du ferner in österreichischen Weingegenden Weinkeller findest, in welchen die Weinbauern mit guten Jahrgängen besondern Kultus treiben, so wirst Du Fässer gewahr, auf deren eichenen Faßböden, die im Kellergang nach außen stehen, Schnitzwerke und Inschriften, wie allenfalls auch die Jahreszahl angebracht ist. Auch die alten Weinbesitzer in Pompeji haben besonders guten Weingattungen durch geschmückte und beschriebene Amphoren eine eigene Huldigung dargebracht.

Da ich der Meinung bin, dem geneigten Leser sei der Kopf schon genug mit Merkwürdigkeiten aus dem Museum angefüllt, so soll nur noch obenhin erwähnt werden, wie auch Tempelgeräthschaften, Wahrsageraltäre, Opfermesser in Menge sich vorfinden.

94.

Die Säle der Vasen. Die Gemäldegallerie. Bibliothek.

In acht Sälen findest Du noch über 3000 Stück Vasen aus Griechenland und allen Gegenden des gegenwärtigen Königreichs beider Sizilien. Diese Vasen (viele mit den schönsten Basrelief-Darstellungen geziert) sind theils aus Gräbern, theils waren sie ursprünglich

verwendet als Opfergaben an Götter, als Geschenke an Sänger oder an Preisgewinner bei den öffentlichen Spielen u. s. w.

Dann ist noch da ein eigenes Kabinet mit Gemmen und Cameen, Siegeln und Ringsteinen, ein Kabinet, das an 100,000 Münzen enthält.

Ueber die Gemäldegallerie (in demselben Museum bourbonicum) mit ihren riesenhaften vollgestopften Sälen ließen sich sicher viel leichter fünf volle Bände schreiben, als zu garantiren wäre: daß sich fünf Käufer dafür fänden, eines gewissenhaften Durcharbeiters dieser fünf Bände gar nicht zu gedenken.

Wer Gelegenheit hat große Bibliotheken durchzustöbern, oder den Büchermarkt zu kennen, der wird auch die Ueberzeugung gewonnen haben, daß alljährlich eine Menge sehr gelehrter und mühvoller Werke herauskommen, bei denen es den Anschein hat, daß sie rein nur gedruckt worden sind, um gedruckt — nicht aber um gelesen zu werden.

Zu all dem Obigen denke Dir noch eine Bibliothek, die an 200,000 Bände — und an 5000 werthvolle Manuskripte hat, und Du wirst Dich für überzeugt halten, daß, den Vatikan ausgenommen, auf der ganzen Welt kaum mehr in Einem und demselben Haus so große Reichthümer für Kunst und Wissenschaft auf-

gestapelt sein werden, als hier; hier hat der Gelehrte, der Künstler, der Alterthumsforscher, wenn er sich in ein spezielles Fach verbeißen will, ebenso seine genügende Freude — als selbst der Ungebildete, der totale Laie in Wissenschaft, Kunst und Alterthum, eines geheimnißvollen Schauers sich nicht erwehren kann, wenn er durch diese imposanten Räume schreitet.

95.

Ausflug nach Pompeji. Der Weg dahin. Der erste Eindruck. Straßen, Häuser, Verkaufsläden.

Pompeji. — Nachdem nun im Museum bourbonicum dem Leser unter Anderm auch das nicht Niet- und Nagelfeste aus Pompeji zum Theil vorgeführt worden, soll dem Ausflug nach Pompeji eine kleine Schilderung gegönnt sein.

Der Bahnhof nach Nocera ist langweilig. Die Gegend der Ausfahrt öde, aber fruchtbar. Eine Reihe von Gemüsegärten, wie dies in der Umgegend großer Städte gewöhnlich der Fall. Rechts eine Zeitlang das Meeresufer hart an der Bahn, links der aufsteigende Vesuv. Dann kommt Portici, das obere Stockwerk des alten Herkulanum, welches der Stummen von Portici sein besonderes Renommee verdankt, dann Resina. Später die Städte Torre del greco, dann Torre d'An-

nunziata mit ihrem schon ziemlich afrikanischen Gepräge. Dachlose Häuser, die Mauern eigenthümlich sonnengeröthet. In Torre del greco wohnen die Korallensucher. Im März waren über 250 Schiffe von hier aus an die afrikanische Küste gegangen — die meisten kehrten eben jubelnd heim, von den Ihren begrüßt — mit der kostbaren Beute beladen. Die Korallenmassen werden nach Calcutta verhandelt, denn in Indien ist es Mode — die Leichen damit zu schmücken!

Das Inkarnat der Korallen soll Lebensroth auf die todtbleichen Wangen hauchen.

Streckenlang fährt man durch Hohlwege. Hier verwenden die Bauern das Aloegewächs als Zaunhecke, und klafterlang hängen die dicken, fleischreichen, gestachelten Zungen über die Abhänge, an denen man vorüberfährt. Endlich kommt man ungefähr nach einer Stunde in der Station von Pompeji an.

Zwei Herren und eine Dame begaben sich ebenfalls nach Pompeji hin. Ein Herr und seine Frau waren Franzosen — der andere Herr ein Schweizer; derselbe hatte Pompeji schon öfter besucht, und konnte über viele Fragen an Ort und Stelle Aufschluß geben — was er auch sehr freundlich that, so wie es mir natürlich höchst willkommen war.

Man hat nur einige Minuten durch Weingärten

zum Haus eines der dort aufgestellten Cicerone zu gehen. Einem solchen ist für das Herumführen in ganz Pompeji (d. h. in dem bis jetzt ausgegrabenen Drittheil) nur 6 Carlin als Taxe, einige Trinkgelder ausgenommen, zu bezahlen. Das muß im höchsten Grad billig genannt werden, denn es gehen an drei Stunden auf die Herumführung und Explikation. — Wir schlossen uns in eine Gesellschaft zusammen. Der Cicerone führte uns auf eine Anhöhe, öffnete ein hölzernes Gitter, wir gingen noch einige Stufen hinauf — und standen in der ersten Straße von Pompeji, rechts und links Häuserreihen, die Mauern alle im besten Zustand, nur die Bedachungen fehlen, weil diese durch die Schwere der glühenden Asche ihrer Zeit theils verkohlt, theils eingedrückt wurden. Ein eigenthümlicher, höchst verwunderlicher, seltsam ergreifender Anblick!

Alles ist ruhig; ober uns der blaue Himmel; die Straße, mit großen Steinen gepflastert, zeigt noch die Fahrgeleise; hie und da — besonders an Kreuzwegen, ragen drei fest eingepflasterte, oben glatte Trittsteine ungefähr 5 Finger hoch über das Niveau der Straße, sie dienten bei Regengüssen als Brücken, daß die Leute trockenen Fußes durch das strömende Wasser gelangen konnten. An den Kreuzstraßen auch öffentliche Brunnen — jetzt natürlich vertrocknet.

Das Erste, was Einem auffällt — sind die Oelhändlerbuden, die Weinhäuser und die Garküchen. Die Schenken haben beim Eingang zwei oder drei eingemauerte, ungefähr einen Eimer haltende Thontöpfe; diese Töpfe sind nebeneinander in einer Art Verkaufstisch; in der Höhe liegt über alle ein breiter Stein mit runden Oeffnungen (ungefähr einen Schuh im Durchmesser), rings um den Rand die sogenannte Charniere, noch ganz deutlich, in welche der Steindeckel hineinpaßte — in diesen Gefäßen befanden sich die verschiedenen Weingattungen zum Verkauf; mit Schöpfgefäßen wurde der Wein herausgeholt. Was muß das im Sommer für ein abgestandenes, warmes, fades Getränk gewesen sein! Die kleinen Gastzimmer weisen an den Wänden noch Bilder von fröhlichen taumelnden Zechern. Bei den Garküchen ist der Herd ganz vorne beim Eingang, wie es noch heut zu Tage selbst in vornehmen Speisehäusern Italiens gefunden wird. Eine Reihe von Häusern mit Kaufläden.

Es muß in dieser Gasse der Handel besonders geblüht haben. Lebten ja in der Stadt an 30,000 Einwohner, und war sie der Handelsmittelpunkt zwischen Nuceria, Stabiae und Herculanum.

Das Innere dieser Häuser durchaus nicht prachtvoll, ganz einfach — die Wohnzimmer auffallend klein, so

daß nicht zu begreifen, wie man sich (vorausgesetzt, daß einige Einrichtungsstücke darin standen) umdrehen konnte.

An den ausgegrabenen Stellen sieht man, daß die Verschüttung mit der eigenthümlichen, jetzt schwarz aussehenden, mit bimsartigen Steinen vermengten Asche — vom Boden aus drei Klafter und darüber betragen hat. Ober der Asche liegt eine Schichte fruchtbarer Erde, auf der Gras wächst, mitunter auch Sträucher und kleine Bäume sich einwurzelten.

96.

Das große Forum. Die Basilika. Die öffentlichen Maße. Der Winzer, welcher Pompeji entdeckte. Die Wasserleitung aus dem Sarno vor 300 Jahren durch Pompeji geleitet. Claudius Villa. Der Tod des Söhnleins vom Kaiser Claudius. Erinnerung an Klosterneuburg und den Tod des Söhnleins Leopold des Glorreichen.

Der erste wahrhaft imposante Anblick ist das große Forum (forum civile), erst ausgegraben 1822. Ringsum die Ruinen einer Unzahl von kannelirten Marmorsäulen, die meisten röthlich-gelb, viele weiß. Gegen Süden hin die Säulen in doppelten Reihen. Hinter diesen, geräumige Säle — es dürften die Curien oder Gerichtshöfe gewesen sein. Auf der westlichen Seite die Basilika, der oberste Gerichtshof, mit Säulenhallen und

Steinsockeln — hier noch die Kerker sichtbar, in denselben wurden bei der Ausgrabung Skelette gefunden; eben so fand man ein Gemach mit einer Reihe öffentlicher Maßen für kornartige, rollende Früchte und für Flüssigkeiten, die Gefäße aus Stein, unten für die trockenen Waaren ein Schieber, der nach dem Abmessen aufgemacht wurde, daß der Inhalt in ein Gefäß des Käufers reisen konnte; bei den Maßen für Flüssiges mag unten ein Hahn gewesen sein.

Wir stiegen über die Steintreppe am nördlichen Theil des Forums. Sechs Säulen stehen oben, hinter diesen eine Steinwand mit drei Thüren. Von unten sieht es wie eine Bühne aus. Hier wurden wahrscheinlich öffentliche Akte vorgenommen, Prozesse geführt, Urtheile ausgesprochen u. dgl.

Ein wahrhaft imposanter, zauberischer Anblick. Meint man doch hier auf einmal um ein paar tausend Jahre zurückgeschoben zu sein.

Man fühlt sich ordentlich jenem Weinbauer zum Dank verpflichtet — der im Gegensatz zum alten Columbus, der eine neue Welt entdeckt hat — ein neuer Columbus war, der eine alte Welt entdeckte. Dieser Bauer stieß bekanntlich im Jahre 1748 bei Bearbeitung seines Grundes auf altes Gemäuer, fand hier werthvolle Gegenstände — der Rumor hievon verbrei-

tete sich bald, und Karl Bourbon (später Karl III. von Spanien) ließ nun die Ausgrabungen beginnen. Herkulanum wurde schon 1736 entdeckt.

Es gibt in der Welt eine Menge räthselhafter Erscheinungen. Wer sollte es glauben, daß im Jahre 1592 der Baumeister Domeniko Fontana, beauftragt einen Aquädukt aus dem Sarno nach Torre dell' Annunziata herzustellen — diesen Aquädukt mitten durch Pompeji hindurchführte — ja, auch mitten durch das Forum; daß er es unbeachtet ließ, als er öfter hiebei auf alte Mauern und Inschriften kam, und — nichts weiter entdeckte.

Zum Entdecken gehört Glück und Genie. Wer kein Glück hat, findet keine Spur; und wer kein Talent hat, der kann sich aus der Spur nichts herauskombiniren, und weiß sie nicht zu verfolgen.

Fontana hatte das Glück Spuren zu finden, aber es mangelte ihm der Verstand sie zu verfolgen — und Pompeji schlummerte noch fort drei Jahrhunderte unter dem schwarzen Gewebe der Schwefelasche — welches der Vesuv wie ein mächtiges Sargtuch über die hinsterbende Stadt geworfen.

Während die übrige Gesellschaft in finstern unterirdischen Kerkern und allerhand andern leeren Räumen, in denen nichts zu sehen ist, herumkletterte, saugte ich

mir die Architektur des ganzen Forums ein, und belebte mir die Stadt mit historischen Bildern.

Wie Cicero ein Tuskulum besaß — so hatte er auch ein Pompejanum, d. h. eine Villa in Pompeji. Der Geschmack war nicht übel — mitten im glücklichen Campanien, in einer Gegend, die wunderbare Schönheit und fabelhafte Fruchtbarkeit vereinigt. Es wird in der Vorstadt Augustus felix ein Haus für das des großen Redners ausgegeben; da aber kein rechter Grund zu dieser Kombination vorhanden ist, so müßte hier Cicero schon selbst die Güte haben, und eine neue Rede pro domu (für sein Haus) halten — dem Cicerone schenkt man keinen Glauben.

Gefallen muß es hier dem großen Lackirmeister von Gedanken und Worten nicht wenig haben, da er selbst in einem Schreiben an Attikus aussprach: „Tusculum et Pompejanum valde me delectant.“

Auch Kaiser Claudius besaß hier in Pompeji eine eigene Villa, die bei ihm aber sicher in dem übelsten Angedenken gewesen sein mag, seit hier im Garten sein Söhnlein Drusus eine kleine Birne in die Höhe warf — diese spielend mit dem Munde auffing, und daran erstickte.

Mit diesen Heiden kann man bei Familienunglücksfällen deswegen kein rechtes Mitleid haben — weil

man auch die Mitfreude mit ihrem luxuriösen, wollüstigen Leben abweisen muß. Wo die Ehe keine Heiligkeit hat, da kann auch die Liebe zu den Kindern nicht so innig und intensiv gewesen sein.

Wie anders war ich gerührt, als ich im ältesten Gärtlein beim ältesten Hof des Stiftes in Klosterneuburg (bei Wien) mich an einen ähnlichen Fall erinnerte, der Leopold des Glorreichen (aus dem Babenberger Hause) Söhnlein betroffen. Der alte Chronist Sundheim erzählt diese Geschichte in der rührendsten mittelalterlichen Weise auf den Tabulis Claustroneoburgensibus wie folgt: „Leopold das kind, ain schöner wolgestalter junger knab bei 9 Jaren, hern leopolds des Ernreichen Herzogen zu Oesterreich und Steier erstgeboren Sun — ging gen Schul zu Closterneuburg. Und auf ain zeit ward der benannt leopold von sein Schul-Maister geweiset in ain Baumgarten daselbs zu Neuburg, und aus Unfleiß des Schul Maister stayg der bemelt knab auf ein Spenlingbaum, und viel sich ab demselben baum zu Tod — den sein Vater vast (sehr) claget von seiner tugent wegen, und ward von Herzog leopolden seinen vater gar ersamblich bestattet zu der Erden in dem closter zu Closterneuburg."

Diese Geschichte kam mir hier auf dem Forum zu Pompeji ins Gedächtniß — ich dachte an das ge-

müthliche Stift zu Klosterneuburg, mit seinen mittelalterlichen Bauwerken, und Schauer des Heimwehs ergriffen mich. Der Gedanke lag nahe: „Es ist hier in Pompeji sehr schön, man sieht da in der alten Welt für sich eine neue; zudem ist die Gegend ein Stücklein vom verlornen Paradies, aber hier bleiben möcht' ich doch um keinen Preis, da ist es mir in Oesterreich doch lieber trotz der sechs Wintermonate.

97.

Das Forum triangulare. Der Spaziergangstreit in Pompeji. Der griechische Tempel. Aussicht von demselben über das glückliche Campanien.

Ein anderer, noch merkwürdigerer Platz ist das Forum triangulare. Man kommt in dasselbe durch 8 jonische, sehr wohl erhaltene Säulen. Hundert dorische Säulen bilden drinnen einen Gang, der nur gegen den Abhang hin unterbrochen ist; dieser war zum Spazierengehen für die vornehmen Bürger bestimmt, wahrscheinlich auf die Art, wie jetzt die Prokuratien in Venedig als Spazierhallen dienen. Cicero in seiner Rede für Sulla erwähnt eines damalig flagrirenden Krähwinklerstreites zu Pompeji; die Bürger wollten den Ansiedlern den Mitgenuß dieser städtischen Promenade nicht vergönnen; der Hader wurde am Ende so heftig,

daß man die Entscheidung in die Hände des römischen Senats verlegte. Wo ist Euer Staub, Ihr hochmüthigen Spießbürger von Pompeji? Seit 2000 Jahren habt Ihr bereits auspromenirt — und kein Mensch wüßte mehr etwas von der ganzen Geschichte, und nur dem Cicero habt Ihr's zu verdanken, daß er Euch durch die Erwähnung derselben wenigstens unsterblich lächerlich gemacht hat.

In der Mitte des Forum triangulare, auf dem höchsten Punkte Pompeji's, sind die Ruinen eines in griechischer Bauform aufgeführten Tempels. Was für einer Gottheit er bestimmt war, ist nicht zu erweisen. Alterthumskenner meinen, derselbe sei schon vor der Verschüttung wahrscheinlich durch ein Erdbeben zur Ruine geworden. Armer Gott, nachdem Du 2000 Jahre unbeirrt gewesen, ist Dein Name ein Gegenstand der Sehnsucht einiger Alterthumsforscher geworden — doch Du gibst Dich ihnen nicht zu erkennen.

Auf mehreren Stufen, jede mindestens zwei Fuß hoch, stehen Säulenstümpfe, und liegen Quadersteine. Der Tempel hat gar nichts Auffallendes, nichts Interessantes, aber was bietet er für eine Aussicht!

Wenn man dieses Rundgemälde vor sich aufgerollt hat, kann man es leicht begreifen, warum die

Alten dieses Land das glückliche Campanien (Campania felix) genannt haben.

In einem duftigen Kranz von Bergen liegt eine Ebene da, ein Garten, ein Stück Paradies; nach einer Seite hin das Meer mit seinen glitzernden, spielenden Wellen und mit seiner kühlenden Luft, rechts der dunkle Vesuv, aus dessen Schlott ohne Unterlaß die grauen Wolken dampfen, vor Dir die Ebene mit allen Schattirungen der grünen Farbe, Matten, Felder, Weingärten, Städte, Weiler, Häuser, Maulbeerbäume, Cypressen, ganze Vergesellschaftungen von hohen Pinien, zunächst rechts Neapel mit dem stundenlang durch Dörfer und Villen eingesäumten Ufern des Golfs — links die hohen Erdwellen des Hirpinergebirges, vor diesem wie eine versteinerte, vom Sturm hinaufgetriebene Woge das Cap Minerva, weiter gegen rechts die Insel Capri!

Doch, was hilft hier das Beschreiben, das sollte man malen, und was nützt am Ende das malen, da soll man lieber gleich Einen herführen; diesen blauen luftigen Schleier im Hintergrund, dieses Sonnenspiel über die grünen wogenartigen Hügel, und das blaue Meer mit seinen silbernen Wellenspitzen, und das feenhafte Pompeji mit seinen Tempeln und Theatern, mit seinem vielfärbigen Gemäuer und seiner ungestörten Friedhofsstille, mit seinen vertrockneten Brunnen und versieg-

ten Wasserleitungen — das Alles trotzt der Kunst — und erlaubt nur einen Grad der Annäherung, und da heißt es: Bis hieher und nicht weiter!

98.

Das Pantheon und seine Malereien. Der Jupitertempel und die Stadtkasse. Der Venustempel. Die herrlichen Mosaiken der Fußböden.

Doch fort von diesem griechischen Tempel: er ist nur merkwürdig wegen seiner herrlichen Aussicht. Wie viel imposanter sind die andern!

Das Pantheon mit seinen weitläufigen Mauern ringsum, in denen eine Menge kleiner Zellen sich befinden, wurde erst 1821 aufgefunden. In der Mitte einen Kreis bildend, 12 Piedestale — die darauf gehörigen Göttergestalten fehlen. Hier fielen mir sogleich die 12 Nischen im Pantheon zu Rom ein, in denen die Bilder der 12 gerühmtesten Götter standen, und jetzt die Altäre. Wahrscheinlich dürfte diese Zwölfzahl der großen Götter hier sich wiederholt haben, obschon Einige meinen, diese 12 Piedestale seien nichts Anderes gewesen, als Sockel zu zwölf Säulen, die ein Dach getragen, und der Tempel sei für den Kultus irgend eines andern Gottes errichtet gewesen; eine Behauptung, die auch Einiges für sich hat.

In das Pantheon kommt man vom Forum hinein. Im Hintergrunde des Baues fanden sich drei größere Gemächer, auf einigen Stufen in zwei Nischen standen Drusus und Livia, die Gemahlin Augustus; sie sind in Neapel. Die Wände des weitläufigen Gebäudes ringsum sind mit einer Menge von mythologischen Bildern versehen, die meisten noch gut erhalten. Auch das sogenannte Stillleben unserer modernen Kunstausstellungen (oder Kunsteinstellungen) findet sich besonders vertreten. Gerupfte Indiane, Truthühner und Rebhühner, Enten und Gänse, Jahrtausendlang lachende Früchte in Thongefäßen und Eier in Glasschalen, nebst andern eßbaren Gegenständen, vertreten die wahre Kunsthöhe, man sollte aber das lieber Küchenmalerei oder farbige Kochkunst — als Stillleben nennen.

Von wegen dieser vorwaltenden Darstellung speishafter Gegenstände sind auch schon scharfsinnige Forscher auf den Einfall gekommen: dieser Tempelbau möge ein nobles, unter Götterschutz gestanden habendes Einkehrwirthshaus für ausgezeichnete Reisende gewesen sein. Ich habe hierin gar keine Entscheidung, nur das weiß ich gewiß: Wenn in Pompeji jetzt ein gratis hospitium für ausgezeichnete Kunstforscher und Geschichts-Vermuthiger angelegt würde, so möchte dieses ganz außerordentlichen Zuspruch, besonders von phantasiereichen Deut-

schen finden, und wäre dieses Kunstwirthshaus auch unter die Schütze von was immer für Göttern gestellt, das wäre den Leuten so ziemlich alles Eins, denn der Deutsche ist bereit, Einer guten Verköstigung unterschiedliche Ueberzeugungen zum Opfer zu bringen.

Gleich beim Forum steht der Jupitertempel. Man weiß es zwar nicht gewiß, ob gerade hier Jupiter aufgestellt war — es sprechen aber manche Gründe dafür. Im Hintergrunde sind drei Kammern — einige Forscher vermuthen — die Eine von ihnen habe insofern zu öffentlichen Zwecken gedient, als in derselben die Stadtkasse aufbewahrt wurde — um sie hier, unter den Schutz der Götter gestellt, um so mehr vor Einbruch und Diebstahl zu sichern.

Da ist's bei uns im christlichen Deutschland umgekehrt gewesen; bei uns waren die Schmutzgötter stärker als die Schutzgötter. Wenn da, besonders im vorigen Jahrhundert, eine Stadtgemeinde sich hätte versichern wollen, daß ihre Kasse gewiß gestohlen wird, so wäre die Hinterlegung derselben in der Schatzkammer irgend einer Kirche das sicherste Mittel hiezu gewesen.

Vor dieser Tempelthüre ist wieder ein herrliches Bild aufgerollt. Links der griechische Tempel, neben demselben das Theater, in einiger Entfernung das gewaltige Amphitheater, im Hintergrund die Gegend von

Stabiä (jetzt das überaus liebliche Castellamare), umsäumt vom silbernen Wellengürtel der blauen Meeresflut. Vor sich hat man das Forum mit seinen kolossalen Ruinen, und drüber hinaus das bunte Gewirre der aufragenden Häusermauern.

Auch der Venustempel stoßt an das Forum an. Ob er der Venus, ob dem Bacchus geweiht war, ist nicht ganz gewiß; daß auf denselben aber am meisten Pracht verwendet worden, stellt sich beim ersten Anblick schon deutlich heraus.

Ein herrlicher Säulenportikus umgibt den Tempelhof. An 15 hohe Stufen führen zur Cella, zum eigentlichen Tempel empor. Vor der Treppe steht im Freien der Opferaltar.

Die Vorhalle allein ist auf 10 Säulen gestanden. Die Tempelwände haben noch Gemälde aufzuweisen. Ein Stück Mosaik im Fußboden ist von einer so eigenthümlichen Schönheit, daß irgend ein reicher Mann den Boden eines Saales ganz darnach anfertigen lassen sollte. Alle Göttermalerei der Zopfzeit in Frankreich und Deutschland ist nicht im Stande gewesen, einen einzigen so geschmackvollen Fußboden, und zwar mit so einfachen Mitteln der Ornamentik, zu Stande zu bringen.

In dem Peribolos der mächtigen Säulenhalle rings

um den Tempelhof stehen noch Statuen, und sind sehr wohlerhaltene Malereien bemerkbar. —

99.

Die Architektur des heidnischen Tempels in seiner prinzipiellen Verschiedenheit von der christlichen Kirche. Der Tempel der Fortuna. Der Isistempel. Die Flucht seiner Priester beim Aschenregen. Der Quirinustempel.

Wie das Heidenthum den Einen wahren Gott in Tausende von falschen Göttern zersplitterte, und Gottes Herrlichkeit auf die rings um uns ausgestreuten sichtbaren Kreaturen zu übertragen versucht hat — so findet sich die selbige Zerstreuung nach außen auch in den heidnischen Bauwerken vor. Die größte Zier, die imposante architektonische Pracht ist immer in der Peripherie des Tempelhofes — während das Centrum, der eigentliche Tempel, gewöhnlich klein, einfach und vergleichsweise mit dem mächtigen Außenbau vernachläßigt ist. Der eigentliche Tempel wurde nur von den Priestern betreten, der Kultus des Volkes fand unter freiem Himmel statt.

In der Kirche umgeben die geheiligten Mauern die ganze Gemeinde, und die Bogen wölben sich über alles Volk, und wie die Augen Aller auf das sichtbare Heiligthum — so wenden sich alle Geister und alle Herzen zum unsichtbaren Gott hin; hier hat die wahre

Gottesverehrung ihren Mittelpunkt; und je mehr die Radien des wahren Gottestempels im Heiligthum am Opferaltar und im Altarssakrament zusammenlaufen, um so größer wird auch die Kunst und die Zierde und der Reichthum im edlen Metall und in kostbarem Gestein, und die Künste alle reihen sich um dieses Centrum, empfangen von hier aus das wahre Licht, und bringen dorthin wiederum ihre Opfergaben dar.

Ziemlich ähnlich dem früher skizzirten Jupitertempel ist jener der Fortuna. Er wurde entdeckt 1823, und aus einer auf dem Architrav aufgefundenen Inschrift geht hervor, daß er errichtet wurde von einem M. Tullius, der richterlicher Zweimann, Augur, vom Volk erwählter Militärtribun war, und diesen Tempel mit seinem Gelde von Grund aus (solo et peq. sua) der Fortuna Augusta erbaut hat.

Man sieht, wie die Leute auch schon vor zweitausend Jahren mit einem gewissen Wohlbehagen einen langen Schlepp von verschiedenen glänzenden Titeln hinter ihren Namen nachgezogen haben.

Wenn man so in diesen Tempelräumen herumsteigt, so nistet sich in uns eine unsägliche Traurigkeit ein! In was für Irrthum und Thorheit kann der Mensch versinken; wie gnädig wird der barmherzige Gott mit diesen Heiden sein, die es am Ende nicht besser ver-

standen haben! — Ob nun bei diesen Tempelbauten immer das reine Götterinteresse allein die bewegende Ursache war, oder ob mitunter auch irdische Rücksichten mitgewirkt haben. — wer kann das wissen? Im besonders melancholischen Isistempel wurde eine Inschrift aufgefunden, welche besagt: N. Popidius, des N. Sohn, habe den durch ein Erdbeben eingestürzten Isistempel auf eigene Kosten von Grund aus hergestellt; für seine Freigebigkeit ist er zur Belohnung, als er 60 Jahre alt war, kostenfrei (wahrscheinlich unser taxfrei) von den Decurionen ihrem Kollegium einverleibt worden.

Dieser Isistempel ist noch besonders gut erhalten. Hier fand man in den Nebengebäuden des Tempels beim Ausgraben ein Gerippe mit Hühnerknochen in der Hand, es soll ein Isispriester gewesen sein. Ein zweiter hatte schon — als er die Thüre versperrt gefunden — zwei Mauern mit einer Eisenaxt durchhauen — als er eben daran war, an der dritten dasselbe zu beginnen, sank er erschöpft und sterbend zu Boden. Ein Dritter wollte über das — in der Nähe des Tempels und des großen Theaters liegende Forum triangulare flüchten; hier ereilte ihn der Tod; man hielt ihn auch für einen Isispriester, weil in seinen Knochenhänden sich Gegenstände fanden, die auf den Isiskultus hinwiesen.

Ganz unbedeutend und klein ist der Quirinustem-

pel, doch hat er den schönsten Altar mit ausgezeichneten Basreliefs — auf der Vorderseite stehen Herren und Damen und ein Kind mit einer Amphora um den Opferherd, ein halbnackter Mann bringt einen Stier herbei, und trägt in seiner Linken auf langem Stecken einen Hammer. —

100.

Die Curia isiaca und wozu sie gedient haben mag. Die öffentlichen Bäder. Das Apodyterium. Die Frauenbäder. Das große Theater. Schauplatz und Bühne. Gedanken eines alten Tragikers, wenn er jetzt leben würde. Ein Billet zu einer Plautinischen Komödie. Das kleinere Theater (Odeon). Das Amphitheater. Die Gladiatorenkaserne.

Ein sehr räthselhaftes Gebäude bleibt die sogenannte Curia isiaca. Der Cicerone nannte es eine höhere Schule, eine Art Akademie. Es ist nicht groß — wie ein mittelmäßiger Saal, ringsum auf drei Seiten Kolonnaden, die vierte Seite eine einfache Wand. Gegen die Wand zu steht ein Stein, gerade wie ein Schulkatheder, hinter diesem Stein führt eine Stiege mit ungefähr acht Stufen auf den Stein hinauf. Die Stufen sind ausgetreten, so daß auf eine häufige Auf- und Absteigung daraus geschlossen werden kann. Vor dem Kathederstein ist ein kleiner viereckiger Stein postirt. So

sieht diese sogenannte Curia aus. Wozu das Gebäude gedient hat? Die Gelehrten streiten wüthend, und bringen darüber eine unsinnige Vermuthung nach der andern hervor. Ich war für mein Theil sehr zufrieden, als uns der Cicerone es als eine Schule bezeichnete; es ist die einfachste Erklärung, und ich wüßte nichts Stichhältigeres entgegen zu setzen.

Was die ausgetretenen Stufen anbelangt, so dürfte es vielleicht gar eine Schule für Redner gewesen sein, die hier nacheinander in praktischen Versuchen sich abgemüht haben.

Einen ganz eigenthümlichen Eindruck machen die öffentlichen Bäder, sie sind so gut erhalten, als ob sie vor Kurzem noch in Gebrauch gewesen wären — hier scheint nur das Wasser allein zu fehlen. Da ist ein Saal mit dem kalten, ein Saal mit dem warmen und Schwitzbade, da siehst Du ein großartiges Apodyterium zum Aus- und Ankleiden, da ist die prachtvolle mit Mosaiken und Gemälden geschmückte Halle, in der sich die Warmbadenden auskleideten und von Sklaven in der üppigsten Hautpflege durch Salbung und darnach erfolgter Abschabung mit den eigens hiezu angefertigten Instrumenten aus Eisen ganz gehörig nach damaligem Gebrauch bearbeiten ließen.

Da ist das Caldarium (das warme Bad), unten

mit Wärmeleitern, wie wir solche in unsern Pflanzenhäusern angebracht finden. Das Licht fällt von oben durch Oeffnungen in der Kuppel und im daranstoßenden Tonnengewölbe herein. Viel einfacher und ohne Malereien sind die Frauenbäder eingerichtet. Diese öffentlichen Bäder dienten der Mittelklasse — die Reichen hielten viel darauf, eigene luxuriös eingerichtete Bäder in ihren Häusern zu haben.

Einen besonders lebendigen Gedankenschwall regt das große Theater an. Da ist noch Alles zu sehen, der große Halbkreis des Zuschauerraumes, die terrassenartig hinauffsteigenden Gallerien, die steinernen Stiegen, das Parterre, insonderlich aber die aus Steinen gebaute Bühne, die verhältnißmäßig zu den modernen Theatern sehr breit ist, aber dafür kaum 5 bis 7 Schritte in die Tiefe hat. Noch sieht man weit über die Hälfte hinauf im Hintergrund die Thüren mit ihren Stufen, über welche die Schauspieler auf die Bühne hereinkamen, und über welche sie die Szene verließen. Wo seid Ihr — Ihr Tausende von Pompejanern, die Ihr Euch hier ergötzt habt an tragischem, komischem und durchschnittlich langweiligem Musenwerk! Könnte man Einen von den ersten Tragikern Pompeji's jetzt erwecken ins irdische Leben — ihn hieherführen und ihm sagen: „Sieh', hier hast Du vor 18 Jahrhunderten gespielt,

hier hast Du Dich abgeängstigt um den Beifall eines Volkes, das man Publikum nennt; hier hast Du in Angst Dein Gedächtniß angestrengt, hier hast Du Deine Nerven angespannt, um den echten tragischen Effekt heraufzubeschwören, um zu rühren oder zu erschüttern, um zum Haß zu bewegen oder zur Liebe, oder zum Mitleid, wie es der Dichter Dir gerade in den Mund gelegt hat; und wie ist Dir jetzt zu Muth? Wo sind die Tyrannen, von deren Beifall Dein Leben, Deine Existenz abgehangen, die Du nicht beleidigen durftest, in deren verdorbenen Geschmack Du hündisch und schmeichlerisch eingehen mußtest — auch gegen Deine Kunstanschauung und gegen Deinen Willen — — —" was würde er antworten, der Tragiker? — Verstummen wäre sein Antheil, und höchstens könnt' er es zum salomonischen Ausruf bringen:

„O Eitelkeit der Eitelkeiten, und Alles ist Eitelkeit!"

Auch hier hat man von der Höhe der Zuschauerplätze wieder die Berge jenseits des Golfes im Hintergrund. Ein riesiges Zeltdach über den Zuschauern auf mächtigen hohen Masten gespannt, mußte die sengenden Sonnenstrahlen abwehren. Es wurde dieses Dach Velarium genannt. Bei der Ausgrabung des Herkulanerthores fand man eine Mauerankündigung, welche zwei Gladiatorenkämpfe des Rufus, und eine Jagd im Am-

phitheater mit dem gespannten Velarium ankündigte. — Die Abwendung der heißen Sonnenstrahlen sollte die Leute ins Amphitheater locken. — In Deutschland wird im Winter auf ähnliche Weise angekündigt: „Das Theater wird geheizt." — Diese beiden Gladiatoren haben sich den Kampf, und die Pompejaner das Zuschauen erspart. Gegen die Vesuvsasche konnte das Velarium keinen Schutz gewähren.

Diese Ankündigungen wurden gewöhnlich mit rother oder schwarzer Farbe an die Mauern der besuchtesten Stadttheile geschrieben.

Eine der frühern ähnliche fand sich in der Straße gegen die Basilika auf der äußern Wand der Halle Eumachia, sie lautet buchstäblich:

A. SUETII CERII
AEDILIS FAMILIA GLADIATORIA PUGNABIT
POMPEIS PR . K . JUNIAS VENATIO ET VELA ERUNT

Deutsch: „Die Fechterfamilie des Aedilen Aulus Suetius Cerius wird den letzten Tag im Monat Mai Kampf und Thierhetze geben, wobei die Segeltücher aufgespannt werden."

Also auch schon zu jener Zeit das Ankündigungswesen in voller Blüte!

Es waren nämlich die Aedilen jene Magistratspersonen, welche die Fechterspiele gaben. Eine Anzahl Fech-

ter, die unter einem Meister stand, und von einem Aedilen besoldet wurde, nannte man die Fechterfamilie dieses Aedilen, wie in obiger Inschrift: die Fechterfamilie des Aedilen A. Suetius.

Das kleine Theater (Odeon), gleich in der Nähe des großen, ist ebenfalls aus Stein gebaut — hat aber zu beiden Seiten Schlußmauern, auf denen eine hölzerne Bedachung geruht hat — es war ein theatrum tectum (ein zugedecktes Schauspielhaus).

Zu diesem Theater sind sogar Eintrittskarten gefunden worden. Auf einer steht geschrieben: Cav. II. Cun. III. Grad. VIII. Casinai Plaut.. (Zweiter Platz, dritte Sitzreihe, achte Stufe. Zur Casina von Plautus.) Als der Pompejaner dieses Billet sich löste, dachte er wohl nicht daran, wie die angehoffte unterhaltliche Komödie durch das furchtbarste Trauerspiel unterbrochen werden sollte.

Wahrscheinlich ist die Aufführung der Casina für den Tag des Unterganges bestimmt gewesen.

Ich habe die langweilige Komödie durchgelesen, und darin nur eine hier anwendbare Stelle gefunden. Ob der Schauspieler, der den Olympio gab, beim heißen Aschenfalle nicht auf die prophetischen Verse seiner Rolle dachte:

„Beim Pollux, wirf mich in den Feuerofen,
Und röst mich drinnen einem Zwiback gleich.“
(Una edepol opera, in furnum calidum condito
Atque ibi torreto me pro pane ruvido.“

Casina Act. II., Sc. V.

Sollte man durch diese beiden Theater verleitet worden sein zu meinen, daß mit dem Geschmack an der tragischen Kunst auch eine gewisse Humanität in dem Gemäuer von Pompeji gewaltet — so wird man bald durch das großmächtige Amphitheater, welches auch nach außen durch seine kolossalen Bogenreihen imponirt — eines Bessern belehrt. Wie viele Hunderte von Gladiatoren mögen in diesem noch sehr wohlerhaltenen, künstlich aus großen Steinen aufgeführten Kessel ihr Blut vergossen und ihr Leben verloren haben, um den — doch gewiß klassisch gebildeten Zuschauern einige Abendstunden zu vertreiben! Nicht nur Verbrecher, auch arme Sklaven und unglückliche Gefangene mußten sich zum Vergnügen dieser blutgierigen, selbstsüchtigen Heiden öffentlich gegenseitig todtschlagen und erstechen.

Wird doch in Pompeji eine ganze Gladiatorenkaserne gezeigt, wie ein Stall, in welcher die armen Menschen wie Opferthiere aufgefüttert wurden, um sich diesen lechzenden Hyänen zeitweilig als Abkühlung ihrer Blutlust im Amphitheater vorwerfen zu lassen, und den Augen, welche eher den funkelnden Augen von Tiger-

katzen als von Menschen glichen, ein süßes Labsal zu gewähren.

Daß hier auch mit Stieren, Löwen, Bären, Ebern gekämpft werden mußte, ersieht man aus mehreren Basreliefs, die auf der Gräberstraße gefunden wurden.

Dieses Amphitheater war für 20,000 Zuschauer gebaut. Geringe Eintrittspreise erlaubten es auch den Armen zu erscheinen. 100 Eingänge machten es möglich, daß 20,000 Zuschauer in drei Minuten hinausgehen konnten.

101.

Die Wohnhäuser. Die engen Gemächer. Der Luxus. Die Gemälde. Das Aussehen der Häuser. Die Empfangzimmer. Gärten. Wohnzimmer. Bassins.

In das größte Erstaunen wird man versetzt durch die Hunderte von ausgegrabenen Wohnhäusern. Ohne auf eine archäologische Abhandlung einzugehen, sollen nur einige Hauptpunkte bemerkt werden, die Jedem beim Anblick dieser Häuser, besonders jener, welche reichen, vornehmen Leuten gehörten — sich bemerkbar machen.

Wie luxuriös haben diese reichen Heiden zu leben gewußt — und mit was für kleinwinzigen eigentlichen Wohngemächern waren sie zufrieden! Die größeren Häuser haben sehr viele Zimmer, sie sind aber zumeist nicht

über sechs Schritte lang, nicht über drei breit. Die Leute brachten nämlich die meiste Zeit in den offenen Räumen des Hauses — oder gar nicht zu Hause zu. Daher die großen öffentlichen Plätze und Versammlungsorte. Gemüthliches Familienleben war den Heiden ungeahnt und unbekannt.

Mit was für einer Pracht an Marmorsäulen, an Gemälden sind jene größern Gemächer geziert, in denen die Besuchenden empfangen wurden, und in welchen der Hausherr ein selbstlobendes Bekenntniß seines Reichthums niederlegen wollte!

Es wird der Uebersicht wegen nicht unwillkommen sein, den Schilderungen nach der Anschauung — die bekannte Einrichtung größerer römischer Wohnhäuser in Kürze vorauszusenden.

1. Das Prothyrum, ein mit Schranken eingefriedeter Platz vor der Hausthüre (viele schreiben Protyrum, das bedeutet aber einen Wein von der Insel Lesbos).

2. Das Vestibulum oder Atrium, ein offener Raum, in der Mitte ein großes Steinbecken zur Aufnahme des von den Dächern herabschießenden Regenwassers; bisweilen machte man die Dachflächen auch nach Außen zugekehrt, und sammelte das Wasser nicht in diesem Raume, dann nannte man ihn Atrium displu-

viatum, d. h. ein Atrium, wo das Regenwasser nach Außen und nicht in's Impluvium hinein — ablief.

3. Hinter dem Atrium das Tablinum; das Hausarchiv in dem Geschäfte abgemacht — und daher auch die hiezu nöthigen Schriftstücke aufbewahrt wurden.

4. Auf der einen Seite des Tablinums das Lararium, mit gemalten Hausgöttern, einem kleinen Opfertisch und einer Lampe. Dann von hier aus Gänge zu kleinern Zimmern.

5. Das Peristylum, das Hauptgemach des hinteren Haustheiles, ein Raum rings mit gedeckten Säulengängen, in der Mitte oder an einer Wand ein Springbrunnen mit Goldfischen, Pflanzen, Blumen, so daß es einem Garten gleich sah.—

6. An den Seiten oder hinter dem Peristyl die Exedra, eine Art Saal zum Empfang von Fremden; das Triclinium, der Speisesaal; der Oecus, ein Zimmer, in dem die Frauen sich aufhielten; das Sacrarium, ein sehr kleiner Raum, eine Art Tempel für Hausgötter mit dreifüßigen Opfertischen und Schalen für Rauchwerk; die Bade-, Schlaf- und Putzzimmer und anderwärtige Gemächer.

In Pompeji ist besonders merkwürdig und auffallend, daß sämmtliche kleine Gemächer, die rings um die großen hofartigen angebracht waren, das Licht durch die Thüren

von diesen Höfen herein bekommen; somit waren auch alle diese Gemächer wohl der Luft zugänglich, aber von der Zugluft abgeschlossen.

Hier in Pompeji begrüßt im Vestibulum in der Hausflur, dem eigentlichen Vorzimmer des ganzen Hauses, den willkommenen Gast und Besucher bisweilen das Wort Salve (Sei gegrüßt) in zierlichen Mosaikletteren. In der Nähe, wo hier des Hundes Behausung stand — an die er angekettet war, der warnende Spruch in Mosaik: Cave canem! (Hüte Dich vorm Hund). Ach, könnte man sich immer vor allen Hunden hüten!

Jetzt freilich ist Alles schauerlich still, — nur die eigenen Schritte hallen wider, das lebendige Wort des Grußes ist mit dem Gebell des Hundes zugleich verschollen.

Dann kommt man ins Atrium, ein offener Raum rings mit zierlichen Säulengängen, von diesem aus Thüren in die verschiedenen Gemächer, mitunter an den Wänden Gemälde. Hinter dem Atrium ein noch größerer Hofraum, das Peristyl, umgeben mit einer sehr zierlichen Säulenhalle; hier standen ringsum üppig grünende Pflanzen, duftige Blumen, welche das Ganze in eine liebliche Gartenhalle umschufen, in der Mitte oder im Hintergrund ein Bassin mit Goldfischen; der spru-

delnde Wasserstrahl schaffte Kühlung zur heißen Sommerszeit — und lud zum Schlafen ein.

Solcher herrlicher, prächtiger Häuser siehst Du nun eine Menge; sie stehen da in ihrer ganzen Pracht, die Phantasie hat nicht viel daran auszustatten, die Säulen ragen in die Luft — nur die Bedeckung der Säulengänge fehlt, sie wurde durch die Asche eingedrückt; die prächtigen Mosaiken der Fußböden sind von einer Farbenfrische, — wie sie es vor 2000 Jahren gewesen. Die herrlichsten Springbrunnen oft im Hintergrund des Peristyls — da siehst Du noch die Marmorstufen, über welche das Wasser herabfloß — unten das Becken, welches es auffing, in dem die Fischlein schwammen, irgend eine Gottheit, die das Wasser bewachte, in der Nische, in welcher der Brunnen steht, die schönsten Mosaiken im hellen Farbenglanz, auch findest Du zumeist noch die Bleiröhren mit sammt den Hähnen — durch welche das Wasser dem Bassin zuströmte. Man dürfte nur eine Quelle herleiten und die ganze Geschichte könnte mit ihrem melancholischen Gesprudel und Gedudel sogleich wieder in Gang gesetzt werden, so gut ist das ganze schöne Marmorbrunnenwerk erhalten. Ein zierliches Gebälk über und einige Baumkübel zwischen die Säulen, einige Gartengeschirre,

und des üppigsten Römers luftiges und duftiges Peristyl wäre fix und fertig.

102.

Eindruck beim Herumgehen in diesen Häusern. Das Haus des tragischen Dichters. Das Haus der Tänzerinnen.

Was überfällt einem da für eine unendliche Wehmuth, wenn man in diesen Häusern herumgeht! Man denkt sich hinein in die Lage ihrer einstigen Bewohner, in die Trostlosigkeit, des Heidenthums, — die durch alle Säulengänge und alle Pracht und alle geilen Bilder in den Schlafgemächern, und alle Blumen- oder Hallengärten und alles Bassingeplätscher nicht gelöscht werden konnte.

Und um wie viel elender, durch und durch miserabler und desperater ist das moderne Heidenthum, welches verschuldet sich in's Heidenleben versenkt — die alten Götter im Heidenleben ohne Glauben an diese Götter verehrt, und dem wahren Gott im Leben und Glauben zugleich den Rücken zuwendet!

Wie ist es jetzt öde und stille in diesen Häusern, ein jedes Sandkörnlein hörst Du knistern, wenn Du es auf einer Steinplatte oder auf dem Mosaikboden zertrittst — Deine Worte tönen im Widerhall durch

das Gemäuer zurück, der blaue Himmel schaut oben herein und an Stellen, wo sich Staub und Erde ansammeln konnte, keimen üppig die Grashalme empor. Wo ist der Sklave, der im Vestibulum Wache gehalten und dem nebenbei sein Kämmerlein angewiesen war? Und wo ist der Herr, der in seiner Toga mit reichem Faltenwurf die Klienten empfing, und wo sind die schönen Frauen mit goldenen Spangen an ihren Gewändern, und mit ihren Putztischen und ihrem Geschmeid?

Du siehst hinein in das Haus des tragischen Dichters (Casa del poëta tragico), es ist noch sehr schön erhalten, in der Mitte des Peristyls der trockene leere Springbrunnen — der mit der poetischen Ader des unglücklichen Dichters zugleich versiegte; die Spuren phantastischer Pracht lächeln dich bittersüß an, keine Verse hörst Du mehr deklamiren, es ist still und öde, hier herrscht der Tod!

Du gehst weiter hinauf gegen die Gräberstraße zu, unweit des Herkulanerthors, das noch erhalten ist trotz einem Stadtthor einer freien deutschen Reichsstadt; (Pompeji hat nämlich der Vesuv in seinen Aschenregen immediatisirt, und der Vesuv ist ein höchst konservativer Gesell; er hat in den in sein Aschenregiment einverleibten Theilen alles beim Alten gelassen und durch-

aus keine unliebsamen Neuerungen vorgenommen) und Du kommst vorbei an dem Haus der Tänzerinnen; da klingt kein Saitengetön mehr heraus und kein frivoles Gelächter schwingen die Wellenringe der Luft in Deine Ohren; die obligate Lustigkeit, welche diese armen Geschöpfe zur Schau tragen mußten, ist verstummt — und sie haben ausgetanzt für immer, es ist still und öde, hier herrscht der Tod!

103.

Das Herkulanerthor. Die Todtenstadt und ihre ganz erhaltenen Grabmähler. Die heidnische Traurigkeit. Das Innere der Gräber. Die Aschenurnen.

Du kommst zum Herkulanerthor mit seinen Bogen für Fußgänger, mit den vielen in die Luft ragenden Mauerstücken an seinen beiden Seiten, und Du schreitest durch das Thor — und siehst vor Dir die Gräberstraße, die Nekropolis, den Friedhof von Pompeji! Wie, ist denn nicht ganz Pompeji schon ein Friedhof? Ja wohl! Aber hier ist der Friedhof des Friedhofs, hier die Todtenstadt der Todtenstadt, hier der Tod des Todes. Der Eindruck, den Du hier empfindest, läßt sich schwer beschreiben! Hier hast Du die Quintessenz aller heidnischen Melancholie. Die Gräberstraße gähnt

Ich meine diese Melancholie hätte auch ein katholischer Friedhof!

Dich an wie ein Schlund und Abgrund heidnischer Verzweiflung; hier versteht man so recht St. Pauli Wort, wenn er spricht: „Wir wollen Euch aber Brüder nicht in Unwissenheit lassen über die Entschlafenen, daß Ihr nicht betrübt seid, wie die Uebrigen (d. h. Heiden), die keine Hoffnung haben.“ (I. Thessal. IV. 12.) Die Schildwache des Herkulanerthores wurde in der ersten Grabnische vor dem Thore gefunden, in der Rechten die Lanze, die linke Hand vor den Mund gehalten; so wollte der arme Gesell den herandringenden heißen Schwefeldampf von sich abwehren und erstickte im selben Moment, wie die Stellung des Skelettes gezeigt hat. Auf der Bank gegenüber dieser Schildwache fand man ein Frauen- mit drei Kindergerippen, gewiß eine Mutter, die mit den Ihrigen hier der Tod ereilte.

Die Grabmähler sind zumeist noch ganz erhalten — ihr Material ist fester massiver Stein, sie konnten durch die Wucht des Aschenregens nicht eingedrückt werden; noch sind die Thüren vorhanden, die in die innern Hallen führen. Zur Zeit als Pompeji verschüttet wurde, war der Gebrauch der Todtenverbrennung. Nach dem Verbrennen wurden die übrig gebliebenen Gebeine zusammengelesen, mit Milch und Wein begossen, dann getrocknet, nachher in eine Aschenurne aus Stein, Metall oder Glas gelegt, hier wieder von Spe-

zereien umgeben oder auch Oel und Wein darauf gegossen und die Urne sodann zugemacht, und im Grabe verwahrt. War das Grab für eine Familie bestimmt, so stellte man die Urnen auf eine Art Steinbank mit Nischen, welche wie ein Taubenschlag aussah, daher auch diese Gattung Begräbnißorte Columbaria genannt wurden.

Da es sich für eine Urne nur um einen kleinen Platz handelte, so konnte in einem heidnischen Familiengrab eine sehr bedeutende Anzahl von Ueberresten Hingeschiedener untergebracht werden. In den Gräbern hat man hier die Urnen sammt den halbverbrannten Gebeinen noch wohlerhalten vorgefunden.

Einige dieser Gräber sind würfelartig, andere sehen aus wie kleine runde abgeschnittene Thürme, wieder andere haben Aehnlichkeit mit den Souffleurkästen unserer modernen Theater; hinter den Gräbern, wo die Ausgrabung, weil hier überflüssig — nicht vorgenommen wurde, wachsen Bäume und Sträucher auf der Höhe. Noch sind wohlerhalten marmorne Grabthüren, mitunter auch Basreliefs und Inschriften. Ein Grab mit einer Marmorthür hat einen Rundbogen mit drei Steinbogen übereinander und zeigt sonst noch eine derart wunderliche Ornamentik, daß man es für einen maurischen Bau halten möchte. Groß ist das

Grab des Areius Diomedes, schön geziert das eines Cajus Labro. Ausgestattet mit den schönsten Basreliefs ist das große Grabmahl einer Naevoleïa Tyche. Drinnen in den Gräbern findet man gewöhnlich nur ein einfaches Gewölbe und die Aschenurnen ohne weitere Zier. Und mitten unter den Gräbern herrliche Villen. Was für eine starre fatalistische Resignation gehörte dazu — im Angesicht der Grabmale der eigenen Familienglieder — unbekümmert um die Abgeschiedenen, der Frühlingsluft froh zu werden! ohne dabei 100 Vaterunser gedankenlos herunterzuleiern!

104.

Das Triclinium funebre (Haus der Leichenmahle). Die Gerippe der letzten Zecher. Das Haus des Diomedes. Der moderne Wirth und die Inschriften für sein Haus.

Einen noch traurigeren Eindruck als die Gräber macht das noch ganz wohl erhaltene Triclinium funebre, ein rings ummauerter Garten, in welchem zum Schlusse des Begräbnisses die Leichenmahle abgehalten wurden. Noch sind die Malereien an den Wänden sichtbar, inmitten der steinerne Tisch, auf dem die Speisen standen; zu beiden Seiten in der Höhe des Tisches abschüssige Bänke, auf denen nach römischer Sitte die trauernden Zecher lagen. Vor dem Tisch steht ein kleiner runder Opferaltar. — Was diesen Ort noch

besonders merkwürdig macht, ist, daß sich auf den Bänken Skelette von Männern fanden — die beim Todtenmahl, welches sie für einen eben zum Grab geführten Freund verzehrten, auch vom Tod überrascht worden sind.

Noch ist in der Vorstadt Augustus felix, in der die Gräberstaße liegt, außer der angeblichen Villa Cicero's noch die schönste Villa Pompeji's, die des Diomedes. Was muß das für ein reicher Mann gewesen sein! Ein Wald von Säulen hat sein Haus getragen; noch starren diese Säulen alle in die Luft empor zum blauen Himmelsgewölb, und Gras wächst in den verödeten Räumen! Wir wurden hinabgeführt rechts in den oft besprochenen Keller, in welchem die Gerippe der hieher Geflüchteten gefunden wurden. Am Eingang und am Ende der Stiege lagen bei der Ausgrabung 18 Skelette von Frauen und kleinen Mädchen. Feine Asche fand sich wie mit einem Sieb über sie ausgesäet -- es war die Asche, wie sie durch die verschlossenen Thüren drang. Neben den Weinamphoren erstickten die Unglücklichen, ihre Körperformen fanden sich in den Sand eingedrückt, der durch die Hitze der Asche zu einer festen Thonmasse zusammengebrannt und so geblieben war, bis zur Bloßlegung des Hauses und Kellers.

Da unten war es kühl und die Erinnerung an

die schauerlichen letzten Augenblicke dieser armen Leute, an ihr Wehgeschrei und vergebliches Hilferufen — brachte ein vollkommenes Frösteln in die Glieder.

Der Besitzer des Hauses ließ die Seinen im Stich; er wollte die Flucht ergreifen, ein Sklave mußte mit ihm gehen und in Tücher geschüttete Münzen mittragen. Vergebliche Mühe; noch eh sie den Ausgang des Gartens erreicht, sanken beide an der Mauer nieder, und fanden den Tod.

Ein schlechter Trost für den Mann, daß er durch Pompeji's Untergang berühmt geworden; daß sein Haus als das schönste Haus aus der alten heidnischen Römerzeit noch auf unsere Tage gekommen!

Nun verließen wir Pompeji und gingen eine Zeitlang von Außen um die Stadt auf die Straße zu durch Weinberge, Hecken; mitunter blitzte aus einem tiefen, schmalen, üppig grün bewachsenen Bett klares, pfeilschnell dahin fließendes Wasser herauf, dann verlor es sich wieder unter der Erde, wahrscheinlich war's die Wasserleitung vom Sarno.

Unter diesen Weinbergen, die noch grün waren und belebt von flatternden Schmetterlingen — noch ein gewaltiges Grab! Unter ihnen zwei Dritttheile von Pompeji verschüttet; unter ihnen noch tausend Menschengerippe!

Selten wird ein so großer Friedhof, wie dieser, so schnell zu Stande gekommen sein, selten sind eine Masse von Häusern so geschwind zu einer Masse von Särgen, und selten ist eine Stadt so geschwind zum Gottesacker geworden!

Der Kopf war mir dick und voll, wie ein voluminöses Bilderbuch, — drei Stunden lang die Augen und Füße beschäftigt — seit frühem Morgen nichts gegessen — eine Stunde noch nach Neapel, diese weiche Seeluft vom Golf her, diese Bewegung im Freien — das zehrt und macht entsetzlich hungerig. Es war um 3 Uhr Nachmittag.

Ein sehr lieblich gelegenes Wirthshäuslein mit einem nach vorne freien Salon, in dem Bilder aus der Zopfzeit hingen, nahm uns auf.

In Eile ein wenig kaltes Vitello, eine Flasche schlechten Wein, Brot, schlechten Salat — und dafür eine höchst unverschämte Rechnung. Als ich dem Herrn Wirth meine Meinung sagte, betrachtete er mich mit einem sehr schlauen vielsagenden Blick, und verschwand mit dem Gelde in aller Ruhe, einem Weltweisen gleich, im schwarzen Schatten seiner Küchenthür. Ich verstand die Hieroglyphen, welche seine edle Seele über die redenden Züge des Antlitzes in Eile gesponnen, sie lauteten: „O Ihr blöden Forestieri! warum weigert Ihr Euch hier ein wenig

abgesotten zu werden — wo so viele vor Zeiten abgebraten worden sind, und wozu wäre ich der Wirth von Pompeji, wenn ich nicht das Privilegium ausüben könnte, meine Gäste zu bepompejern?"

Ich für mein Theil hätte hinwiederum dem Herrn Wirth irgend eine schön ausgeführte Inschrift aus Pompeji vom Herzen auf sein Haus hinaufgewunschen, und ihm eine solche aussuchen lassen; der Wirth würde sich natürlich gewählt haben in Mosaik: Salve! Ich hätt' ihn darnach gebeten, auch die andere gleich mitzunehmen, und wegen ihrer schönen Buchstaben selbige neben der vorigen einmauern zu lassen, nämlich die: Cave canem!

Noch einen Blick hinüber auf das wundervoll gelegene Castellamare! Dann hinein in den Dampfwagen und fortgerollt. Und wieder vorbei an all dem grünenden Gebüsch und den herrlichen Landhäusern und an dem Meeresufer voll angepflanzter Gemüsegärten mit Maschinen und vielfältig verschlungenem Räderwerk zum bewässern, und vorüber am alten Herkulanum, das unter der Erde liegt, und bei dem das Ausgraben nicht so leicht geht wie in Pompeji, weil es, in nächster Nähe des Vesuv, mit fester, jetzt steinharter Lava überströmt worden, — und vorüber an den Aloëzungen, die sich in Masse so höhnisch über die Abhänge herab-

strecken, als wären da oben lauernde Riesendrachen und schauerliche Basilisken, die schlafen und ihre mächtigen Zungen aus dem Rachen heraushängen lassen — und wieder hinein in das neapolitanische Mordspektakel!

105.

Die Augenzeugen von der Verschüttung Pompeji's. Dio Cassius. Plinius.

Ein paar Stellen aus den Werken von Augenzeugen sollen zum Schluß die Verschüttung Pompeji's schildern, das ist auch in der That der traurige Schluß für Pompeji gewesen.

Es folgt hier eine Stelle aus Dio Cassius: „Am 1. November, vom ersten Regierungsjahr des Titus, konnte man in der Nähe des Vesuv eine große Wolke von eigenthümlichem Aussehen bemerken, einer Pinie gleich erhob sie sich anfangs zu einer ziemlichen Höhe gerade und schlank, dann schien sie sich oben in Zweige auszubreiten. Bald schien sie glänzend, bald dunkel und schmutzig. Mit Schrecken umgeben erschien die ganze Natur, die Erde fing an zu beben, wie Wellen wankten die Bergesgipfel, ein unterirdisches Getöse wechselte ab mit donnerähnlichem Gebrüll, das von dem bewegten Meere herkam, der Boden wurde brennend, der

Golf von Neapel brauste, feurig zeigte sich der Himmel und es hatte den Anschein, als wären alle Elemente entfesselt, und als sollte die Menschheit ihr Opfer werden. Das aufdringende Feuer, welches die Ursache dieser entsetzlichen Bewegung war, überwand nun plötzlich die entgegenstehenden Hindernisse. Steine von ungeheurer Größe wurden vom Vesuv in die Luft geschleudert, und rollten dann über den Abhang des Berges. Aus seinem Krater stiegen Flammensäulen empor, diesen folgte bald ein so dichter Rauch nach, daß er die Sonne verdunkelte und der Tag zur Nacht ward. Da wurde die Angst aufs Höchste gesteigert: Jedermann meinte seine letzte Stunde sei herangekommen. Es war, als ob in dieser Finsterniß Riesen und bewaffnete Schatten gegen einander kämpften, als ob die Welt und mit ihr die Götter zurückstürzten ins Chaos. Alles floh, die Einen von den Häusern auf die Straße, die Andern von der Straße in die Häuser, andere von der See aufs Land, andere vom Land aufs Meer, jeder hielt sich sicherer in der Flucht, als im Verweilen auf seinem Platz, wo er sich eben aufhielt. Da strömte auf einmal ein Aschenregen nieder, welcher Land, Meer und die ganze Luft erfüllte. Dieser verwüstete an vielen Orten Menschen, Land und Vieh, tödtete Fische und Vögel und begrub sogar zwei Städte, Herkulanum und

Pompeji, da eben die Einwohner der letztern im Theater saßen. Es war eine so große Aschenmenge, daß ein Theil davon bis nach Asien, Syrien und Aegypten hinübergetragen wurde, auch bis nach Rom hin die Luft erfüllte und die Sonne verdunkelte. Auch in dieser Stadt entstand eine große, mehrere Tage anhaltende Furcht, man wußte nicht was sich ereignet hatte, und es konnte es auch Niemand vermuthen; auch hier meinte man, es gehe auf einen Weltuntergang los, die Sonne sinke erlöschend in die Erde, und die Erde erhebe sich zum Firmament. Damals machte wohl diese Asche keinen großen Schrecken, aber später brach als Folge desselben eine furchtbare Pest aus!"—

Der jüngere Plinius in einem seiner Briefe VI. 20 berichtet hierüber:

„Schon einige Tage vor dem Ausbruche wurden wiederholte Erdstöße wahrgenommen, auf die man aber nicht achtete, weil sie in Campanien öfter vorkommen; in der Nacht auf den Ausbruch waren sie aber so stark, daß sie um uns her nicht nur Alles erschütterten, sondern auch Boten eines totalen Ruines zu sein schienen."

„Eine furchtbare schwarze Wolke voll brandigen Geruches war mit Flammen größer als gewöhnliche Blitze durchzuckt. Darnach schien sich die Wolke über

das Meer niederzusenken, sie machte uns auch die Insel Capri und das Kap Misenum unsichtbar. Ein leichter Aschenregen fing zu fallen an, hinter uns bemerkten wir dicke Rauchwolken, die uns einem reißenden Strome ähnlich nachrollten." (Offenbar der Lavastrom, welcher Herkulanum begrub.) „Wir begaben uns feldeinwärts von der Straße, um nicht im Menschengewühl erdrückt zu werden, kaum war das geschehen, so brach über uns eine Finsterniß herein, die nicht mit einer trüben Nacht, in der kein Mond scheint, sondern nur mit der Nacht in einem verschlossenen Zimmer verglichen werden konnte."

„Nur das Jammergeschrei von Kindern und Weibern und das Hilferufen von Männern war zu vernehmen, die Einen riefen nach ihren Kindern, Diese wieder nach ihren Eltern — es war nur möglich, sich an der Stimme zu erkennen. Einige jammerten über ihr eigenes Geschick, die Andern über das der Ihrigen, Einigen wäre aus Todesangst auch schon der Tod selbst lieber gewesen, Andere rangen ihre Hände empor zu den Göttern, die Meisten aber meinten, es sei schon jene ewige Nacht hereingebrochen, welche die Welt mit sammt den Göttern vernichten werde. Nach langer Zeit tauchte ein glimmendes Licht auf, wir hielten es für ein neues Hervorbrechen der Feuerfluten, welche in

einiger Entfernung von uns niederflossen, der Aschenregen fiel in solcher Menge auf uns, daß wir ihn bisweilen abschütteln mußten, um nicht von ihm erdrückt und begraben zu werden. Nach und nach verscheuchte das Licht die Finsterniß, wie eine Rauchwolke verschwindet, der Tag leuchtete wieder und selbst die Sonne konnte man wieder sehen, sie sah aber so farblos aus, als wäre eben eine Sonnenfinsterniß im Anzug. Alle Gegenstände, die wir bemerkten, waren mit weißer Asche bedeckt, die einem großen Schneefall ähnlich war."

106.

Die Verschüttung nach den Resultaten aller Untersuchungen der Gegenwart.

Auf diese Stellen aus einem gleichzeitigen (Plinius) und einem 130 Jahre später lebenden Schriftsteller (Dio Cassius) folge hier noch das Resultat der jüngsten Forschungen über den Aschenregen und die durch denselben in Pompeji Verunglückten, wie solches der gelehrte Dr. Overbek in seinem weitläufigen, erst jüngst (1856) erschienenen Werke über Pompeji in gedrängter Kürze niedergelegt hat:

„Untersuchen wir die lokalen Spuren über den Akt der Verschüttung Pompeji's, so klärt uns zunächst

die Natur des Materials, welches der Vesuv über die Stadt ausschüttete, über manches auf. Es muß aber hierbei bemerkt werden, daß die Decke Pompeji's nicht in ihrer ganzen Stärke der ersten Verschüttung, sondern zum Theil mehreren späteren angehört, was eine genaue Untersuchung ergibt, wie denn auch in der neuesten Zeit wiederholte Aschenregen die Veranlassung gaben, manches werthvolle Monument in das in Portici gegründete Museum in Sicherheit zu bringen. Untersuchen wir die 18 — 20 Fuß starke Decke Pompeji's, so finden wir zu unterst eine fußhohe Schicht feiner schwarzer vulkanischer Asche, papamonte genannt, dann folgt eine 7—8 Fuß dicke Schicht von rapilli, keineren und größeren Bimssteinbrocken, auf diese ein paar Zoll Asche, wechselnd mit ein paar Zoll Rapilli, wodurch ungefähr die erste, etwa 10 Fuß dicke Verschüttung angezeigt sein wird."

„Darüber liegt eine dickere Aschenlage von gegen 2 Fuß und wiederum eine 1½ Fuß starke Schichte von Rapilli, endlich eine etwa 7 Fuß dicke Lage von Asche, von der die obere Hälfte allmälig in fruchtbare Erde umgewandelt ist. Mit Aschenauswürfen also begann der Ausbruch des Berges, welche ebenso verwirrend durch ihre Verdunkelung der Luft sein mußten, wie sie an sich wenig gefährlich waren. Es ist sehr

begreiflich, daß dieser Beginn der Verschüttung die meisten Einwohner Pompeji's hat entkommen lassen, während er zugleich viele veranlaßt haben mag, an die Rettung des Ihrigen zu denken, da anscheinend die Gefahr nicht so schnell hereinbrach, daß man mit der Rettung des nackten Lebens zufrieden gewesen wäre."

„Das Verderben kam aber doch schneller, als man geglaubt haben mag, die auf die Asche folgenden glühenden Steine, welche in beträchtlicher Masse schnell gefallen zu sein scheinen, machten Vielen von denen, welche ihre Rettung von Hab und Gut verschoben hatten, so wie Allen, welche sich im Innern von Gebäuden, namentlich in Kellern befanden, dieselbe unmöglich, während mit ihnen auch diejenigen umkamen, welche die Pflicht zurückgehalten hatte. Im Ganzen zählt man 401, nach anderen gegen 600 in Pompeji aufgefundene Gerippe, eine verhältnißmäßig geringe Zahl, selbst wenn man sie für die noch unaufgegrabenen Theile der Stadt mit 3 multiplizirt, denn die auf diese Weise zu berechnenden 1200—1800 Gebliebenen bilden etwa den achten bis zehnten Theil der muthmaßlichen Bevölkerung der Stadt. Es ist allerdings möglich, daß spätere Grabungen in anderen Theilen der Stadt noch verhältnißmäßig mehr Gerippe liefern,

und uns das Schicksal der Pompejaner an jenen Unglückstagen noch viel furchtbarer erscheinen lassen werden."

107.

Ein Kapitel für Hausfrauen. Wie billig man in diesem Lande lebt, und wie es mit Recht den Namen Campania felix verdient. Neapel. Die öffentlichen Austerntische. Die Familien der Blutsauger. Theurung der Wohnungen.

Kennst Du das Land, wo blühen die Citronen,
Und wo Nichts säend und Nichts spinnend — sammt Familien,
So froh und frei als wie des Feldes Lilien,
Von heut auf morgen leben die Lazz'ronen?

Auf all diese tragischen, furchtbaren, schauerlichen und erschütternden Geschichten hinauf — nun auch für Hausfrauen ein kleines Kapitel über das glückliche Campanien — um doch auch durch neue Belege zu erklären, wie schon von Alters her dieses Land wegen seiner enormen Fruchtbarkeit „glücklich" genannt wurde. Es ist aber auch nicht nur das fruchtbarste, sondern auch das wohlfeilste Land in ganz Europa, und sollen hier Beispiele angeführt werden, welche diese Behauptung ermessen lassen und die doch manchen Leser, und mehr noch manche Leserin in unsern „theuren Zeiten" interessiren dürften.

Der Berichterstatter muß, um seinen Beweis zu führen, hier von den renommirtesten Speiselokalen Nea-

pels sprechen. — Ein Gran ist beiläufig so viel, wie nach österreichischem Gelde Ein und ein halber Kreuzer.

Nun kostete der feinste Kalbsbraten 4 bis 5 Gran, das beste Rindfleisch 4 Gran, ein halbes gebratenes Huhn 7 Gran, die Mehlspeisen im selben Verhältniß der Billigkeit, die Lactuca Romana, ein Salat von einer Feinheit wie ein deutscher Gourmand sich ihn nicht träumen läßt, 4 Gran. Hiezu kann das feinste Oel massenhaft gegossen werden; es steht in den Caraffinen mit dem Essig zur beliebigen Benützung auf dem Tisch; eben so der beste Essigsenft, eben so auf Tellern aufgehäuft Citronen, man benützt von diesen Dingen nach Bedürfniß und Geschmack. Und doch schimpfen die radikalen Blätter ohne Unterlaß über die neapolitanische Regierung. — Daß diese Regierung die Wucherer, welche das Volk aussaugen und die Lebensmittel in die Höhe treiben, nicht aufkommen läßt, ist doch jedenfalls ein in die Augen fallender und für Einheimische und Fremde höchst wohlthuender Verdienst derselben. Mit dieser Anerkennung ist freilich manchen in der That verrosteten Zuständen nicht das Wort geredet. Die Neapolitanerherren speisen statt unsern deutschen und französischen Brühen im Beginn des Mahles enorme Maccaronimassen, die hoch auf den Tellern liegen und im Fett zittern. Der Mitteleuropäer ist

aber durchaus nicht gezwungen, diese Gattung Gebräuche und Landessitten mitzumachen, er kann den Speisekultus ganz nach den Gesetzen und Gewohnheiten seines Landes abhalten; die ellenlangen Speisezettel bieten ihm alles Mögliche dar, nur — versteht er die Feinheiten der Sprachwendungen nicht. Es ist leichter, den Ariost, den Dante und Tasso vom Blatte weg zu übersetzen, als sich in den Sprachuntiefen eines neapolitanischen Speisezettels auszukennen; hier ist man mit allen italienischen Klassikerausgaben verloren, und eine Ausgabe von einigen Gran als Trinkgeld für den Cameriere ist das Beste: der macht Dir durch eine höchst sinnreiche Explikation das Aussehen, die Substanzen und den Geschmack der Speise verständlich und Du bist versichert, daß Dein Vertrauen, welches Du ihm schenkst — nicht getäuscht wird.

Wenn nun in den theuersten Lokalitäten einer Stadt mit 500,000 Einwohnern obige Preise üblich sind — wie billig wird erst leben können, wer eine eigene Haushaltung führt! Hiezu kommen von Seite der Aufwärter noch eigenthümliche Rücksichten, die einen Deutschen völlig in Verwunderung setzen. Von den gerühmten italienischen Weinen bekommt man nur große Flaschen, die den Champagnerflaschen ähnlich,

eine halbe Maß halten. Wir ließen uns zu Mittag sogenannten Lacrimae Christi bringen, dies gerühmte Getränk am Ort seines Wachsthums zu versuchen, ist ja doch kein Uebermuth — benützten aber nur die Hälfte der Flasche, natürlich wird die ganze bezahlt. Als wir Abends wieder zum Speisen kamen, stellte uns der Cameriere unsere noch halbvolle Flasche Dessertwein zugleich mit dem Tischwein hin. Ich fragte, was das zu bedeuten habe? Er erwiederte: Die Dessertflaschen werden, wenn sie nicht geleert sind, den Gästen immer reservirt. Die Italiener verstehen zu wirthschaften, das muß man ihnen lassen. Obiges ist geschehen in der Villa del Torino, dem gerühmtesten Speisehaus Neapels, und verdient notirt zu werden.

Die Austernhändler bringen mit ihren Körben und dem Ausruf: Frutti di mare! bis in die eleganten Räume der Traiterien vor, und bieten hier spottwohlfeile Waare an. Am Meeresufer, in der Nähe der königlichen Gärten, wo an Sonntagen zahllose Spaziergänger wandeln (Spiaggia di Chiaja), stehen eigens für den Austerngenuß hergerichtete Tische — da setzen sich allerhand Leute aus dem Volk, Handwerker mit ihren Frauen, auch einzelne solide Herren hin und verspeisen das Muschelgethier mit der sichersten zootomischen Kenntniß, und mit dem am Meeresufer an-

geborenen guten Geschmack. Auch hier muß man die große Genügsamkeit und Nüchternheit des italienischen Volkes, besonders vom deutschen nicht mit Unrecht verdächtigten Standpunkt aus, bewundern. Keiner nimmt sich ein Getränk mit, um den Austern nachzuhelfen, nur einige Citronentropfen werden über den Meeresschnecken geträufelt und das ist für ihn und für seinen Verspeiser genug.

Im Hôtel „New-York" ließ ich in mein Zimmer des Tages über durch die offenen Balkonfenster die reine Meeresluft hereinquellen; diese Offenheit mißbrauchte manch heimtückischer Zanzare, die Mörose schlichen mit dem Dolch im Gewande zur Abendzeit ins Zimmer herein, und beschäftigten sich die Nacht über angelegentlich an Gesicht und Händen mit ihren Stickarbeiten.

Sind die Blutsauger einmal wo eingebürgert, so wissen sie sich mit großer Schlauheit gleich dem Wuchervolk festzuhalten, und sind nicht so leicht hinauszubringen. Dieser Umstand und die Höhe der Wohnung — bewog uns ins Hôtel zur „Stadt Rom" in der Nähe des königlichen Palastes zu wandern. Hier gingen die Zimmer so nahe ans Meer, daß kaum sechs Schritte von den Fenstern die Wellen ans Gestein anschlugen, und man die Barken der Lustfahrer wie wälsche Nußschalen vor sich auf- und niederwogen sah

— so daß man alle Augenblicke meint, jetzt, jetzt und jetzt geht das Schifflein zu Grund — und doch wird es immer wieder hinaufgeworfen. Derartige Lustfahrten haben für einen ungeübten Meeresbewohner nicht viel Anziehendes. Auch ist in der Nacht das ewige Wogengeplätscher und Schaumgesäuse romantisch — aber nicht wünschenswerth. Die Wohnungen in den Hôtels sind hier sehr theuer — und im Verhältniß mit den Speisen ungeheuer hoch.

Wollte man alle Eindrücke, welche Neapel bietet, wiedergeben, so müßte man sehr langweilig damit werden. Ein paar Miniaturen wollen wir aber doch noch anfertigen.

108.

Der Platz vor dem königlichen Schloß in Neapel, und S. Francesco, das nachgeahmte Pantheon. Die Apotheker und ihre Riesenflaschen

Vor dem königlichen Schloß ist ein großer sehr schöner Platz, der auf der Seite gegenüber vom Palast einen großen Halbkreis mit Säulengängen bildet, in dessen Mitte die Hofkirche S. Francesco di Paola steht. Der Platz heißt Largo del Palazzo. Die Säulenhalle ist eine Art Nachbildung der Säulenhalle vor

St. Peter in Rom, und die Kirche ist hinwiederum eine Nachahmung des römischen Pantheon, nur hat sie noch zwei Seitenkapellen, ebenfalls mit Kuppeln. Nun ist dieses moderne Pantheon einmal durch die weiten Hallen zu beiden Seiten, dann durch die hinten hervorschauenden hohen Häuser gedrückt, und macht von außen her keinen guten Eindruck; es ist Alles so kalt — zu klein und zu modern weiß, und das ist auch im Innern der Fall — große, weiß übertünchte Flächen, einige gute Oelgemälde. Die Kirche ist vor noch nicht langer Zeit vollendet, sie athmet aber jenen Kalkgeruch moderner Bauten — den man nicht so sehr riecht, als mit den Augen sieht. Dies Nachahmen von Originalien — die nur als solche Werth haben, ist immer kleinlich, und macht einen schlechten Eindruck. Das Pantheon ist nur als Original, als ehemaliger Heidentempel etwas Großartiges; so wie man es nachahmt, geht auch seine Größe verloren, die eben nur in der merkwürdigen historischen Ursprünglichkeit liegt.

In der guten Stadt Neapel wird auch dem Tombolaspiel (Lotterie) sehr viele Aufmerksamkeit geschenkt. Tombolo heißt: ein Purzelbaum, ein Fall mit dem Kopf nach unten, und tombolare: purzeln. Die Tombolabudenbesitzer haben hier wie anderwärts in Italien Madonnenbilder mit Lampen aufgerichtet — und so wird

von diesen Leuten die Religion als eine Art Aufforderung zum Glücksspiel gemacht, und wie eine spanische Wand vor dasselbe hingestellt. In Neapel aber weiß man die Lockspeisen am kräftigsten und einladendsten zu machen. Die fünf gezogenen Nummern prangen jede schuhhoch auf Pappenstiel mit Gold und bunten Farben geschmückt vor der Bude, als glänzende Resultate der neapolitanischen National-Oekonomie, welche die schwierige Frage, wie denn Geld aufzutreiben sei, mit mächtigen Ziffern, die in allen Farben des Regenbogens strahlen, glücklich zu beantworten und zu belegen weiß.

Die neapolitanischen Apotheker haben — wahrscheinlich zum unumstößlichen Beweis ihrer ungeheuern Kunstfertigkeit im Gebiete der Chemie und all ihrer Nebenzweige, vor ihren Läden einige enorm große, künstlich geschliffene Flaschen im Sonnenlichte funkeln. Was diese mit gefärbtem Wasser getriebene Charlatanerie eigentlich für einen Zweck haben soll, ist schwer einzusehen — es müßte nur der Fall sein, daß diese Flaschen als Schild dienen, und symbolisch Medizinflaschen darstellen. Merkwürdig ist noch, daß Fremde auf die hiesigen Apotheker kein großes Vertrauen haben — und daß gerade zwei englische Apotheken am meisten in Anspruch genommen werden.

Auf den Kräuter-, Gemüse- und Obstmärkten tritt

der Süden mit seinen eigenthümlichen Bodenerzeugnissen Dir mannigfach entgegen. Granatäpfel liegen aufgehäuft in großen Körben, während die gewöhnlichen Aepfel und Birnen nicht sehr vortheilhaft und einladend, sondern unangenehm grünlich aussehen.

109.

Der Markt mit Pinienäpfeln. Die Bequemlichkeit der Ministranten-Knaben. Die angezogenen Heiligenstatuen.

Auf dem mächtig langen und breiten largo delle pigne findest Du Vormittags Weiber auf dem Steinboden sitzen, welche vor sich sehr nette, wie Ananas aussehende Pinienäpfel (Tannenzapfen) von ungewöhnlicher Größe (6 Zoll Höhe, 3 Zoll Breite Durchmesser) in großen pyramidalen Haufen liegen haben.

Nebenbei ist ein Feuer angemacht, an diesem werden diese mächtigen Früchte der Pistazienpinie dem Anschein nach gebraten; eigentlich aber werden sie nur zu dem Zwecke geröstet, daß ihre 110 bis 120 sechseckigen Facetten aufspringen, und dadurch die eben so vielen spitzigen Pinienkerne zum Vorschein kommen, welche mandelartig schmecken, und die man zu Luxusgebäcken verwendet.

Zwei derlei Pinienäpfel, von denen Einer mitun-

ter über ein Pfund wiegt, kosten einen Gran. Freilich sind nur die Kerne davon zu verwenden. Daß Citronen und Orangen immer nur hoch aufgethürmt auf den Tischen der Oebstlerinnen vorkommen, und daß diese Früchte hier billiger sind als gegenwärtig in Deutschland die Erdäpfel, das versteht sich von selbst.

Noch soll einiger kirchlichen Erscheinungen erwähnt werden. In der Kirche S. Giacomo bemerkte ich, daß der Ministrantenknabe nach dem Stufengebet aufstand, und sich mit großer Seelenruhe und Gemächlichkeit auf einen Sessel niederließ, der so an die rechte Wand gestellt war, daß der Ministrant den Altar der Länge nach vor sich hatte. Hier blieb er mit Ausnahme des Umtragens vom Missale und des Assistirens beim Offertorium bis zur Wandlung sitzen. Ich erfuhr hernach, daß dies hier allgemein üblich sei, weil man die Jungen, welche des Vormittags über sehr viel zu ministriren haben — durch diese eigenthümlichen feierlichen Sessionen bei guter Laune erhalten müsse.

Sonst machen hier in den Kirchen die förmlich angezogenen und mit Seidenstoff aufgeputzten Madonnenbilder — von denen oft in einer und derselben Kirche mehrere in Glaskästen aufgestellt sind, durchaus keinen guten Eindruck, und tragen mehr dazu bei, die Andacht zu stören, als zu erbauen und das

Gemüth zu erheben. Auch Heiligenstatuen kann man in ähnlicher höchst geschmackloser und widerlicher Darstellungsweise finden. Comme chez nous

So steht — um ein erläuterndes Beispiel anzuführen, in der linken Rotondenkapelle der Hofkirche S. Francesco — eine ungefähr 3 Fuß hohe Statue des h. Carolo Borromeo in einem Glaskasten. Die Statue ist bekleidet mit einem scharlachrothen seidenen Talar, einer Kette sammt Kreuz, einem seidenen Cingulum mit Goldfransen, mit Lederschuhen, rothen Strümpfen, Colare, Barett und dem rothen Kragen. Dazu noch ein gemaltes Wachsgesicht und eine Perrücke. In dieser Weise angezogene Statuen haben etwas puppenartiges an sich; — stoßen sich nun auch die hiesigen Leute nicht daran, weil sie den Anblick von Jugend auf gewohnt sind — so dürfte doch in derlei Dingen — die man zudem auch in Rom nirgends findet — eine Abänderung geschehen, um dem Geschimpfe der nicht katholischen Reisenden, welche diese Erscheinungen immer auf das spezifische Wesen der katholischen Kirche hinaufwerfen, wenigstens von dieser Seite her ein Ende zu machen.

110.

Abfahrt von Neapel. Der Dampfer „Vesuvio." Sannazar. Die Verfolgung der Dichter. Der feine Fuchs des Saadi. Das dritte Mal in Civita Vecchia. Die alten Bekannten. Gesteigertes Paß- und Polizeivergnügen. Der Veturino nach Viterbo.

An einem herrlichen sonnenreichen Nachmittage um 2 Uhr befanden wir uns im Dampfer Vesuvio — das Schiff gehört einer sardinischen Gesellschaft. Noch ein stundenlanges Hinsehen auf den Golf von Neapel — die dritte Stunde schlägt; der hölzerne Vesuvio stoßt seine schwarzen Wolken mit feuerspeiendem kraterhaften Anstand aus, wie drüben sein uralter steinerner Herr Vetter, er dreht sich kokettirend aus dem Hafen hinaus, und schwingt seine Flügel in so großer Eile, daß die stolze Parthenope bald unsern Augen entschwunden ist. Als wir da hinausfuhren, fiel mir noch ein, daß ich etwas vergessen. Jeder, der bisher über Neapel schrieb, hat auch gewissenhaft den Satz: „Neapel sehen und dann sterben" zitirt; auf daß ja Niemand meine: er habe dieses Sprichwort nicht gekannt. Dieser Pflicht bin ich als gewissenhafter Reisender schon früher nachgekommen. Es existirt aber noch ein zweites Wort über Neapel, auch dies muß zitirt werden: „Pezzo del cielo caduto in terra": Neapel ist ein Stück Himmel, auf die Erde herabgefallen. Dieser Ausspruch

ist von Sannazar. Ob die Lazzaroni mit diesem Stück Himmel zugleich herabgefallen sind, darüber sagt Sannazar nichts Näheres. — Sannazar starb 1530, er war ein Patrizier aus Neapel, und einer der besten lateinischen Dichter der neueren Zeit. Seine 3 Bücher de partu Virginis haben ihm philologisches Renommée gemacht.

Ehe wir von Neapel abstießen, gedachte ich seines letzten Epigramms „an's Vaterland, ehedem er in die Verbannung ging“ (Siehe Amsterdamer Ausgabe Actii Synceri Sannazarii Neapolitani Patricii Opera omnia 1648, Seite 213), welches mit dem Scheidegruß beginnt:

Parthenope mihi culta vale, blandissima Siren:
Atque orti valeant, Hesperidesque tuae.

Parthenope, lebe wohl, Sirene schmeichelnd und lieblich,
Mit Deinen Gärten leb' wohl — hesperidischer Hain.

Wenn man so hinabschaut in das ewig bewegte Meer, in den unermüdlichen Wellentanz, so kommen einem auch Gedanken im buntesten Wechsel ohne Unterlaß.

Tasso heimatslos herumirrend, Dante in's Exil geschickt, Sannazar mit dem vertriebenen König Friedrich auch vertrieben — und wer könnte alle Andern anführen, denen ihr Genie zum Kainsstempel und

Brandmal wurde, und denen von ihrer neiderfüllten Umgebung um den Lorbeerkranz eine gestachelte Dornenkrone geflochten ward!

Bei einem Genie hieß es: Du bist ein Welf, fort mit Dir; bei einem andern: Du bist ein Gibelline, fort mit Dir; bei einem dritten: Du gehörst dieser Partei an, fort mit Dir; und bei einem vierten: Du gehörst jener Partei an, fort mit Dir. — Wären die Neider aufrichtig gewesen, was aber eben Neider nie sind, weil sie ihres Lasters sich schämen und es verbergen wollen, — so hätten sie sagen müssen: „Du bist gescheiter, als wir — und darum fort mit Dir!“ Wenn man einem talentirten Menschen etwas anhaben will, so findet man immer irgend einen Vorwand dazu, der die gemeine Procedur in den Augen des Volkes rechtfertigen soll.

Saadi, der persische Dichter aus Schiras, erzählt folgende, hier gewiß einschlägige Fabel:

Ein Mann sah einen Fuchs, der mit großer Eile seinem Loche zulief und fragte ihn: „Warum laufst Du so geschwind, hast Du etwas angestellt? fürchtest Du Strafe?“ — O nein, entgegnete der Fuchs, ich hab' ein reines Gewissen, aber eben hörte ich einer Berathung der Jäger zu, und vernahm: sie möchten gern ein Kameel, und werden suchen, ein solches ein-

zufangen und mit sich zu führen. — Ei, sagte der Mann, was geht das Dich an? Du bist ja kein Kameel. — Der Fuchs entgegnete im traurigen Bewußtsein seines Genies: Ach Gott, gute Köpfe haben immer Feinde. Wenn nun einer von ihnen auf mich zeigen und den Jägern sagen möchte: Seht, da ist ein Kameel — die Kerle würden mich sogleich fangen, ohne lange zu untersuchen, ob ich wirklich ein Kameel sei. — —

In der That eine kostbare Fabel! Fehlt es doch nie an ehrlosen Lügnern und an leichtgläubigen Jägern. Darum war des Fuchsen Vorsicht ganz zeitgemäß.

Nun vorüber an Ischia; in weiter Ferne liegt Gaëta und der Busen von Terracina, weiter heraus rückt sich das Cap Circello; dann Himmel und Wasser und fort und fort in die Nacht hinein. Südliche Abendlüfte wehen über das Schiff, das Meer wirft seine gewöhnlichen bescheidenen Wellen und der Dampfer schießt in gerader Lage ungehemmt weiter in der Meeresflut wie eine Forelle im Gebirgswasser.

Auf dem Schiff traf ich Professor Reithmayr aus München, den Redakteur des Speyerer Kirchenblattes Hellmayer und einen Domherrn aus Speyer — auch diese waren zugleich mit uns in Neapel — kamen aber auf der Landseite und machten jetzt die Seereise

nach Rom zurück. — Ungefähr um 7 Uhr Morgens war ich so glücklich, das dritte Mal nach Civita Vecchia zu kommen. Was für ein Vergnügen, wenn man schon lauter bekannten Figuren begegnet. Der alte Barkenschreiber mit seinen runden Eisenbrillen und seinem grauen zottigen unkultivirten Schnurbart, der im Abverlangen der Frankenstücke für das Ausschiffen eine unersättliche Gewissenhaftigkeit entwickelt; dann der dicke große Cicerone mit seinem schwarzen Schnurbart und braunen, breiten, schlauen, menschenkennerischen Gesicht, wir sind ihm auch schon alte Bekannte, er hat sich uns vom ersten Mal her gemerkt und weiß recht gut, daß wir die wunderbaren Wege zur Polizei und den Konsul jetzt schon auswendig können und daß wir daher seiner gnadenreichen Führung nicht mehr bedürfen. Dann die Herren auf der Dogana, dann wieder die Viertelstunde bis zur Polizei — dann schickt Dich die Polizei zum toskanischen und österreichischen Konsul — der österreichische Konsul ist sehr galant, und sagt: meine Vista ist jetzt nicht mehr nöthig — und wir spazieren wieder auf die Polizei — und die Polizei sagt wiederholt, die Vista des österreichischen Konsuls ist nöthig, sonst unterfertigen wir nicht — alles Dagegenreden umsonst — ein Stoßseufzer um Geduld, und wieder die Viertelstunde zum österreichi-

schen Konsul; der ist selbst über diese Cujonade aufgebracht und sagt: Nun gut, damit die — — Herren auf der Polizei sehen, daß meine Vista jetzt nicht nöthig sei, so visire ich gratis und schreibe auch dazu „gratis“. Dieser Konsul war sehr charmant, auch sprach er sein Bedauern über diese Neckereien aus.

Es war mit derlei eben so kurzweiligen als anmuthigen Unterhaltungen halb 11 Uhr Vormittags geworden. Der „Vesuv“, mit dem wir gekommen waren, ging Nachmittag fort, geradewegs nach Genua. Auf mein Fragen im Hafen, ob denn nicht ein Dampfer nach Livorno gehe — starres: Nein! heute nicht, aber morgen Früh kommt ein Schraubendampfer aus Neapel und der geht morgen Nachmittag fort nach Livorno. — Noch Einen Tag in Civita Vecchia bleiben? Nein! Als wir von Rom kamen, haben wir nicht das stürmische Meer gescheut — es war uns lieblicher, als das Verweilen in dieser Stadt — jetzt nahmen wir uns einen Veturino nach Viterbo — ein öder verlassener und nach Umständen gefährlicher Weg, keine Straße; man rieth uns, lieber nach Rom zu fahren, und von dort nach Viterbo zu reisen, oder bis morgen zu warten. Nein! fort! Der Veturino begehrte 50 Franken. Wir schlossen einen schriftlichen Kontrakt. Um halb 9 Uhr

Abends mußte er in Viterbo sein — dort erfolgt die Bezahlung.

111.

Desperater Weg nach Viterbo. Monte Romano und die gute Verpflegung daselbst.

Wie froh waren wir, als wir drin saßen in einem alten ungeheuren Staatsrumpelkasten von Kalesche, der wahrscheinlich einmal in Rom diente — und jetzt über seine Verbannung nach Civita Vecchia ordentlich trübselig darein sah. — Ach, was für ein öder, unbeschreiblich trostloser Weg! Man sieht gar nichts als ausgedorrtes Erdreich — wenn ein Strauch kommt, ist's schon ein Phänomen — dann schlechte Felder, dann riesenhafte Ruinen in Hunderten von hohen Steinbogen, die von einer alten römischen Wasserleitung noch übrig sind -- und so geht's fort; und gegen 4 Uhr erst kamen wir zu einigem Ackerland und einigen Sträuchern, dann zu einer Gattung spitzbogigem Stadtthor, und dieses führt in eines der langweiligsten, gräulichsten Nester — die mir noch untergekommen — es heißt Monte Romano.

Eine lange Reihe von stockhohen, aus Stein gebauten Kolonistenhäusern, ein Wirthshaus, welches einer

Schilderung werth ist! Wir wollten etwas zum Speisen und Wein. Der ganze Vorrath war eine Schale Taubensuppe — die wollte mein Bruder nehmen, da er sich etwas unwohl fühlte — diese Suppe war aber so gährungssauer, daß man auch keinen Löffel davon verbrauchen konnte. Mir wurde für meinen Hunger — eine alte morsche, zerfallende halbe Taube dargereicht; der Wein wie Essig, auf seiner Oberfläche schwamm eine Unzahl kleiner Kellerfliegen. Das Cisternenwasser unangenehm. — „Kennst Du das Land, wo die Citronen blühn?“ Wann verirrt sich aber auch ein Reisender in diese Art Gegend! Der Veturino, der seine Pferde hier füttern mußte, vertröstete uns auf Viterbo.

Es fiel mit dem Anblick dieser traurigen Gegend eine ungeheuere Oede und Trostlosigkeit in meine Seele; — ich ging in die Kirche hinein, es war kein Mensch drinnen — von dem Hochaltar sah in einem Bilde der kreuztragende Heiland milde und versöhnend herunter. Und wieder ging es nach einer langen Stunde fort von Monte Romano; und jetzt — zerklüftete Felsen mit dunklen, finstern, kurzen Gebüschen, stundenlang kein Haus und keine Seele zu sehen, und so in die Nacht hinein. Der Veturino sah höchst unheimlich aus — wären so einige Kerle aus dem Gebüsch hervorgekommen, er würde sicher mit großer Re-

signation zugesehen haben — was diese Herren eigentlich von uns haben wollen. Später erst erfuhren wir, daß diese Gegend von Monte Romano bis Viterbo in sehr üblem Rufe stehe — und daß hier zur Nachtzeit schon öfter durch höchst bedenkliche Handlungshäuser — von Reisenden Zahlungen eingefordert worden sind. Man sagte: es sei uns zu gratuliren, daß wir davon kamen, ohne in einen derartigen merkantilen Konflikt gerathen zu sein — was eben nicht sehr angenehm gewesen wäre.

112.

Viterbo. Der bescheidene Thorwärtel. Aquila nero (beim schwarzen Adler). Das Wirthshausmonument für Kaiser Nikolaus. Mißlungene Schlauheit des Veturino.

Endlich in Viterbo. Hier wird gegen 9 Uhr schon Alles verschlossen, auch die Stadtthore des alten Viterbo waren schon verrammelt, daß den Eingebornen ihre Schätze nicht davon getragen werden. Der Thorwärtel verlangt zwei Franken; ich halte diese Forderung für unverschämt und gebe ihm 10 Bajocchi; er sagt, dies sei viel zu wenig. Ich heiße den Veturino fortfahren. Der Thorwärtel geht schimpfend daran, das Thor hinter uns auf's neue zu verrammeln, und es war so auch gut! Das Gasthaus „zum schwarzen Adler“ nicht

übel. Warum sollte man auch beim Aquila nero nicht zufrieden sein, und wie sollte Jemand es wagen dürfen: hier auch nur die geringste Klage zu äußern? Auf dem Stiegengang des ersten Stockes findet der Gast ja eine monumentale Marmortafel eingemauert, welche besagt, daß der Kaiser Nikolaus von Rußland auf seiner Rückreise von Rom, als er Gregor XVI. besucht und dem Papst die Hand geküßt, unter den Flügeln des Aquila nero ausgeruht habe. Diese goldenen Buchstaben auf weißem Grund, ja dieser Stein selbst mit seinem historischen Gewicht ist von vorneherein geeignet, jede mindeste Unzufriedenheit schon im Keime zu erdrücken und zu ersticken.

Es blieb uns nichts übrig, als diese mosaikumschlungene Monumentaltafel mit stiller Ehrfurcht in Augenschein zu nehmen, sie als ein Ereigniß in der Geschichte der Einkehrwirthshäuser Mittel-Italiens zu bewundern, und dem Herrn Wirth Giacomo Agnesotti Glück zu wünschen zu seinem einstigen Gast Nikolaus — mit dem er auf Einer Tafel stehend, sich der Unsterblichkeit theilhaftig gemacht hat — mit dem er zugleich in goldumschlungenen Namenszügen in das Treiben der kommenden Geschlechter, in die künftigen Jahrhunderte mit dem schwarzen Adlerblick hineinschauen kann.

Unser Veturino hatte in Civita Vecchia von seinem Herrn diplomatische Aufträge betreffs unser erhalten, das bemerkte ich aus der heimlichen Wichtigkeit, mit welcher Beide vor der Abfahrt noch eine kleine Konversation pflegten, die offenbar auf uns einigen Bezug gehabt.

Den kommenden Tag ging keine Post von Viterbo in der Richtung nach Norden, man mußte also mit einem Veturino weiter; nachdem nun der unsere seine 50 Franken sammt Trinkgeld in Empfang genommen, machte er einen Anwurf: „er selbst mit seinem bequemen schönen legno (Carosse) sei bereit, uns in zwei Tagen von Viterbo aus nach Siena zu spediren, es wird das beste sein, mit ihm abzuschließen, weil wir den Morgen früh 5 Uhr gleich weiterfahren könnten, während es sonst höchst ungewiß sei, ob wir einen Veturino vor Mittag bekommen, des schönen Rumpelkastens gar nicht zu gedenken." Es war nicht schwer herauszufinden, daß der schlaue Geselle jetzt anfing in Folge des erhaltenen Auftrags seine blendenden Wasserkünste vor uns spielen zu lassen. Ich fragte ihn, was er bis Siena begehre: er antwortete 200 Franken; die Verpflegung nicht miteingerechnet. Ich sagte: Wir wollen es uns überlegen und morgen weiter davon sprechen. Das war ihm nun gar nicht Recht — aber seine verschiedenen Gründe

und Vorstellungen, uns zu einem Abschluß zu bewegen, blieben fruchtlos. Ich wollte Viterbo ein wenig anschauen, und ging den kommenden Morgen nach 6 Uhr aus dem Aquila nero durch die Hauptstraßen der uralten Stadt — einmal um die Domkirche und den Sarg der heiligen Rosa von Viterbo zu sehen, die Physiognomie der Stadt überhaupt in Augenschein zu nehmen, und nebenbei irgend einen Veturino aufzustöbern, der nicht so unverschämte Forderungen stellte, wie der aus Civita Vecchia.

113.

Physiognomie von Viterbo. Der Dom und seine Papstgräber. Der beliebte Kapuziner. Die Kirche der heiligen Rosa von Viterbo. Ihr Leichnam. Nochmal die Marmortafel für den russischen Kaiser. Die Geschichte Viterbo's in einem Folianten.

Der Dom ist am äußersten Ende der Stadt — man braucht eine gute Viertelstunde vom schwarzen Adler aus — der am andern Ende liegt, um dorthin zu gelangen. Die Stadt hat an 20,000 Einwohner und liegt gar nicht übel am Fuß des Monte Cimino. Unter den Etruskern hieß sie Fanum Voltumnae, und war die Hauptstadt der Besitzthümer Mathildens. In der Folge residirten hier während verschiedener Wirren in Rom einige Päpste und wurden auch einige Konklave im alten, jetzt verfallenen Palast abgehalten.

Die Domkirche ist auf dem Grund eines Herkulestempels gebaut — ein uraltes Gebäude — auswendig höchst interessant, inwendig restaurirt und mit Kalk gräßlich verarbeitet. An den Stufen des Hochaltars ermordete der grausame Vizekönig Guy von Montfort im Jahre 1270 den Prinzen Heinrich von Cornwall, Neffen Kaiser Heinrich III. Vier Päpste liegen hier begraben, nämlich: Alexander IV., hier in seinem Lieblingsaufenthalt gestorben 1260. Dann Klemens IV., geboren zu Saint-Giles in Frankreich, Bischof von Sabina, gewählt hier 1265 im Februar, auch hier gekrönt und gestorben am 29. November desselben Jahres — ohne Rom gesehen zu haben. Auf ihn folgte das lange Interregnum von 2 Jahren und 9 Monaten. Ferner ist hier begraben Adrian V., der als Kardinalvikar 1276 gewählt wurde — nach der Wahl der erdrückenden Hitze in Rom ausweichen wollte, deshalb da hierher ins luftig gelegene Viterbo kam, wo ihn aber dennoch kurz darauf der Tod ereilte, ohne daß er gekrönt, ja früher noch ehe er zum Priester geweiht worden war. Nach ihm wählten die Kardinäle den Kardinalbischof von Fraskati, Pietro Giuliano de Lisbona, er nahm den Namen Johann XXI. an, wurde aber bald darnach ebenfalls hier von den Trümmern eines einstürzenden Saales, den er selbst hatte erbauen lassen, erschlagen (1277). Ein

ganz armes, kleines Steinkästlein an der hinteren Seitenkirchenthüre der Evangelienseite — mit einer kleinen verstümmelten Statue aus Marmor, ist sein höchst einfacher Sarg. Nur ein altes Weib war in der ganzen Kirche — da ließen sich nun auch Betrachtungen über untergegangene Weltherrlichkeiten anstellen. Rechts vor der Kirchenfronte stehen die durchsichtigen gothischen Ruinen des einstigen Palastes der Päpste.

Auf dem Rückwege fand ich ein Stück Leben aus einem vergangenen Jahrhundert. Ein ältlicher, sehr heiter aussehender Kapuziner grüßte in der Hauptstraße, hier einen Arbeiter, dort einen Kaufmann, kurz er war bekannt in jedem Hause, hatte für Jeden ein freundliches Wort — und es wurde ihm auch allenthalben mit freundlich lächelnder Miene entgegnet. Der Mann muß populär, ein Liebling der Leute sein — überall bekannt und gern gesehen.

Auf dem Gemüsemarkt standen einige Herren beisammen, von denen ein paar auf mich zukamen. Sie erkannten mich als Fremden, und erriethen scharfsinniger Weise, daß ich eines Veturino bedürfe; daher boten sie mir ihre Dienste an. Einer führte mich sogleich in eine Wagenschoppe, zeigte mir eine wirklich sehr elegante und leichte Kalesche — das schönste Legno von ganz Viterbo — wie er's nannte — und begehrte

von hier nach Siena in zwei Tagen 150 Franken. — Also schon um 50 weniger als unser theurer Freund von Civita Vecchia. Ich merkte mir seine Wohnung und bedeutete ihm, ich müsse mir's überlegen. Unterdessen ging ich in die Klosterkirche, in welcher der Leichnam der heiligen Rosa von Viterbo ruht. Die Kirche ist modern, weiße Kalkwände und runde Bogen. Man meldet sich in der Sakristei, und wird zu einem großen, mit Gitter und Holzthüren geschlossenen Bogen an der rechten Seite der Kirche gewiesen. Da geht man einige Stufen hinauf. Eine Nonne öffnet die hohen Flügel — man sieht durch das Eisengitter ungefähr drei Schritte vor sich einen Altar, auf diesem einen gläsernen Sarg, und darin, wohl schwarz, aber noch von Fleisch umgeben und unverwesen, das Angesicht und die Hände der heiligen Rosa.

Das Fest der heiligen Rosa von Viterbo ist nicht für die ganze Kirche vorgeschrieben, sondern nur für den Kirchenstaat und Toskana. Wir erwähnen hier, wie kurz, parteiisch und verächtlich ein sonst sehr billig denkender Protestant, Dr. Förster, in seinem Reisehandbuch für Italien — das Leben dieser Jungfrau abthut, er sagt unter andern bei den Kirchen Viterbo's: „S. Rosa, Denkmal der Jeanne d'Arc des 13. Jahrhunderts, eines jungen Mädchens, das Viterbo gegen Friedrich II. em-

pörte, nach seinem Sieg entfloh, später im Triumph zurückkehrte, mit 18 Jahren starb, und für ihren Enthusiasmus für die Guelfen heilig gesprochen wurde."

Hätte Dr. Förster, den ich persönlich als einen billigen Mann und als keinen Eiferer kenne, doch nur die Lebensgeschichte Rosa's im römischen Brevier aufgeschlagen; oder möchte er's thun für künftige Auflagen seines vielgesuchten Werkes.

Rosa begehrte ins Kloster aufgenommen zu werden — sie wurde aber wegen ihrer Armuth zurückgewiesen — darnach sagte sie voraus — daß wenigstens ihr Leichnam ins Kloster kommen und in demselben seine Ruhe finden werde.

Die Nonne, welche die Thürflügel öffnete, gab durch das Gitter einen kleinen weißen Bußgürtel zum Andenken heraus, der auf dem Sarge der Heiligen gelegen war — dafür kann man fürs Kloster ein kleines Geschenk aufs Geländer legen, die Nonnen aber begehren nichts. — Nicht weit von der Kirche sieht man das uralte Haus, in welchem Rosa geboren wurde, wohnte und starb.

Uebrigens macht hier zu Lande ein Haus, das nur sechs Jahrhunderte alt ist, gar keinen Eindruck — man kann es im Vergleich mit andern Bauten nicht einmal ein altes Haus nennen — es würde ein der-

artiges Haus auch, wenn es reden könnte und eitel wäre wie es Menschen sind, gleich einem ältlichen Herrn feierlich gegen eine solche Benennung protestiren und sagen: „Wie — sechs Jahrhunderte ist ja nicht gar so alt, ich bin ein Haus in den besten Jahren!" — Wer hat nicht schon manches alte Haus in dieser Manier reden gehört?

Nun kam ich zurück zum durch Marmor verkündigten Verpfleger der einstigen russischen Majestät — und stellte ihm die Sache von wegen der Veturini vor. Herr Agnesotti benahm sich des guten schwarzen Adlerrufes würdig; er sagte mir; „Diese fremden Veturini sind unersättliche Hallunken, er aber wisse einen sehr verläßlichen, und wolle uns diesen besorgen."

Das that der Mann auch, wir zahlten nur achtzig Franken — versprachen noch zwanzig darauf, wenn wir kommenden Tages eine halbe Stunde vor dem Florentinerzuge Nachmittags in Siena ankämen, außer einem Trinkgeld, und der Kontrakt war abgeschlossen.

Hätte ich über Summen zu verfügen, so würde ich dem Signor Agnesotti eine Marmortafel für sein zweites Stockwerk übersenden, des Inhaltes: „wie er ein sehr honetter und gefälliger Mann sei, und wie man bei ihm gut wohnen und speisen könne, auch ohne daß man gerade ein Kaiser von Rußland zu sein braucht."

Das, was bis jetzt über Viterbo gemeldet worden, hat weder Mühe noch Kunst erfordert. Nun wollen wir aber eine historische Fackel anzünden, und bis zu den dunkeln Abgründen der Entstehung dieser schönen Stadt niedersteigen. Der gewaltige von Feliciano Bussi (ein Klostergeistlicher aus der Confraternität der Krankenpflege) im Jahre 1742 herausgegebene Foliant: „Die Geschichte Viterbo's," nebst vielen andern gewichtigen und gewichtlosen Aufschlüssen allein 53 Bullen und Aktenstücke enthaltend, ist ein sehr seltenes Buch. In Deutschland wird kaum ein halbes Dutzend Exemplare davon existiren. —

Mögen nun die verehrlichen Leser in die dunklen Abgründe der Vorzeit mit Bussi's erwähntem Grubenlicht sich hinabbegeben, und sie werden auf den ersten 40 Folioseiten durch Hunderte von Citaten, darunter Plinius und Virgil — den Beweis hergestellt finden: daß Alter und Entstehung Viterbo's total unbekannt sind. —

Im Beginne des vierten Jahrhunderts wird die Stadt durch Priester Valentin und Diakon Hilarius dem Heidenthum entrissen.

781 gibt Karl der Große der Stadt Konsuln, Gesetze, Privilegien.

1077 schenkte Markgräfin Mathilde Ligurien und

Thuscien dem Papst und seinen Nachfolgern, die Hauptstadt geht bei diesem Geschenke mit. In das Territorium der Stadt gehörten 33 Schlösser und Ortschaften.

So viel über Viterbo — seine einstige Größe und seine denkwürdigen Geschicke, wir meinen es ist genug. Sonst hat Viterbo im Aussehen Anklänge an alte deutsche Reichsstädte — denen man es noch ansieht, daß ihre steinernen Räumlichkeiten für eine größere Fülle von Herrlichkeit bestimmt waren — als jene ist, die sie gegenwärtig einschließen.

114.

Ueber Monte fiascone. Die alte Anekdote vom Estwein. Eine neuere vom Lutherbrunnen. Der Bolsena-See. Amalsuntha und Dante.

Rein und frisch wehte die Morgenluft her, und wir verließen Viterbo mit seinen sonst noch als überaus schön gerühmten Brunnen, bei denen aber nicht gar viel dahinter ist, außer der Fontana grande, die aus dem zwölften Jahrhundert herrührt — und kamen in eine vulkanisch total zerklüftete Gegend; über eine Stunde lang sieht man links die Stadt Monte Fiascone (das Mons Taliscorum der Alten) auf einem Berg liegen, bis man endlich hart an ihren Mauern vorüberfährt — weil es sich nicht der Mühe lohnt, in dieselbige hineinzugehen.

Von Außen aber gewährt sie einen höchst originellen Anblick — sie steht auf einem abgeschnittenen Felsenkegel, die Mauern und Felsen haben Eine Farbe und ganz dasselbe zerklüftete Aussehen, so daß man nicht weiß wo die Mauern anfangen und wo die Felsen aufhören. Um ein grünes Sträußlein aber siehst Du Dich vergebens um. In der Gegend wächst, eben weil der Boden vulkanisch ist, ein vortrefflicher feuriger Wein.

Jeder Reisende, der noch einige Zeilen über Italien publizirt hat und hier vorüberkam, hält es für seine Pflicht, jenes Grafen Fugger zu gedenken, der eine Augsburger Dompräbende besaß — hier zu vielen Estwein getrunken haben — und daran gestorben sein soll, so daß sein Diener in Betrübniß über den unfolgsamen Herrn diesem die Grabschrift gemacht hat: Est, est, est, propter nimium Est, dominus meus mortuus est. Seume — der es auf die Katholiken besonders scharf hatte, verlieh in seinem „Spaziergang nach Syrakus" diesem Grafen Fugger sogar die Bischofsweihe, indem er die obige unvermeidliche Anekdote erzählend — ihn einen Bischof nennt; was die Sache jedenfalls noch etwas pikanter macht. Ich für meinen Theil gestehe, weder die Kirche noch eine Grabschrift gesehen zu haben, meine auch, es sei den

meisten Berichterstattern wie mir ergangen, denn dies Montefiascone sieht wie ein großer Backofen aus und man hat kein Gelüst den Kopf in selbigen hineinzustecken, sondern fährt heiteren Sinnes an den schwarzen Mauern vorüber und sieht hinab auf den lachenden Bolsena-See.

Hier kann ich nicht umhin ein Ereigniß einzuflechten, welches mir bei dieser Geschichte von Montefiascone einfiel, und das ich selbst miterlebte. Ich war im Jahr 1841 auf einer Reise nach Berlin. Damals gab es zwischen Dessau und Potsdam noch keine Eisenbahn. Nun benutzte ich eine Art Messagerie, es waren 6 Personen im großen Kobel beisammen. Darunter ein Berliner Bäcker sammt Gemahlin und Sohn, dann noch ein junger gemüthlicher Wiener und ein Leipziger Handlungsreisender. Es war eine sehr unheimliche Nacht, der Regen quoll in Strömen nieder, und glücklich der, welcher im Wagen schlafen konnte. Die Bäckerin schien etwas pietistisch gefärbt — sie phantasirte schon in Wittenberg von Luther. Es hielt nun der Wagen irgendwo, und der Kutscher schrie: Jetzt sind wir am Luthersbrunnen. Das setzte die Bäckermeisterin in eine völlige Verzuckung. Sie stieß den jungen Wiener so lang bis er erwachte, in der Meinung es mache ihm dieses Dasein beim Luthersbrunnen eine ebenso große Freude wie ihr. Der rief nun

etwas unwirsch: „Was ist's denn, was wollen Sie denn, warum wecken Sie mich auf?“ Die Frau: „Hören Sie, wir sind da am Luthersbrunnen, wo der große Mann getrunken hat.“ Der Wiener erwiederte immer noch in seiner mürrischen halbausgeschlafenen Laune: „Lassen Sie sich nicht anplauschen, der Luther hat sein Leben kein Wasser getrunken.“ — —

Und weiter ging's über eine Stunde lang vorüber am Bolsena-See, der eine sehr liebliche Lage hat — rings an seinen Ufern umkrönen ihn mit einem viele Stunden langen mächtigen Friedenskranz blühende Oelwälder und blaue Hügel, und Montefiascone schaut vom Berg herab; — dann kommt man zum Flecken Bolsena selbst, jetzt ein höchst unbedeutendes Nest, vor dritthalbtausend Jahren stand an der Stelle desselben das Volsinium der Etrusker, eine große und reiche Stadt — so daß die Römer, als sie dieselbe eroberten, allein 2000 Statuen fanden. Die Steinhügel rechts vom See sind mit Ruinen überstreut. — So lieblich der See aussieht, so ungesund wirkt im Sommer seine Ausdünstung. In der Mitte desselben sind ein paar kleine Inseln, Martana und Bisentina. Auf der ersteren wurde im Jahre 535 Theodorichs Tochter in der Gefangenschaft ermordet. Der Name der Unglücklichen klingt aber jedenfalls noch um 50 Prozent romantischer,

als der ihres Vaters: sie hieß Amalsuntha. Hier an diesem prachtvollen Bolsena-See ist auch Dante's Leier erklungen; und wem hat das Lied des großen Sängers gegolten? Waren es Trauerklänge vielleicht über das Loos der schönen unglücklichen Amalsuntha? O nein, in die Seetiefen stieg für diesmal des Sängers Begeisterung nieder — er besang die fetten, sehr geschmackvollen Aalfische, die hier im weiten klaren Gewässer des Bolsena-Sees gefangen werden!

115.

Die Veturini und ihre Pferde. Lorenzo nuovo. Aquapendente. Das prachtvolle Polizeibureau daselbst. Der alte Aspetti momenti.

Wieder kommt nach ein paar Stunden ein kleiner Ort, Lorenzo nuovo. Der Veturino fährt ausgezeichnet — aber die armen Rosse! Fünf Stunden lang geht es bisweilen ununterbrochen fort in einem Zuge. Höchstens halten sie irgendwo an einem Brunnen und fahren mit einem im kalten Wasser getränkten Schwamm ein paar Mal über die Nüstern ihrer Pferde. — In Lorenzo hielt er eine Viertelstunde. Wir gingen in die Herberge und suchten oben, unten, es war Niemand zu finden. Endlich erschien ein junger Mann,

der sich als Cameriere gerirte. — Frage: Ob etwas zum speisen zu haben sei? — Nein, gar nichts, nur Brot und Wein. — Also gut, Brot und Wein! — Es vergehen 10 Minuten, kein Mensch zu sehen. Ich suche — in einem etwas dunklen Holzgang begegnet mir eine männliche Gestalt, die ich für den Cameriere halte und über sein Ausbleiben zur Rede stelle; ein lautes Gelächter tönt mir entgegen. Ein Franzose erzählt mir: Mir geht es wie Ihnen, ich suche auch den Cameriere, meine Frau und Töchter haben sich schon herbeigelassen selbst etwas zu kochen — aber wir bekommen weder Mehl noch Eier. — Endlich bringt der junge Mann eine Flasche Essig. Wir versuchen davon, reichlich mit Wasser gemischt. Es geht nicht. — Also ein Stücklein Brot; und weiter fort. Uebrigens war der Wirth ein sehr ehrlicher Mensch und ließ sich für die Flasche Wein — weil sie nicht getrunken, sondern nur gekostet wurde, auch nur zwei Bajocchi zahlen; ein Umstand, der für Italien notirt zu werden verdient. Diese kleinen Begebenheiten sollen zeigen, wie man hier bisweilen daran ist. — Wieder wird ein paar Stunden gefahren; und es erscheint das Städtlein Aquapendente auf einem Basaltfelsen gebaut und an einen Berg gelehnt. Hier residirt der Bischof von Castro. Hohe Häuser, enge Gassen, etwas schmutzig, und über 3000 Einwohner. Ein

alter Soldat, jetzt Polizeidiener, ersucht um unsere Pässe und bedeutet uns mit ihm zu gehen. Das Gäßlein zur Polizei, dieser Gränzstation, ist so eng, daß man mit einem Wagen nicht hineinkommen kann. Wir folgen dem alten Schnurbart durch diese sehr finstere, schmutzige enge Gasse, er geht uns voran in einen noch engeren Hof — hier zeigt sich ein Schmutz, der es sich selbst verbietet genauer beschrieben zu werden. Einige Stiegen aufwärts. Da sitzt ein junger Mann in einem Zimmer mit der Fensteraussicht auf eine Schnur, die vom jenseitigen Haus des Gäßleins herüber gespannt ist — und an welcher, vom milden Hauch unterschiedlicher Nachmittags-zephire bewegt, sehr schwere mit dicken Lappen vielfach geflickte Strümpfe und Weiberröcke mehr baumeln als flattern. Der junge Mann nimmt unsere Schriftstücke und begibt sich in das Nebenzimmer zu einem ältern; in das dumpfe Gemurmel des Amtsgeheimnisses gehüllt — tönen bisweilen einige abgerissene Worte heraus.

Die Geschichte dauert schon etwas zu lang. Der uns scharf bewachende Alte ward von mir über diese Verzögerung geflissentlich so laut zur Rede gestellt, daß es die beiden Diplomaten im Nebenzimmer hören konnten. Der Alte kann es gar nicht fassen, wie man es wagen darf, nicht mit Allem und Jedem, was seine beiden Autoritäten zu thun belieben, total ein-

verstanden zu sein. Er hält zuerst beide Hände flach ausgestreckt in einer Weise vor sich hin, als hätte er irgend eine Väterrolle zu spielen und wäre eben im Begriff, einen in die weite Welt hinausreisenden, eben vor ihm auf den Knieen daliegenden Sohn zu segnen, dann drückte er diese Hände nieder, als hätte er einen widerstrebenden Gegenstand zu bewältigen; dieser Gegenstand aber war unsere Ungeduld — sie sollte durch die aufgeführte dramatische Darstellung niedergehalten werden, weshalb er auch während des Niederdrückens die beschwichtigenden Worte sprach: Aspetti momenti! sch — — sch! Dieser eigenthümliche Zischlaut wurde an 5 Sekunden lang feierlich ausgedehnt. Als ich erwiderte: „Wir haben doch schon lange genug gewartet, gehen Sie hinein und bringen Sie einmal die Pässe heraus“ — sagte der Alte wiederholt mit gesteigerter Würde: Aspetti momenti; diesmal wurde das darauffolgende sch in ein scharf sausendes ss verwandelt, und dieselbige Niederdrückung der Hände in Anwendung gebracht.

Ach, der gute Alte — sein ganzes feierliches Wesen machte einen unsäglich komischen Eindruck; der Mann war nicht im Stande, das angefochtene Autoritätsprincip seiner beiden paßpolizeilichen Chefs herzustellen, ich öffnete trotz seiner flehenden Geberden —

doch zu solchem Frevel mich nicht verlocken zu lassen, die Thüre, hielt den Herren drinnen die Uhr vor, und fragte: Wie lange wir denn noch warten sollten? — Der ältere der Herren erklärte nun mit großer Würde, daß wir einige Paoli zu zahlen hätten — dieses geschah und die diplomatische Verwicklung löste sich schnell und friedlich. — Jetzt war auch der Alte aus guten Gründen so höflich, uns wie ein, in seiner Behausung wohlbekannter Augias durch jenen kleinen Hof, in welchem jeder Schritt mit Bedenklichkeit und Vorsicht gemacht werden mußte, bis zum Wagen zu begleiten, und uns gute Reise zu wünschen. Mit einem eigenthümlichen, halb verschämten, halb erstaunten und halb milde verzeihenden Blick, als ob er sagen wollte: „Eigentlich soll ich von Euch nichts nehmen, Ihr Rebellen! Aber wer wird auch immer so strenge sein,“ — steckte der alte Schnurbart einige Bajocchi für seine Bemühung in die Tasche. Als wir zu unserm Wagen kamen, waren ungefähr an 30 Acquapendentuli um denselben versammelt, Buben, Weiber und andere männliche Tagdiebe. Nun ließen wir uns, um nicht aufgehalten zu sein und schnell weiter zu kommen, durch einen der umstehenden Buben eine Flasche Wein und Brot in den Wagen bringen. Der Junge begehrte lächerlich viel für den

gebrachten Wein. Als ich ihm sagte, das werde er nimmer bekommen, er solle seinen Wein wieder zurücktragen, fragte er: „Nun, was wollen Sie dafür geben?“ Ich bot ihm die Hälfte des Verlangten; er nahm es, denn es war für ihn immerhin noch ein gutes Geschäft, wie es das laute Hohngelächter sämmtlicher herumstehenden Schlingel anzeigte, in welches der weinbringende Bub vom Herzen einstimmte. Wer bei ähnlichen Gelegenheiten nicht herzlich mitlachen kann, dem mangelt der nöthige, zum geruhigen Leben unentbehrliche Humor. Auch dieser Wein wieder ungenießbarer Essig, und selbst das Brot, welches sonst in Italien in der Regel wenigstens genießbar ist — schlecht. Den Wein gaben wir dem Veturino, der mit den essigsauren Landesgebräuchen vertraut, die rohrumflochtene, ganz im alten Pompejanerstyl geblasene Flasche nach einigen Versuchen bemeisterte, nachdem er den in Mittelitalien üblichen Flachspropf aus dem auch landesüblich stets in Glasscherben auslaufenden Flaschenhals herausgezogen und wie verächtlich auf den Weg hingeworfen hatte.

116.

Der Berg von Radicofani. Differenzen mit dem Veturino. Die Herberge in Radicofani, wo Pius VII. übernachtete. Verschiedene Ortschaften. Betrachtung über die Cypressen.

Nach einigen Stunden bei der toskanischen Grenze in Ponte Centino. — Wir müssen heute noch nach Radicofani kommen, auf einen an 3000 Fuß hohen Bergrücken. Es ist schon Abend, als wir am Fuße des Berges bei einem Hause stehen bleiben. Der Veturino meint: es sei das Beste, hier zu übernachten, denn heute kriegen wir keine Vorspannpferde mehr. Ich weise ihn auf den Kontrakt. Er hält mir die reine Unmöglichkeit entgegen. Ich deklarire ihm unerschüttert, mit allem Ernst meinen unbeugsamen Willen. Er: dann müssen wir Ochsen vorspannen. Ich: auch gut, er soll nur schnell machen. Nun geht er fort, bleibt eine Viertelstunde aus und bringt doch Pferde.

Wir haben seit dem Frühstück in Viterbo noch nichts zum Speisen bekommen. Ich frage das Weib des Straßenwärters, an dessen Haus unser Wagen steht: ob sie denn gar nichts vorräthig habe? Sie sucht und findet — Ein Ei. — Ich sehe mich vorm Hause um und werde auf einer Anhöhe ungefähr 5 Minuten weit ein Bauernhaus gewahr und frage: Haben sie da droben Hühner? — Ja. — Nun

so geht hinauf und holt Eier. — Das geschieht. Auch Wein wird servirt — aber die Frau sagte schon beim Hinstellen desselben: Den werden Sie wohl nicht trinken! — Sie mußte noch von irgend einer alten etrurischen Sybille aus dem Heidenthum herstammen, daher ihr scharfer prophetischer Blick. Es geschah also, wie sie es vorhergesagt. Derlei an und für sich höchst unbedeutende Begegnisse werden hier nur angeführt — um zu zeigen, wie hinter den gerühmten blühenden Citronenbäumen auch bedeutende Schattenseiten derselben sich vorfinden.

Nun ging es an zwei volle Stunden aufwärts. — Diesen Berg wurde Pius VII. bei seiner auf Napoleons Befehl geschehenen Entführung aus Rom — im Geleit des Generals Radet und der kaiserlichen Gensdarmen wie ein Verbrecher hinaufgeschleppt. — Wir blieben im selben einsamen Gasthaus über Nacht — in welchem auch dem gefangenen Papste, weil ihn das Fieber durchschüttelte, von seinen Schergen gegönnt wurde, eine Zeitlang auszuruhen. Hier ist schon das Gebiet des Großherzogthums Toskana. In diesem Gasthof zu Radicofani bekamen wir endlich geröstetes Fleisch und sogar eine Gattung Suppe. Im ersten Stock ein sehr großer öder Corridor mit vielen Zimmern und wenig Comfort. Am frühen noch finstern

Morgen saßen wir wieder in der Kalesche; die Luft wehte kalt her und nun ging es ernstlich bergab auch wieder ein paar Stunden. Radicofani steht nämlich nach der Aussage der Erdkundigen auf dem Kegel eines ausgebrannten Vulkans. So ein armer Reisender, der tagelang nichts Rechtes zu essen bekommt, ist am Ende mit aller leiblichen und geistigen Nahrung zufrieden, und nimmt auch in Ergebung und Geduld hin, was die Erdkundigen in den Vulkankesseln ihrer Köpfe auskochen und ihm auftischen.

Vormittags wurden die Ortschaften Poderina, S. Quirico und Torrinieri abgethan. Die Gegend ist hier erträglich; es zeigen sich Gebirge und auf der Straße stehen in Gärten bisweilen Cypressen. Wie aber der Staub gegen alle Bäume feindselig ist — so wirkt er ganz besonders schädlich auf die Cypressen. Ist die Cypresse nicht voll, dicht belaubt und tiefgrünen Ansehens — und fängt sie an wie ein Kehrbesen durchsichtig zu werden, und ist ihr Blattwerk staubig, so macht dieser sonst so liebliche, zur stillen Melancholie einladende Baum einen Eindruck zum Erbarmen. Ein solcher Baum wär' mit einem Frauenzimmer zu vergleichen, die in abgestoßenen und abgefärbten Trauerkleidern herumgeht, und außer der Trauer um einen Hingeschiedenen auch noch die Traurigkeit der Ar-

muth zur Schau trägt. — Ist ja auch die dunkle Cypresse eine Art Trauergewand in der Pflanzenwelt; darum sehen wir sie auch hingepflanzt auf Gräber, und auf Todtenhaine in Gruppen, welche heulen, wenn der Wind durch ihre Wipfel fährt, wie dunkel gekleidete Klagefrauen.

Wir waren von Morgen 5 Uhr bis 12 Uhr Mittags ohne Unterbrechung fortgefahren; also sieben Stunden lang und zwar mit denselben Pferden, die uns zudem noch heute längstens um halb 4 Uhr nach Siena bringen sollten.

117.

Buonconvento. Schilderung eines wällischen Krähwinkel. Der Gasthof. Speisesalon. Die Thüre als Kunstgallerie. Träume eines deutschen Künstlers. Die Stadtthore. Die Kirche. Der merkwürdige öffentliche Brunnen. Der Stadtthurm und die exempelreichen Wappen der Podestà.

In Buonconvento kündete der Veturino an, daß hier eine gute Stunde gehalten werden müsse. Der Mann schien also zu meinen, wir wollen den Pferden auch diese Ruhe nicht vergönnen. Wo fährt in Deutschland ein Kutscher 7 Stunden in Einer Tour? Es wäre eine Preisaufgabe für Zoologen, zu erörtern, warum die Pferde in Italien so ausdauernd

sind, und warum sie dabei doch immer nicht schlecht aussehen? Das muß sicher im Klima liegen, welches besonders den Lungen günstig zu sein scheint. Die offenbare, an ihren armen Pferden ausgeübte Grausamkeit und Schinderei suchen diese Veturini durch wiederholte Lobsprüche auf dieselben gut zu machen, und so gleichsam ihr Gewissen zu beruhigen.

So oft dieser Veturino, der ein geborner Römer und sonst ein vortrefflicher, ganz guter und ehrlicher Kerl war, in sein Gespann hineinpeitschte, und die Pferde mit erneuerter Gewalt ausgriffen, drehte er sich lächelnd zu uns herum, wies mit dem Peitschenstyl nach vorn und sagte fragend: „Buoni cavalli?“ und war sehr zufrieden und geschmeichelt, von uns auf seine herausfordernde Frage einige si, si, oder irgend eine andere bejahende Antwort zu vernehmen.

In Buonconvento, einem höchst originellen komischen Städtlein, wurde Mittag gehalten. Die Schilderung dieses mittelitalienischen Ortes dürfte nicht ohne Interesse sein, — sicher hat sich noch kein Reisebeschreiber darüber hergemacht. Gleich bei der Einfahrt des Städtchens, links, ist der einzige Gasthof. Im ersten Stock der Speisesalon und von diesem aus mehrere Schlafzimmer für Gäste, in einem jeden zwei bis drei Betten. Diese Schlafzimmer sind so sinnreich eingerichtet, daß jene, die

in dem letzten Zimmer schlafen, durch die ersteren durchgehen müssen. Die zwei Fenster des Speisezimmers gehen in eine Art halb Hof, halb Garten und lassen ein Stück Stadtmauer im Hintergrund sehen. Um aber überhaupt etwas zu sehen, mußt Du die Fenster aufmachen, denn die Glasscheiben werden hier für ein unantastbares Heiligthum gehalten. Sie sind viele Jahre lang nicht gewaschen worden, und werden überhaupt gar nicht gewaschen, das wäre gegen ein altes Herkommen, welches mit großer Strenge eingehalten wird. Durch die matte Färbung, welche die Scheiben, außer dem sonstigen Staub und Schmutz, der Bemühung einer Legion von Fliegen verdanken, wird die Gewalt der Sonnenstrahlen gebrochen und in diesem Zustande tragen außer den innern Holzläden — auch die Fenster bei, die Hitze abzuhalten. Diese Fenster sehen darnach nur aus wie etwas dünnere Läden, und die Läden wie etwas schmutzigere Fenster.

Auch in diesem Speisesalon sollte die Kunst ihre Blüten treiben, und zwar die deutsche. An der schmutzigen, vor unermeßlichen Jahren einmal mit einer grauen Wasserfarbe angestrichenen Thüre zeigten sich mit einem Bleistift viele Köpfe und auch einige ganze Gestalten in kühnen Umrissen gezeichnet. So riß Michel Angelo im Bewußtsein seines Genies auf einmal unfehlbar seine Contouren mit einem spitzen Instrument in den Platfond

der Sixtina, wie es, wenn man auf einem Gerüste der Malerei näher steht, noch heut zu Tag ersichtlich ist. Unter den Figuren und Köpfen der Thüre stand: „Wiseler, 1844.“ Also Werke eines deutschen Kunstjüngers, der sie schuf, als er von Rom kam, oder nach Rom ging. — Aus der Sicherheit, die sich im Anfertigen dieser verschiedenen Köpfe aussprach, konnten wohl auf die Kunstphantasien des jungen Mannes einige Schlüsse gezogen werden. Er mochte sich mindestens für einen Michel Angelo im kleineren Format gehalten und dabei gedacht haben: „Ha, nur noch einige Jahre, und mein Name wird glänzen am Himmel der Kunst, ein goldener Stern! Italien gab mir die letzte Weihe. Michel Angelo's Kühnheit ist mein Ideal! Diese miserablige Thür — wie sie da ist — sie wird einmal geholt werden in die Sammlung der Handzeichnungen nach Florenz — wenn ein Bild von mir dort die Tribune ziert, und mein Porträt in dem Saale der Bildnisse berühmter Maler hängt!“ — —

Ach, noch immer ist der Stern am Kunsthimmel nicht aufgezogen, noch kein Bild von Wiseler in der Tribune zu Florenz, noch kein Porträt abverlangt, und die schmutzige Thüre hängt mit sammt ihren wundervollen Köpfen noch immer ruhig in ihren Angeln zu Buonconvento!!

So blühen wohl alljährlich Hunderte und Tausende von antizipirten Kunstfreuden in jungen Künstlern empor — aber ihre Sterne gehen unter — noch ehe sie aufgegangen sind! Auch die Kunst ist nicht frei von Mühsal und Trübsal — was für Hemmnisse sind oft wirklichen Genies in den Weg geworfen, so daß sie ihr Leben lang nicht an ihr Ziel gelangen können!

Aus den melancholischen Gedanken — die aus dem Mitleid mit Künstlern — die keine rechte Anerkennung finden, herauswuchsen — vertrieb mich die Erscheinung der Wirthin.

Die Frau ist außerordentlich artig, sie stoßt die Töne mit klarer Stimme so gellend heraus, wie ein gut aufgelegter Kanarienvogel, und macht uns nach der Erklärung, daß das Mittagsmahl erst in einer halben Stunde bereit sein wird, den Antrag: ob es uns derweil gefällig wäre, spazieren zu gehen und „die Stadt“ anzuschauen. Nun gut, benützen wir die kostbare Zeit, und schauen wir sie an „die Stadt;“ sie ist ja auch von historischer Wichtigkeit; lassen wir aber ihr gegenwärtiges Aussehen vorausgehen.

Das ganze Buonconvento besteht eigentlich nur in Einer Hauptgasse zwischen zwei Stadtthoren, nur auf einer Seite biegen ein paar sehr schmale, für Wagen gar nicht zugängliche Seitengäßchen hinein. Die Haupt-

gasse — also die Länge der Stadt — wird kaum 100 Schritte betragen. An Einem Stadtthor ist die Kirche — ein Gebäude aus dem vorigen Jahrhundert ohne allen Kunstwerth. Neben der Kirche der öffentliche Brunnen, mit einem drei Schuh hoch über der Erde angebrachten Thürlein zugesperrt — jede Magd, oder überhaupt jede Wasserholerin hat ihren Schlüssel. Der Brunnen darf nämlich nicht verunreinigt — es dürfen keine Steine hineingeworfen werden, und die dritthalb Straßenjungen Buonconvento's sind wahre Teufelskerle, der Podestà und Magistrat hat Tag und Nacht zu sinnen — wie den Tollheiten dieser boshaften Menschenklasse im Interesse sämmtlicher Einwohner Buonconvento's Abbruch geschehen könne.

Im Brunnen ist kein Wellrad, keine Kette, kein Strick und kein Schöpfeimer. Die Bürger dieser Stadt konnten sich sicherlich über die Vorlagen, Pläne und Zeichnungen, welche der Faßbinder, der Schlosser und Seilermeister über die obigen Kunstgegenstände einreichten — nicht vereinigen, und darum bleibt es bei der schönen seit Jahrhunderten üblichen Gewohnheit, daß jede Magd mit ihrem Wassertopf aus Thon oder Holz, auch zugleich einen Strick mitbringt, um das Gefäß daran hinabzulassen und heraufzuziehen. Man hat somit hier Reminiszenzen an die patriarchalischen Zustände

des alten Testamentes; und ein Rebekka-Maler könnte da seine Studien machen. In der Mitte der Hauptgasse steht das Rathhaus mit einem viereckigen uralten Thurm. Auf der Mauer des Thurmes, die gegen die Straße herausgeht, sind ohne symmetrische Ordnung — so wie vom Zufall hingesäet, ungefähr ein Dutzend kleine Wappen von glorreich hingegangenen Podestà's des Städtchens angebracht; und sie verkündigen noch heut zu Tage mit ihren bunten, etwas verblichenen Farben dem Durchreisenden — die Weisheit, Gerechtigkeit und sämmtliche anderen unentbehrlichen Regententugenden dieser großen, in die Weltgeschichte eingreifenden Männer, und der Schulmeister von Buonconvento kann — um seinen Jungen aufmunternde Beispiele vorzuhalten, hinzeigen auf die Wappen dieses Thurmes und zu diesen seinen Jungen sagen: Da seht einmal hinauf, wie hoch man es durch Fleiß und Sittsamkeit bringen kann!

118.

Das öffentliche Leben in Buonconvento. Die sechs Kaffeehäuser, ihre Schilder und ihr Aussehen.

Ueber alles merkwürdig sind die Spuren öffentlichen Lebens, welche sich in dieser äußerst niedlichen

Stadt — die das Ansehen hat, als ob ein Knabe dieselbige mit hölzernen lackirten Häusern aus seiner Spielereischachtel zusammengestellt hätte, vorfinden.

Buonconvento hat in seiner Hauptgasse nicht weniger als 6 Kaffeehäuser. Hier sollen nun die originellen Schilder derselben wörtlich aufgezeichnet sein.

1. Caffè dell' aurora. 2. Caffè dell' popolo, Birra de Siena. 3. Caffè della posta, e liquori. 3. Caffè dell' gusto. 5. Caffè della sollecitudine, et altri* generi. 6. Mescita di Caffè, liquori et altri generi.

Jedes dieser Kaffeehäuser ist 5 Schritte lang und 2 Schritte breit. In jedem stehen 2 bis 4 kleine Tischlein, — Sessel mit drei Füßen (der vierte fehlte) hab' ich auch gesehen. Wahrscheinlich werden in diesen Kaffeehäusern zugleich Turnübungen und verschiedene Balanzierkünste et altri generi aufgeführt; denn gewöhnliche schwerfällige Leute entbehren ungern den vierten Sesselfuß — von wegen den Schwankungen europäischen Gleichgewichtes; jeder aber ist sich selbst Europa. Die Thüren sind offen. Gleich beim Eingang macht sich eine Art gläserner Sarg mit verbleichtem abgestorbenem Zuckerwerk — bemerkbar. Glasdach und Glaswände sind als Schutz gegen die Fliegen angebracht. Uebrigens ist zu vermuthen, daß selbst die Fliegen an

diesen Bäckereien kein rechtes Plaisir mehr finden; und es scheint mehr noch die genäschige Jugend bei Anwendung besagter Vorkehr im Auge behalten gewesen zu sein. Sämmtliche Caffè's waren total leer — nicht einmal die Besitzer befanden sich darin.

Nur vor der Thüre della sollecitudine saß ein alter Gesell, gleichsam nur aus Sorgfalt und Bekümmerniß für die Ehrenrettung Buonconvento's: daß es nicht heiße, die Stadt hat 6 Kaffeehäuser und nicht Einen Gast. — Was hätte unser gemüthlicher Baier von Fraskati hier wieder für scharfe, bierkritische Bemerkungen loslassen können, wenn er im Caffè del popolo einige Flaschen gewiß + 18° Réaumur warmes Birra de Siena auf den Brettern ober der Schankbude erblickt haben würde!

Als ich die Schilder in mein Notizenbuch schrieb, wurden ein paar Jungen und ein paar kleine Mädchen aufmerksam, und begleiteten mich höchst neugierig. Auch der Alte vor dem Kaffeehaus warf mir einen forschenden und prüfenden Blick zu, als ob er sagen wollte: „Was muß Der im Sinn haben? Zeichnet er den Plan unserer Festung, will er Buonconvento mit einem Kriegsheere überziehen, ist es auf die Zerstörung unserer Stadt, auf den Ruin unserer Kaffeebottegen abgesehen? Wer kann es wissen! Oder ist er ein Spion, oder ist

er von der Regierung zu Florenz in geheimen Aufträgen hieher gesandt? Wer kann's wissen?" — — Sicher wurde am Abend über den merkwürdigen Umstand gesprochen: daß ein Fremder herumgegangen sei, und sich Verschiedenes aufgeschrieben habe.

119.

Die historische Merkwürdigkeit der Stadt. Der Tod Heinrich VII. von Luxemburg hier — angeblich in Folge einer vergifteten Hostie. Widerlegung des Mährchens durch Protestanten.

Historisch merkwürdig ist aber dies Städtlein, weil hier der deutsche Kaiser Heinrich VII. von Luxemburg am 14. August 1313 starb, als er eben gegen seinen Feind, den König Robert von Neapel, mit einem Kriegsheere ziehen wollte. Die Feinde der Florentiner haben ausgesprengt, und die Feinde der katholischen Kirche es gehörig nachgebetet, Heinrich VII. sei in dieser Stadt von einem Dominikaner, Namens Bernardo de monte Politiano — der von den Florentinern hiezu erkauft war, mittelst einer vergifteten Hostie getödtet worden.

Da diese Lüge auch in jüngster Zeit von der Parteileidenschaft wiederholt worden ist — muß zur Ehrenrettung von Buonconvento folgendes unverdächtige und unparteiische Zeugniß angeführt werden.

Der sehr ehrliche protestantische Iselin sagt schon im Jahre 1743 im vierten Band seines großen historischen Werkes hierüber in seiner biedern treuherzigen Weise: „Es sind in der That sehr starke Beweisthümer vorhanden, daß jenes geschrei falsch sei, massen erstlich Johann Villani, ein Florentiner, der zu dieser Zeit gelebt, und was vorging von Zeit zu Zeit aufgeschrieben, umständlich meldet, wie der Kayser schon vor seiner Abreise von Pisa sich etwas unpäßlich befunden, hernach in dem Senesischen, wodurch er zur neapolitanischen Expedition reisete, immer kränker worden, so daß er die Bäder von Macereto zu gebrauchen für nöthig erachtete, von welchem Ort er sich endlich gegen Buonconvento bringen lassen, und allda gestorben sei. Wobei zwar nicht zu läugnen, daß Villani sonsten für sein Vaterland ziemlich passionirt gewesen, aber dabei auch dieses gewiß ist, daß, wo zu selbiger Zeit nur dergleichen gerücht um Florenz herum ergangen wäre, solches von ihm nach der auch in andern Dingen habenden gewohnheit nicht wurde verschwiegen geblieben, und wenigstens öffentlich widerlegt worden sein. Sonderlich war dieses manns gemüth von derlei Arglistigkeiten entfernet, welche müßte gebraucht sein worden, wo er die umstände von dem anfange des Kaysers krankheit, und wie solche allmälig zugenommen, bis sie

demselben zuletzt den Tod verursachet, zur verdeckung der schandthat seiner Landsleute gänzlich ertichtet hätte. Zu geschweigen auch, daß er viele andere Missethaten der Florentiner unverholen seinen Schriften einverleibt hat, welche denselben nicht mehr Ehre machen, als die Vergiftung dieses ihres heftigsten Feinds thun möchte."

„Allein zu diesem ersten Beweisthum kommt noch ein anderer, viel stärkerer dazu, daß nämlich die Gemalin und erben dieses Kaysers, als das geschrei von dergleichen that etwas zeit hernach auskommen, dem Bernardo di monte Politano ein schriftliches und wohlverwahrtes zeugniß seiner Unschuld gegeben, welches von Leibnitio in seinem Codice Juris gentium Diplomatico von wort zu wort eingebracht worden, wobey dann nicht in zweifel zu ziehen, daß dieser sich der wahrheit solchen Instruments wohl werde versichert haben, ehe er es dafür ausgegeben." — —

Nachdem wir nun die Stadt Buonconvento in geographischer und historischer Beziehung vielleicht zugleich mit der Geduld der Leser erschöpft haben — können wir uns das Zeugniß einer guten Verwendung jener halben Stunde vor dem Speisen doch auch nicht versagen. —

120.

Reise nach Siena. Florenz. Die Loggia dei Lanzi und die Münchener Feldherrnhalle. Der Dom. Verunstaltung der Façade. Der Architekt Georg Müller.

Von Buonconvento fängt das Land immer schöner zu werden an. Es geht noch durch Monterone, und dann kommt Siena mit seinen lieblichen Landhäusern und Gärten, mit seinen vielen Gruppen schlanker Cypressen, mit seinen auffallend netten reinen Straßen und Häusern, mit seinem wundervollen Dom, dem wir leider nur die flüchtigste Besichtigung zuwenden konnten, weil wir die Eisenbahn nicht versäumen, und Florenz noch denselben Tag erreichen wollten. Was ist Siena gegen Florenz?

Was soll man sagen vom Weg, der von Siena nach Florenz führt! Ein blütenreicher Garten mit Berg und Thal, und wie große und kleine Perlen in das üppige Grün von Baumgruppen, Maulbeerbäumen, Cypressen, Obstbäumen aller Art, Wiesen — hineingestreut Städte, Dörfer, Landhäuser, Alles gehäbigen, netten Aussehens, Poggibonsi, Certaldo, Castel fiorentino, Empoli u. s. w. u. s. w.

Man ist hier wieder in einem wunderlieblichen Hesperidenhain Italiens, der, wenn auch nicht fruchtbarer als die Lombardei, doch gewiß schöner ist.

Wie ist einem so fröhlich zu Muth an einem schönen Morgen — wenn man mitten im großen Kunstmonument der Mediceer, im herrlichen Florenz geschlafen hat — ohne von der Stadt noch etwas gesehen zu haben, außer belebte Gassen beim Lampenschein — und das Schimmern der Lichter am langsam hinschleichenden Arno!

Hinaus auf die Straße — wir wohnten in nächster Nähe des Piazza de Gran-Duca, mit der alten Mediceerresidenz, deren schwarzer hoher Thurm mit seiner in breiten Kragsteinen oben wie eine Steinblume sich entfaltenden Gallerie aus Bilderbüchern weltbekannt ist. Unten die Loggia dei Lanzi, jene hohe Säulenhalle, die mit ihren Bronze- und Marmorstatuen aus heidnischer und christlicher Zeit, mit den wundervollen Erzgüssen von Benvenuto Cellini, Donatello, u. A., eine Kunstgallerie schon auf der Gasse ist — und die ihren Namen hat von verflossenen Jahrhunderten, als zur Mediceerzeit in derselben, wie in einer Art Wachstube, die herzoglichen Lanzknechte hausten. In München wollte man diese Loggia kopiren und baute in der Ludwigsstraße die sogenannte Feldherrnhalle. Ach, was ist diese Feldherrnhalle für ein schofles Zeug — an Farbe, Umgebung, Material und Statuenarmuth im Vergleich mit

ihrem hiesigen Urbild! Da wollte man den Florentinern etwas nachmachen und den Münchnern etwas vormachen und brachte keines von beiden zuwege. Vor allem aber zieht es einem hinüber zu dreien der vorzüglichsten Edelsteine christlicher Baukunst — zum Dom, seinem Campanile und dem Baptisterium.

Wenn man dem Riesenbau des Domes so von der Seite her in die Flanke kommt — was ist das für ein erstaunenswerther, ganz neuer, unverhoffter Anblick; und wenn man das Meiste gesehen hat, was groß und herrlich ist an Bauwerken in Italien — und man sieht dann zum ersten Mal den Florentiner Dom, so ruft man sich zu: „Nein, das hast Du doch nicht erwartet! Aehnliches ist Dir noch nicht vorgekommen!" Geschliffener Marmor in allen Farben, vorherrschend roth, weiß und schwarz, schimmert Dir entgegen. Es ist ein lächerlicher Vergleich, er führt aber noch am ehesten zum Verständniß, wenn man sagt: Denke Dir den schönsten, riesigsten Kasten der Welt mit Mosaik, in den kolossalsten Dimensionen, die es geben kann, von so herrlichen Formen, die trotz ihrer Mannigfaltigkeit Dein Auge mit der künstlerischen Einheit und Vollendung befriedigen — dann schau eine gute Zeichnung des Domes, von der Seite, an, denk Dir die Länge von 77, die Breite im Kreuz von 49

und die Höhe der Kuppel von 62 Klafter, und — Du hast ein klein wenig eine Vorstellung davon. Wie viele Zeichnungen von diesem Dom hatte ich schon gesehen — und ich hätte aus den Zeichnungen ihn nicht leicht wieder erkannt; — hat es doch den Anschein, als ob manche Bauwerke unzugänglich wären für die Maler- und Zeichenkunst.

Begonnen wurde das Werk 1298 im germanisch-toskanischen Styl; eine ganz eigenthümliche Bauart — fortgesetzt vom genialen nach allen Richtungen hin Kunst ausstrahlenden Giotto, der die herrliche — dem Bau entsprechende Façade mit bunten Statuen und Reliefs entwarf und größtentheils auch zur Ausführung brachte. Leider konnte der große Meister die Blätter der Riesenblume, wie sie in seinem Geiste vollendet aufgeblüht war — im Stein nicht mehr zu Entfaltung bringen; so blieb die Façade bis 1588 ein unvollendetes Kunstwerk. In diesem Jahre gerieth der Großherzog Franz in die Hände zweier Rathgeber, welche sich durch ihre Vornirtheit und Barbarei Unsterblichkeit verschafften. Es war der Proveditore (eine Art Finanzminister) Uggucione und der Baumeister Buontalenti, der aber nicht wie sein Name es besagt „gutes Talent“, sondern der gar kein Talent, dafür aber ein Kunst-Trobdel war, und diese beiden Männer

riethen, die Façade als veralteten Kram herabzureißen und eine neue zu bauen — welche Buontalenti im modernen Geschmack damaliger Zeit auszuführen versprach. Die Façade Giotto's wurde nun herabgerissen, damit war man sehr geschwind fertig, und jetzt sind fast 300 Jahre seitdem verstrichen — und es ist noch — keine neue Façade angefangen.

Der selige Georg Joseph Müller, der die neue Altlerchenfelderkirche in Wien baute — machte Zeichnungen zur Façade im Einklang mit dem Baustyl — sie schlummern ruhig in der Mappe.

Dr. Förster in München hat Müllers Leben in einem dicken Band herausgegeben. Wenn Müller in seinem letzten Lebensjahre vom Dom zu Florenz sprach, da traten ihm Thränen der Begeisterung und Liebe zu diesem Bauwerk in die Augen.

Brunnelleschi, der Meister der merkwürdigen Kuppel, wurde von Müller in einem wunderschönen Gedicht besungen, welches das künstlerische Verständniß des Meisterwerkes mit dem Schwung der Poesie vereinigt. Müller nannte Arnolfos Grundplan „den schönsten der Welt, die Blume und Spitze der ganzen Architekturgeschichte.“ — Er ist in den Maßen seiner Kreuzgewölbe der kühnste und durch die Anlage der kolossalen Kuppel bildet er die bis jetzt allein dastehende

Vereinigung vom Kuppel- und Kreuzgewölb-Bau, ein vollendeter Auslauf der zwei Kunstrichtungen. Drei große Meister schufen hier den Einklang im Dreiklang: Arnolfo durch den Grundplan, Brunnelleschi durch den Muth und Scharfsinn, mit dem er die Kuppel wölbte, Giotto durch sein hohes Gefühl von Schönheit und durch die Macht der Farbe, die ihm als Maler zu Gebote stand und welcher er einen wahrhaft kolossalen Ausdruck gab, indem er sie harmonisch in bunten Marmorquadern fest zu bauen und fest zu bannen wußte.

Ist es doch, als ob in allen großen Dingen, die der Mensch schafft — immer irgend etwas sein müßte, was den Menschen an seine Ohnmacht mahnt. Du gehst herum am wundervollen Dom, alles Pracht, alles Größe, alles Einklang — und Du kommst zur Façade und siehst eine abgeschorene kahle, grauverwitterte kunstlose, zierlose glatte Steinwand!

121.

Das Innere des Domes. Der Chordienst. Der Bau. Die Kuppel und ihre Gemälde.

Das Innere des Doms ist beim Hineintreten minder befriedigend. Die Schiffe waren leer, eine Erscheinung, die wir betreffs der Domkirchen in Italien schon

angezeigt haben; eher findet man in allen andern Kirchen an Wochentagen Leute, als in den Kathedralen, und doch ist hier im Dom zu Florenz der am reichsten besetzte Chor zu den kanonischen Stunden — der in der Welt existirt; es sind nämlich 36 Kanoniker und 64 Dompräbendare, die ebenfalls violette Muzetten tragen. In der Kirche St. Lorenzo, welche ein vom Mediceer Lorenz gestiftetes Kollegiatkapitel enthält, sah ich nach der Vesper ebenfalls an 20 Kanonici aus dem Chore schreiten.

Was sind in diesem Florentinerdom für eigenthümliche Widersprüche, die sich aber doch ausgleichen! Auswendig ist der Bau germanisch-toskanisch; Du trittst hinein und findest durchwegs Glasmalereien, die den Dom im Innern, während draußen heller Tag ist, dunkel lassen, und drei Schiffe mit gothischen Spitzbogen und Kreuzgewölben.

Die Ornamentik der Altäre zeigt byzantinischen Reichthum und byzantinische Pracht. Eherne Lampenreihen, die immer zunehmen an Größe, je mehr sie der Mensa näher kommen, ganz im Styl der schönen Lampen in St. Marco zu Venedig. Ingleichen die ehernen Leuchter von der schönsten, wohlthuendsten Zeichnung. Prächtige Mosaiken und kunstreiche Denkmäler florentinischer Celebritäten. Rechts die Monumente der

alten Meister Giotto und Brunnelleschi. Dankbarer gegen Künstler und anerkennender im Leben und im Tod haben sich Fürst und Volk in Italien immer mehr bewiesen, als in Deutschland.

Es wäre leicht, ein paar Bogen nur mit der Aufzählung der Kunstwerke des Doms voll zu bringen.

Was haben diese Maler für Studien gemacht — wie waren sie bewandert in der ganzen heiligen Schrift, im Leben der Heiligen und der Kirchengeschichte!

Blicke hinauf in die erhabene Kuppel: mit ihren herrlichen Fresken ist sie ein aufgeschlagenes Buch, in dem Du lesen kannst, wie die Erlösung in ihrem letzten und größten Werk durch Christus sich in der Menschheit erfüllte.

Der Verfasser ist in der Regel kein Freund von Bilderbeschreibungen; hier will er auch die Bilder nicht beschreiben, sondern nur den leitenden Gedanken des Künstlers andeuten.

Die Kuppel wurde zu malen begonnen von Gregor Vasari 1572. Am Geburtstag Cosmus I. von Medicis stieg der Meister zum ersten Mal auf das Gerüst, begann die Contouren von seinen Propheten und Aposteln zu reißen; doch kaum hatte er begonnen, als ihn der Tod ereilte. Nun übernahm Zucherri die Arbeit,

änderte aber Vieles an den Cartons Vasari's, der zumeist seine Gedanken aus Dante's divina Commedia geholt. Der Einfluß Dante's auf die Künstler seiner Zeit ist noch nicht genug gewürdigt.

Die Bilder dieser Kuppel bewegen sich in Gegensätzen, welche die Kunst ihrer höhern Ausgleichung zuführt. Zwei Engel tragen die Namen, welche der heidnische Landpfleger Pilatus Christus dem Herrn gegeben: „Ecce homo“ und „Jesus Nazarenus Rex Judaeorum.“

Dann Christus als König des Himmels, umgeben von Cherubim und Seraphim, und als König der Erde, d. i. der Menschheit, welche dargestellt ist durch die selige Jungfrau Maria und Johannes den Täufer. Die Beiden, welche auch unter dem Kreuz gestanden. Also die Inschrift des Kreuzes als Prophetie und als Erfüllung derselben.

Dann siehst Du personifizirt Glaube, Hoffnung und Liebe, und bei ihnen die streitende Kirche, welcher Engel ihre Waffen wegnehmen, deren sie nun im Himmel nicht mehr bedarf, und die sie nun dafür umgeben mit dem Kleide des Triumphes. Unten die Erde, dargestellt in den vier Jahreszeiten, dann in der Zeit, die ihren Lauf vollendet, an ihrem Ziel angekommen ist. In zwei Knabengestalten ist das Ende des Men-

schenlebens im natürlichen und gewaltsamen Tod symbolisirt. —

Die Throni. Hier erscheinen die Apostel und Patriarchen, die Friedfertigen und wahrhaft Weisen werden selig gepriesen — als Gegensatz unten die Sünde des Neides in Gestalt einer Schlange. Oben halten zwei Engel das Kreuz.

Die Virtutes. Die heiligen Blutzeugen erringen den Sieg über ihre mächtigen Bedränger, es ist die Seligkeit der Verfolgten, die durch Geduld überwinden. Als Gegensatz ist unten der Bär, welcher symbolisch den Zorn darstellt. Oben der Engel mit der Lanze des Longinus.

Die Potestates. Geistliche, die Seligkeit der Sanftmüthigen. Unten als Gegensatz die Trägheit als Kameel. Oben ein Engel mit der Säule, an die Christus gebunden wurde.

Die Dominationes. Die Propheten, und Kirchenlehrer. Die Hungernden und Dürstenden nach Gerechtigkeit. Unten der Cerberus als Fraß und Völlerei. Hier spielt schon wie bei Dante und nach ihm auch bei Michel Angelo das Heidenthum mit seinen Bildern herüber. Oben die Engel mit dem Schwamm.

Die Archangeli. Nonnen und Mönche. Die

Seligen reinen Herzens, unten die Darstellung der Luxuria. Oben der Engel mit den Nägeln.

Die Principatus. Weltliche Fürsten. Seligkeit der Barmherzigen. Unten die Kröte als Geiz, oben der Engel mit der Dornenkrone.

Die Engel und Auserwählten. Die Armen im Geiste. Unten der Lucifer als Hochmuth. Oben die Engel mit Christi Gewand.

Möge dieser eine — im Wort aufgerollte Bilderkreis der Domkuppel von Florenz Zeugniß geben, nicht nur vom Gedankenreichthum, sondern auch von der Art und Weise, wie die alten Meister dem ewigen Wort der Wahrheit im Bilde den rechten Ausdruck zu verleihen verstanden haben. Wollte man die Kunstwerke von Florenz nur in Skizzen beschreiben — was für eine Bibliothek ließe sich da zusammenbringen!

122.

Die Denkmäler des Doms. Dante und seine Verbannung. Seine Grabschrift. Die Anerkennung nach dem Tod und Verfolgung im Leben.

Selbst vom Dome wollen wir nur das noch berühren, was uns zu eigenthümlichen Betrachtungen aufgefordert hat. Die Denkmäler für Helden haben nichts

Auffallendes, eben so findet man es in der Ordnung, daß Arnolfo da Collo (auch di Lapo genannt), der erste Baumeister des Doms, dasitzt in Stein gehauen, den Blick sinnend nach oben gewendet, in der Linken die Pergamentrolle, in der Rechten den Griffel, und mit ihm die beiden Meister Brunnelleschi und Giotto. Nur Ein Mann fällt uns auf: an der Wand des Seitenschiffes bei der Thüre hängt ein auf Holz gemaltes Bildniß Dante's, der zu Ravenna im Exile starb und dort begraben liegt. Als er lebte, verbannten sie ihn; nach seinem Tod wollten sie von den Päpsten seinen Leichnam haben. Eben so ist's mit Tasso ergangen, er irrte umher in der Welt von Stadt zu Stadt; in Rom fand er sein letztes Asyl und starb im Kreise von Klosterbrüdern, und seine Leiche wurde darnach auch herausbegehrt. An Moder und Gebein wollen es die dankbaren Enkel wieder gut machen, was ihre Väter an den Lebenden verbrochen! — Leo X. weigerte sich, die Leiche Dante's den Florentinern auszuliefern, diese wollten dem Dichter an jener Stelle des Doms, an welcher jetzt sein Bildniß angebracht ist, ein Denkmal von Michel Angelo errichten lassen. — In einer halben Stunde darnach sah ich das herrliche Denkmal Dante's in der Kirche S. Croce, auf welche später die Sprache kommt; es ist ausgeführt von Ricci, über dem Sarkophag

steht der Dichter, eine erhabene, herrliche Gestalt aus weißem Marmor mit dem kalten Lorber um die kalten Schläfe geschlungen, rechts die personifizirte Italia, die im steinernen Triumph auf den steinernen Dichter hinzeigt, nachdem sie, die Lebende, ihn, den Lebenden, schmachvoll von Ort zu Ort gejagt, und links die Dichtkunst, die sich von Trauer und Thränen überwältigt, über den Sarkophag hinwirft. Es gibt auch eine irdische Gerechtigkeit an großen Männern, die wird ihnen aber nicht zu Theil so lang sie im Fleische wandeln — sie sucht nach ihrem Tode mit Marmor das Unrecht auszugleichen.

Die Städte Italiens, in deren Mauern der Verbannte nach und nach gelebt, stritten sich um die Ehre, in welcher von ihnen die divina Commedia gedichtet worden, und die Florentiner besoldeten einen eigenen Professor, der Vorlesungen über Dante's Werke halten mußte. Lauter verspätete, vom Todesfrost verdorrte Lorbern — nicht mehr um das wallende Haupthaar, sondern um den Todtenschädel geschlungen.

Vor dem Dome wird ein Platz gezeigt, wo Dante gern auf einem Stein saß und zusah — wie der Bau begann aus der Erde herauszuwachsen. Ein Meister erfreute sich da am andern, die Poesie be-

wunderte die Baukunst, der Rhythmus im Wortgefüge den Rhythmus im Steingefüge!

Er starb 1321 zu Ravenna; die zwei letzten Verse der von ihm selbst verfaßten Grabschrift geben Zeugniß, wie er den Groll gegen das undankbare Florenz noch in's Grab mitgenommen. Die Grabschrift lautet:

„Jura Monarchiae, Superos Phlegetonta, Lacusque
Lustrando cecini, voluerunt fata quousque
Sed quia pars cessit melioribus hospita castris
Actoremque suum petiit felicior astris.
Hic claudor Danthes, patriis extorris ab oris
Quem genuit parvi Florentia mater amoris.“

Nachdem der Dichter in den vier ersten Versen auf seinem Grabstein verkündet: „wie er die Rechte der Monarchie, die Oberwelt (den Aufenthalt der Seligen), den Phlegeton und die Gewässer (der Unterwelt) wandernd besungen, so lang das Geschick es gewollt, bis seine Partei weichen mußte, die ihrem Führer (dem Kaiser) anhing“ — — schließt er in den letzten zwei Versen:

Ich, Dante, liege hier — verstoßen vom Vaterland — im Grabesschrein,
Für den Florenz — dem er entsprossen — an Mutterliebe war so klein.

Wer kann den melancholischen Zauber der lateinischen Verse wiedergeben? Sinn und Ausdruck — Sang und Klang athmen eine poetische Wehmuth, über welche

man sagen kann: Sucht in allen lateinischen Klassikern nach, ob Ihr im engen Gehäuse von zwei Hexametern so tiefe Traurigkeit findet, wie in diesem Schluß der Grabesinschrift Dante's — ja diese zwei lateinischen Verse sind hinlänglich, den Dante als Dichter zu charakterisiren.

123.

Der Campanile ein steinernes Buch der Weltgeschichte.

Neben dem Dom steht frei der Campanile; auch seines gleichen gibt es nicht mehr auf der Welt! Die Höhe beträgt wohl nur 47 Klafter; aber was für eine Arbeit — was für ein Anblick! Das ist ein Denkmahl Giotto's — welches jeder versteht, der eine mehr, der andere weniger. Alle Marmorfarben siehst du an ihm sinnreich angebracht. Die ganze Weltgeschichte wird in diesem steinernen Buch gelehrt in 54 Reliefs und 16 Statuen. Im untersten Stockwerk ist die Schöpfung des ersten Menschenpaars, ihre erste Arbeit. Jabel, der Vater der Bewohner der Zelte und der Hirten, und sein Bruder Jubal, der Vater der Zither- und Harfenspieler, und Tubalkain, der Schmied in allem Erz- und Eisenwerk. Noah, der Erfinder des Weines, wie er seiner eigenen Kunst un-

terliegt; und so geht es hinauf und hinauf in Darstellung der Entwicklung der Baukunst, des Webstuhls, der Schifffahrt, der Gesetzgebung, des Ackerbaues, des Krieges gegen und die Bezwingung der Elemente. Das Roß als Zugthier verwendet. Die Künste und Wissenschaften, repräsentirt in Phidias: Skulptur, Apelles: Malerei, Donatus: Grammatik, Orpheus: Poesie, Plato und Aristoteles: Philosophie, Tolomäus: Gestirnkunde. Dann die Instrumentalmusik. Im obern Stock die 7 Kardinaltugenden, die Werke der Barmherzigkeit, die Seligpreisungen, die Sakramente, die Verklärung; und höher die 4 Evangelisten und die 4 großen Propheten und die 4 Erzväter, und zuhöchst die Sybillen.

Warum schweben gerade diese oben in der luftigsten Höhe? Was wollte der Künstler damit andeuten? Vielleicht die höchste Höhe der in der unerlösten Menschheit möglichen Weissagung, die auf dem Boden der Erde stehend — mit der Ampel des Gewissens (das jeden Menschen erleuchtet, der in die Welt kommt — und jedem durch den Logos das Bedürfniß nach Erlösung als unnennbare, aber nicht unkennbare Sehnsucht ins Herz legt) hinausgeleuchtet haben in die Zukunft, ohne daß ihnen das besondere Gnadenlicht der Prophetie zu Theil geworden, wie dies bei den Propheten des alten Bundes der Fall war.

Es ist dieses außerdem der Thurm des allerlieblichsten Anblicks, man bleibt so oft stehen und schaut hinauf, so oft man über den Domplatz geht. Alles ist bis in die kleinsten Details so genau ausgeführt, daß die feinen gewundenen Marmorsäulen des höchsten Stockwerkes eben so gut die Zier eines Saales sein, und ganz in der Nähe betrachtet werden könnten. Und was ist er für ein tiefsinniger, spekulativer, philosophischer Gesell — voll Gedanken von oben bis unten und keine lyrischen Sprünge darin, alles geordnet und in ein entwickeltes System gebracht; das sinnreichste, folgerichtigste Steinbuch, welches je die Architektur im Bündniß mit Maler- und Bildhauerkunst abgefaßt hat. In dem Einklang der Marmorfarben steht er einzig da. Es ist mit einem Wort ein ganzer Thurm — wie sein Schöpfer Giotto ein ganzer Meister war. Was für ein Ausblick von oben! Florenz, die Stadt der Kuppeln, Kirchen, Paläste, wie ein feenhafter Aufenthalt daliegend im grünen Grund von grünen Berg- und Hügelwänden zum Theil eingeschlossen — eine reiche Kunstsammlung in Form einer großen lebendigen Stadt!

124.

Das Baptisterium und sein unschätzbarer Werth.

Ungefähr 40 Schritte von der Façade des Domes das Battisterio — die Florentiner Taufkapelle, geweiht dem heil. Johann Baptista. Schon am Ende des siebenten Jahrhunderts zur Zeit der Lombardenherrschaft über das heutige Toskana wurde dieser Bau aufgeführt; — Grabmonumente umgaben ihn — er lag auf einer Anhöhe, zu welcher man durch Stufen hinaufgelangte. Ein Achteck mit einer Kuppel und Laterne, alles von kolossaler Dimension.

Die Außenseite mit farbigem Marmor überkleidet, wie der Dom von Arnolfo di Lapo 1293. An drei mächtigen übereinander aufgeführten Pilasterreihen ruht die Kuppel. Die Tribune und die Kuppel ist mit Mosaikbildern aus der heiligen Geschichte völlig überschwemmt — der schon etwas matte Goldgrund deutet auf die Jahrhunderte hin — wenn diese nicht auch durch die Kunstformen sich verriethen. Im Fußboden sind die zwölf Himmelszeichen in Mosaik ausgeführt. Die Sakristei weist einen Altarschmuck von 325 Pfund Silbers. Diese Sakristei hat zudem in 43 Nischen kunstreiche Heiligenstatuen. — Die Taufkapelle — es ist eigentlich eine Kirche — hat außerdem viele Monumente

und Statuen. Ungefähr 8 Schritte vom Hauptaltar rechts ruht in einem Marmorsarg Johann XXIII., Balthasar Cossa, er war ein Florentiner. Eine Reihe von Namen berühmter Meister könnte man anführen, die an diesem Battisterio ihr Kunstgeschick erprobten. Selbst die Thüren mit ihren mächtigen Flügeln sind Kunstwerke, dieselben tragen an sich reiche Zier von Basreliefs aus Erz, die Eine ist von Pisano (1330) und enthält die Geschichte Johann des Täufers — die andere aber ist die berühmteste eherne Thüre die es gibt, angefertigt von Lorenzo Ghiberti — sie enthält in Erzgebilden Begebenheiten der Schöpfungsgeschichte. Michel Angelo pflegte von dieser Thüre zu sagen: „sie sei würdig als Pforte zum Paradies zu dienen."

Doch ist es auch in diesem Battisterio auffallend finster, ebenso wie im Dom; man muß eine Zeitlang sich an die Dunkelheit gewöhnt haben, bis man sich zurechtfindet. Wer das Gebäude mit seinen Kunstschätzen zu Hause im Detail kennen lernen will, lese das Buch von Gori: Monumenta sacrae vetustatis insignia Basilicae Baptist. Florent. Dieser Gori war Propst am Baptisterium in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, ein ungeheuer fleißiger Kunstliterat; über die

Sammlung zu Florenz, die jetzt Loggia dei Uffizi heißt, hat er allein 10 riesige Foliobände herausgegeben.

Wäre in Florenz auch gar nichts zu sehen, als der Dom, der Glockenthurm und das Baptisterium — so hätte die Stadt hinlängliches Material zur Weltberühmtheit — ebenso wie Pisa denselben Gegenständen, dazu noch der Campo Santo, seinen hohen Ruf unter Reisenden und Künstlern, will sagen: unter allem beschaulichen und erbaulichen Volk verdankt.

125.

Das Volksleben in Florenz. Die Schreier. Die fatale unerquickliche Kirchenmusik.

Zur Abwechslung in die Kunstphantasien hinein ein Stück Florentiner Volksleben. Am Morgen kommen in die Caffè's eigenthümliche Gäste; öfter als einmal kann man während der kurzen Frühstücksminuten zerlumpte Jungen gewahren — die freilich nicht mit den neapolitanischen in Vergleich zu ziehen sind, was die Ornamentik der äußeren Erscheinung angeht (denn da ist vergleichsweise der Florentiner Gamin noch würdig, den Auslagekasten eines Schneiders als Modebild zu zieren); diese Jungen fallen augenblicklich, sobald sie bei der Thüre hereinkommen, auf die Kniee

und kriechen mit affenartiger Behendigkeit durch sämmtliche kleine Tischlein unten hindurch, um die Abends zuvor außer Dienst gekommenen Cigarrenstengel einzusammeln, und damit ähnliche Großhandlungsgeschäfte, wie es bei den Herren Brüdern drüben in Neapel üblich ist — zu etabliren.

Oeffentliches Geschrei herrscht hier weniger als in Rom und Venedig — Neapels gar nicht zu gedenken. Denn in Neapel hat man es darin zur staunenswerthesten Harmonie gebracht — es ist ein völliges aus Menschenlungen und Menschenzungen zusammenstimmendes Glockengeläute; es sind da im Vergleich mit deutschen Liedertafeln und Gesangvereinen metallischklingende Melodien zu vernehmen; während im deutschen Liederkranz die violonbraune Blüte des schnurrigen und knurrigen Bierbasses mit ihrem lauten Hopfenduft alle lieblichen Tenorblümlein zu stillen unvermerklichen Gerüchen macht.

Nur Ein Hauptschreier ist mir ein paar Tage hintereinander gegen Abend zu in der sehr belebten, eleganten und breiten Via Calzajoli aufgefallen. Er schob einen ungeheuren, mit Gegenständen aller Art angefüllten Wagen vor sich her — und hatte besonders eine Menge von Tüchern, Halstücher und Sacktücher aller Art, auf seinem Lager. Sein Geschrei lautete:

Due Paaawwoli (Paoli) dieses Pawoli wiederholte er immer mit gesteigerter Kraft — aber das half alles nichts — es war eben nur ein vereinzelter Stentor, während der Toledo in Neapel als die Stentorei aller Stentoreien anzusehen — oder vielmehr anzuhören, oder noch vielmehr nicht anzuhören ist.

Auch die Kirchenmusik hat hier mehr Gequick als Geschick, mehr etwas das auffordert im tollen Tanz über die Erde hinzurasen, als seine Gedanken zum Himmel zu erheben. Wir kamen Abends an einer Kirche vorüber, es war eben eine Abendandacht mit Gesang und Orgelbegleitung. Der Gesang war schön, rührend und volltönend, die Kirche war auch ganz gefüllt — wenn aber am Ende der Strophen die Orgel bisweilen eine halbe Minute ihrem eigenen Gelüst nachging — so tönte es doch in der That nicht anders auf die Straße heraus, als ob ein Stück bacchantischen Lärmens mit Dreiangel und lustigem Geklingel einmal vor siebzehn Jahrhunderten in einem heidnischen Winter eingefroren, und jetzt plötzlich als eine Musikerinnerung an uralte Zeiten aufgethaut wäre.

126.

Die Bruderschaften in Florenz und ihre segensreiche Wirksamkeit.

Ueber alles Lob erhaben sind die in Florenz besonders blühenden Bruderschaften und Vereine zur Krankenpflege und zum Begräbniß. Herren vom hohen Adel wirken dabei als thätige Mitglieder, die sich nicht ausschließen, wenn die Reihe an sie kommt — und einen Kranken in's Spital tragen — oder einen Todten zum Begräbniß. Eine Glocke ertönt vom Thurme; diejenigen, welche für den Tag den Dienst übernommen haben, hören sie und kommen in ein eigenes Zimmer des Spitals, in welchem die schwarzen, alles verhüllenden Gewänder, welche nur Einschnitte in der Augengegend haben — aufbewahrt werden. Sie ziehen diese Gewänder an und gehen in das Haus des Kranken, um ihn auf einer Bahre abzuholen — sie tragen ihn öffentlich über die Straßen — Niemand kennt sie, denn Jeder ist verhüllt.

Es ist das ein herrliches Zeugniß thätiger Liebe — eine Versöhnung des Reichen mit dem Armen, ein christliches Bekenntniß der eindringlichsten Art. Zur Zeit der Cholera haben diese Bruderschaften daselbst die Bewunderung der Protestanten erregt — und manches schöne Zeugniß war in deutschen Blättern zu lesen, die sonst

mit dem Lob über katholische Institutionen nichts weniger als freigebig sind.

Wer den Anblick nicht gewohnt ist, wird allerdings beim ersten Mal Ansehen von einem gewissen Schauder ergriffen. Wir begegneten Nachmittags in Einer Straße nach St. Gallo zu, wo die Spitäler sind, hintereinander in wenigen Minuten drei Zügen Vermummter. Auch die hinter dem Sarge gingen, trugen dieselbe Kleidung. Das Antlitz eines Todten sieht man beim Leichenzuge auf der einen Seite der Bahre, wo das schwarze Tuch in die Höhe geschlagen ist — im Profil herausschauen.

Ein englischer Lord (derselbe den wir oben bei Neapel zitirten) schimpfte in demselben Buch weidlich über diese besagten Bruderschaften christlicher Barmherzigkeit. Das versteht aber der Mann nicht, dessen Lebensaufgabe es ist, sich von einer Mahlzeit zur andern Hunger und Durst zu verschaffen. Er meint: „Wozu seien denn die Spitalknechte da?“ So wenig er die Spitalknechte in seinem Lordwagen fahren läßt, so möchte er auch um alles in der Welt nicht in ihre Beschäftigung eingreifen. Wie könnte auch so ein englischer Lord den nächsten besten armen Teufel in's Spital tragen — nachdem ihm dieser doch früher in fashionabler Gesellschaft nicht aufgeführt worden ist? Das wäre doch offenbar gegen allen guten Ton von high life. Und wo die Zeit hernehmen? Essen,

Trinken, für Verdauung sorgen, der Ruhe und Ergötzlichkeit pflegen, das scheint des Lords Lebensziel zu sein. Wie kann ein Gentleman solche Possen treiben? Man mag sich allenfalls zu einem Maskenball vermummen, wo man weiß, daß nur gute Gesellschaft Einlaß bekommt, aber mit krankem Pöbel in Verkehr treten, das ist Unsinn und Entwürdigung!

So denkt sich der Lord, das ist sein Standpunkt.

127.

Physiognomie von Florenz. Die Fuhrwerke. Die Rechte der deutschen Kaiser auf die meisten italienischen Städte. Die Mediceer und ihr wohlverdienter Ruhm.

Florenz ist übrigens nicht nur in Italien die reinste Stadt, sie könnte auch sogar in Deutschland manchen Städten als Muster dienen. Die Straßen sind durchwegs mit breiten, großen Steinen gepflastert, das ist für Fußgänger ausgezeichnet, aber für die Pferde sehr schlecht. Kaum waren wir auf der ersten Fahrt in den Wagen gestiegen und einige Schritte fortgerollt, als auch schon ein Pferd stürzte und die Stange brach. Wir wollten uns in einen andern eben in der Nähe stehenden Wagen begeben, aber der Fiaker desselben redete uns zu, beim ersten zu bleiben, half Diesem mit

großer Geschicklichkeit die Stange zusammenbinden, und sagte zu uns: „Fahren Sie nur mit dem, der hat heut schon sein Unglück gehabt — das geschieht bei uns häufig.“ — Das war jedenfalls honett. Das sind aber die meisten dieser Leute in Florenz. Ich bin mit Vielen gefahren, und von Keinem geprellt worden. Nur haben Jene, die auf der Piazza gran Duca stehen, die Gewohnheit, wenn sie einen sehen, von dem sie meinen, er könnte eine Fahrkundschaft werden, diesen nicht wie es in andern Städten geschieht, anzureden, ihm die Kutsche anzubieten — sondern sie fahren ihm gerade über seinen Weg vor die Nase hin, so daß er entweder um das Fuhrwerk herumgehen, oder sich in eine Unterhandlung einlassen muß.

Florenz ist aber nicht nur sehr reinlich, es ist auch bezaubernd schön. Was für herrliche Paläste und Häuser — Alles so großartig und kunstsinnig konstruirt, Nichts Ruine, Alles vortrefflich gepflegt und erhalten. Vielen Palästen sieht man es noch an, wie sie im Mittelalter zur Zeit der Parteikämpfe als feste Burgen dienten, und völlig dazu hergerichtet waren, eine kleine Belagerung auszuhalten.

Und diese Pracht und Originalität der Kirchen, bei denen oft der ganze große Kirchenplatz durch seine Säulenhallen mit in den großartigen Bauplan hineingezo-

gen ist, und so mit der Kirche selbst in der schönsten Harmonie steht, wie z. B. der Platz vor der Basilika der Annunziata. Und doch wieder bei aller Mannigfaltigkeit der Bauten, bei allen Kunstlaunen und bei den verschiedensten Schöpfungen, die in Zeit und im Style auseinanderliegen — doch fast in jeder Gasse ein so eigenthümlich florentinischer Typus, der die Stadt wesentlich von andern Städten Italiens unterscheidet.

Deutschland hat auch von jeher mit einer gewissen Vorliebe auf Florenz hingeschaut. Noch im Jahre 1722 hat Braccianus die „Gerechtsame der deutschen Kaiser auf Florenz" herausgegeben. — Höchst merkwürdig und charakteristisch!

In Ober- und Mittelitalien ist fast jede große Stadt (wie z. B. Genua, Mailand, Venedig) gerade im vorigen Jahrhundert, als das deutsche Kaiserthum schon seinem Ende sich zuneigte — mit einem eigenen Werk von Deutschland aus beglückt worden, in dem die Gerechtsame der deutschen Kaiser auf diese besagten Städte diplomatisch und völkerrechtlich nachgewiesen sind. Ach, wo sind die deutschen Kaiser mit ihren Gerechtsamen!

Diese Mediceer waren doch großartige Menschen! Es gehört auch zu den Fürstentugenden, den Künsten hold zu sein. Denn davon haben Alle Etwas; die lebenden Künstler Brot, die Zeitgenossen erfreuen sich,

und die Generationen kommender Jahrhunderte haben auch noch Theil daran. Die Kunst ist eine der schönsten Blüten am Baume der Menschheit, und dieser Blüte ist auch Gottes wahre Kirche von jeher in aller Pflege freundlich gewesen.

Und doch ist auch hinwiederum der Verfall der Kunst — ihre Rückkehr in's Heidenthum, von Florenz ausgegangen.

128.

Die Heiligenkreuzkirche und ihre Grabmäler.

Es ist auch hier wieder nicht auf die Beschreibung sämmtlicher Kirchen abgesehen, ja nicht einmal aller ausgezeichneten kann Erwähnung gemacht werden, also nur jene, die in ihrer Art einzig sind, wollen wir anführen.

Die h. Kreuzkirche (S. Croce), begonnen 1294, vollendet 1320. Gebaut in der Kreuzesform. Drei Schiffe von ungeheurer Breite, abgetheilt durch 2 Reihen achteckiger Säulen. Oben das ganze Dach sichtbar im Innern der Kirche. Die Länge beträgt 72 Klafter (gerade die Höhe des Wiener Stefansthurms), die Breite 21 Klafter. Eigentlich eine großartige Gräberhalle und Monumentengallerie. An Hunderten von

kostbaren Monumenten, theils berühmter, theils minder- und theils gar nicht berühmter Leute gehst Du vorüber — die Kunst übt hier eine Art Ausgleichung. Liegen auch Leute hier, die gar keinen Namen in der Welt haben — so sind doch ihre Monumente von Künstlern gemacht worden, die bedeutende Namen haben; und es fesselt Dich das Kunstwerk heroben, wenn auch das Grab drunten Dich kalt und gedankenlos läßt. Madame Staël sagt in ihrer epigrammatischen Weise von dieser Kirche: „Santa Croce enthält die glänzendste Todtengesellschaft, die vielleicht in Europa gefunden wird."

Dante's Grabmahl aus der neuesten Zeit ist schon zum Theil bei der Besprechung des Domes erwähnt worden. Angefertigt hat es Stefan Ricci. Es steht darauf die schönste Figur Dante's, die es geben kann. Der weiße Marmor webt eine eigenthümliche Art Verklärung über die düstern nachdenklichen Züge des Gesichtes, welches man sich nach seinem ganzen Habitus als schwarzgallig und gebräunt vorstellt. Die Figur Italia weist mit der Hand auf die Inschrift aus Dante's divina Commedia, die auf dem Monumente mit Goldlettern geschrieben steht: „Onorate l'Altissimo Poeta."

Dann das Grabmahl des Comte Victor Alfieri d'Asti von Canova, zwischen Macchiavelli und Michel

Angelo. Alfieri's Genie warf sich auf die Tragödie. Hierin leistete er Einiges — in der Komödie vergriff er sich ganz; übrigens erfand er die: Tramelogödie, so nannte er seinen „Abel", ein Mittelding von Oper und Tragödie; in dieser Arbeit sind wirklich klassische Stellen; sollte man aber Tramelogödie deutsch benennen, so müßte man: „Jammer mit Gesang" oder „Singjammer" sagen. — Canova war ein großer Bildhauer; ich will gern in sein Lob „in so weit" einstimmen, das natürliche Gefühl im Anblick seiner Werke aber ist in mir immer eine unsägliche Fadesse, es ist ein Versuch, das Heidenthum lebendig zu machen — und dieser Versuch gelingt in der Regel so gut, als wenn man mit Galvanismus einen Leichnam zum Gliederzucken bringt. — Auch dieses Grabmonument kam mir so langweilig vor, wie eine Komödie von Alfieri.

Großartig ist das Monument für Michel Angelo Buonarotti. Vier berühmte Bildhauer und Maler wetteiferten es zu schmücken. Es war aber auch ganz recht, daß vier Künstler sich daran betheiligt haben, Michael Angelo war ja auch ein Vierkünstler, als: Maler, Bildhauer, Architekt und Dichter. Ein Glück für ihn, daß er nicht Dichter allein war, denn mit diesem Viertel wäre er sicher nicht unsterblich gewor-

den, die andern drei Viertel mußten ihn heraus reißen.

129.

Das Grab Machiavelli's. Die Grundzüge seiner schmachvollen Politik. Auch ein Monument für einen großen Baßgeiger. Sonstiger Kunstreichthum.

Eigenthümliche Gedanken bewegen Dich am Grabe Machiavelli's. Da liegt er der Nikolaus Machiavelli! Der Mann, der mit seinen gottlosen Rathschlägen die Fürsten um ihre Throne bringt und die Völker an den Abgrund des Verderbens führt — der Mann, der sich nicht entblödete auszusprechen (in seinem Fürstenbuch): „ein Fürst, der durch Macht oder Glück zur Herrschaft gelangt ist, müsse äußerst klug, verschmitzt, falsch, treulos, meineidig, heuchlerisch, scheinheilig, räuberisch, grausam, verschwenderisch, Mörder und totaler Bösewicht nach allen Seiten sein — Religion brauche er keine zu haben, die Scheinheiligkeit und Heuchelei thun dieselben Dienste."

Ein Mann, der das öffentlich ausgesprochen, hat sich ja schon ein Monument gesetzt, wozu der noch in einer katholischen Kirche eins braucht, ist etwas unerklärlich. Dies Monument für Machiavelli hier in S. Croce ist das luxuriöseste von allen — eben weil es schon ein wahrer Luxus gewesen ist, ihm eines hinzusetzen!

Eine eben so schöne erbauliche Maßregel als die vorige ist die, wo Machiavelli sagt: „Wenn einer durch Verbrechen, Mord, Verrath die Herrschaft an sich reißen will, so soll er alle diese besagten Verbrechen gleich ordentlich auf einmal ausüben, z. B. alle Reichen, Magistratualen und Großen einer Stadt auf einmal umbringen, daß er dann Ruhe habe, und nicht durch die kleinlichen Einzelumbringungen sich unnöthiger Weise wiederholt verhaßt mache. Hat er alle Mächtigen auf Einen Schlag durch Ermordung und Beraubung unschädlich gemacht, so ist er für alle Zukunft gesichert. — Ein Fürst braucht gar keine Religion — bei ihm ist der Schein genug. Ueberhaupt ein Fürst scheine ganz und gar zu sein, Frömmigkeit, Treue, Humanität, Redlichkeit, Religion; er braucht das Alles nicht zu sein, ja er soll es sogar nicht sein, wenn irgendwie ein Schaden ihm daraus erwüchse." — — —

In diesem Tone sind Machiavelli's Lehren an die Fürsten.

Es war von jeher ein schlechter Spaß, zu sagen: „Machiavelli habe nur ironisch gesprochen und einen Spaß machen wollen." Alle andern Schriften Machiavelli's, in denen er auf Politik zu sprechen kommt, athmen dieselben Grundsätze! — —

Spinazzi machte sein Grabmahl. Dabei sitzt die per-

sonifizirte Politik und hält Macchiavelli's Bildniß bewundernd in ihren Händen. Arme Politik, die dieses Bild bewundert! sie hat keine Wahl, als es zu zerschmettern, daß es in tausend Scherben aus einander fliegt — oder wenn sie in Macchiavelli's Bild sich spiegelt, selbst in tausend Scherben auseinander zu gehen.

Außer dem Monument für Galilei gibt es hier Historiker, Philosophen, Botaniker, Dichter, Juristen, Sekretäre der Republik Florenz, Architekten, Alterthumsforscher, polnische und deutsche Edelleute, eine eigene Kapelle mit Grabmählern von Napoleoniden (Frauen aus der Familie Buonaparte) und unter andern sogar ein Monument für einen großen Baßgeiger vor dem Herrn, Namens: Peter Nardini. In sehr freier Uebersetzung dürfte die Grabschrift lauten:

Was hat er nun davon
Von seinem Violon?
Zerbrochen ist der Bogen
Und — er hat ausgegogen.

Die Namen aller dieser Herren zu nennen, halte ich für höchst überflüssig. Ich habe sehr viele dort auf dem Stein zum ersten Mal gelesen, und sehr wenige davon gekannt — ich denke, den meisten Lesern dürfte es bei Anführung ihrer Namen hier auch so gehen. Jedes Land, jede Stadt hat gewisse Celebritäten — die nicht über die Grenzen, über das Weichbild hinaus kom-

men; und es gibt noch welche, die über ihre Todesjahre nicht hinausragen, und zuletzt noch solche, die in ihrem Leben gar kein Verdienst hatten — und nach ihrem Tode nur das einzige: daß sie hier in dem Hochzeitsaal berühmter Todten — ohne das hochzeitliche Kleid eines thatenreichen Lebens sich hereingedrängt haben; einzig durch ihr reiches Leben.

Was für ein Reichthum von Gemälden zwischen und ober den Grabmählern und auf den Altären! Die ersten Namen der Malerkunst sind hier vertreten, Cimabue, Sarto, Vasari u. s. w.

Selbst in den Seitenschiffen des Kreuzes reiht sich Kapelle an Kapelle und in den Kapellen Kunstwerk an Kunstwerk. Und so geht es fort, noch die Sakristei und der Klostergang sind der Kunstblüten voll.

Die Marmorkanzel mit ihren vielen Figuren ist ein Meisterstück von Benedetto da Majano.

Der ganze Bau ist so originell — daß jeder der ihn einmal gesehen hat, wenn er nach Jahren eine Abbildung des Innern zu Gesicht bekommt, augenblicklich ausrufen wird: Das ist S. Croce in Florenz.

Es ist hier nur darauf abgesehen, von dem Kunstreichthum und der Schönheit der Kirchen in Florenz in ein paar Beispielen eine Anschauung zu geben.

130.

Maria novella. Was Michel Angelo von dieser Kirche gesagt. Die Charaktergröße Fiesole's. Die Annunziata.

Maria novella. — Kirche der Dominikaner, gebaut im 13. und 14. Jahrhundert, groß gothisch, in drei Schiffen. Zwei kunstsinnige Klosterbrüder Fra Borghese und Fra Albertino haben sich am Bau zumeist betheiligt, die beiden Dominikaner Sisto und Ristorio machten die Zeichnungen zum Ausbau. In der Kirche und der Sakristei und den Klostergängen weit über hundert Fresken und Skulpturen der ausgezeichnetsten Meister. Selbst die Wände an der Klosterapotheke mußten überströmendem Kunstsinn als Unterlage dienen. Sie enthalten zwölf Bilder aus der Passionsgeschichte von Spinello Aretino.

Es ist einem da, als ob man in ein großes Schatzgewölbe kommt und die Freiheit hat etwas mitzunehmen, man greift sich eben nur heraus, was einem besonders anspricht. Es ist ein neueres und keineswegs das beste Bild (hinter dem Hochaltare, wo die Dominikaner ihren Chor halten) „die Vertreibung der Käufer und Verkäufer aus dem Tempel,“ aber es fesselt wunderbar. Die Architektur des Tempels und die Figuren sind so plastisch, daß Stein und Gestalten wie

wirklich und lebendig hervortreten. Die schwere Aufgabe: Christus mit der Geißel in der Hand, höchst würdig gelöst. Der Ausdruck der Frau, die mit ihren Taubenkörben sich entfernt — widerstandslos folgend und scheu auf den Heiland hinblickend, könnte nicht vollendeter sein. Michel Angelo pflegte diese Kirche Maria novella: seine Braut, zu heißen.

Im Dominikanerkloster S. Marco mit seiner herrlichen Kirche lebte Fra Giovanni da Fiesole, gleich groß als Künstler, wie als Ordensmann; sein Wahlspruch war: „Der wahre Reichthum ist: wenig zu bedürfen“ — und Fiesole war einer von jenen seltenen großen Menschen, welche nicht nur die ewige Seligkeit, sondern auch das irdische Glück nur in einem Gott wohlgefälligen Wandel suchen und durch keine Lockung von ihrem Willen und Ziel abwendig gemacht werden. Dem armen Fra Giovanni wurde vom Papst das Erzbisthum Florenz angeboten. Fiesole lehnte die Würde nicht nur demüthig ab, sondern schlug einen seiner Ordensbrüder Fra Antonino als den würdigeren vor. — War doch sicher dieser Klosterbruder auch einer der glücklichsten Menschen auf Erden — alle Leidenschaften, die den Menschen stacheln, ihn beunruhigen und sein Leben verbittern, hatte er überwunden, seine Tage flo-ßen dahin in heiliger Kunstschöpfung; und der kom-

mende Tod erschien ihm als ein Hingang zu jenen seligen Geistern, über welche nachzudenken und sie in der Kunst zu verherrlichen seine Lebensaufgabe war.

Die Basilika della SS. Annunziata, eine der herrlichsten Kirchen von Florenz, haben wir schon erwähnt. Den Platz vor derselben ziert ringsum eine Säulenhalle; das ganze großartige Viereck ist nach Einem Plan symmetrisch gebaut. Eine Reiterstatue, Ferdinand I., aus Bronze steht in der Mitte des Platzes; diese Statue, wie die Becken zweier Bassins, welche neben derselben angebracht sind, wurden aus dem Erz der von den Türken eroberten Kanonen gegossen. Durch die schöne Säulenhalle kommt man vom Platz erst in den Vorhof der Kirche; dieser ist oben offen, links und rechts wieder Säulenhallen mit Fresken von den ersten Florentiner Malern aus der Zeit des Baues geschmückt. Den Porticus des Vestibulums hat man mit Glaswänden geschlossen, um die Meisterwerke vor der Unbill des Wetters zu schützen. Die Kirche und das daran stoßende Servitenkloster, ein großartiges Monument der Frömmigkeit und des Kunstsinns der Florentiner. Sieben Patrizier, die Gründer des Servitenordens, haben die Kirche und das Kloster gebaut — und mehr als 50 Künstler haben die Kirche, ihre Vorhallen, Kapellen und die Räume des Konvents mit ihren

Werken in Malerei, Plastik, Ciselirkunst (die reichen silbernen Altäre) geschmückt.

Uebergehen wir eine Reihe von andern herrlichen Kirchen — nur noch St. Lorenzo mit seiner reichen Mediceerkapelle und seinem großen Kollegiatkapitel erwähnend — und führen wir wieder beispielsweise die zwei größten Kunstsammlungen der Stadt an.

132.

Der Palast Pitti. Seine großartige Pracht. Die Trinkgelder in Italien, ihre tiefe Bedeutung und welthistorische Begründung. Besitzthum in Arkadien.

Der Palazzo Pitti, ursprünglich im Jahre 1440 für den reichen Florentiner Pitti von Brunnelleschi gebaut — wurde im Jahre 1549 von Pitti's Enkel — sammt seinem Garten und Nebengebäuden an Eleonora von Toledo, Gemahlin Cosmus von Medicis, verkauft. Seit dieser Zeit dient er dem Großherzog von Toskana als gewöhnliche Residenz; freilich wurde er durch harmonischen Flügelanbau bedeutend vergrößert. — Eines sieht man gleich beim ersten Anblick des Palazzo Pitti: „Das ist ein imposantes Königshaus.“ Außer der Wohnung der großherzoglichen Familie ist hier nebst andern Sammlungen vorzüglich die Bilder-

gallerie zu erwähnen. Abgesehen von den werthvollsten Oelgemälden, deren hier über 400 existiren, ist die Pracht der Bildersäle (Stanzen) wegen ihrer herrlichen Platfondfresken und Mosaikböden zu bewundern. Was kostbare, wahrhaft blendende Ausstattung von Bildersammlungen anbelangt, ist in Italien vielleicht keine imposanter als diese, und nach ihr die im Palazzo Brignole zu Genua. Man hat hier in der That eine Zeitlang zu thun, um mit der Bewunderung der verschwenderischen Pracht dieser Stanzen zurecht zu kommen, ehe man zur Betrachtung der Bilder und der in einigen Sälen aufgestellten plastischen Kunstwerke übergeht. Im Bilderkatalog regnet es ordentlich berühmte Malernamen. Es wäre uns ein Leichtes, die vorzüglichsten derselben und ihre Bilder hier anzuführen; aber das würde den Anschein haben, als ob wir die Leser vom Regen in die Traufe brächten. — Auffallend, für einen Oesterreicher besonders, ist ein Porträt des Kardinals Hippolyt von Medicis in ungarischer Magnatenkleidung von Tizian.

Der großherzoglichen Regierung muß man es nachrühmen, daß die öffentlichen Sammlungen nicht nur tagtäglich zu sehen sind — sondern daß allen hiebei angestellten Dienern, Wachen und sonstigen Hütern auf das strengste verboten ist: durch Worte, Mienen,

flehentliche oder herausfordernde Geberdenspiele oder sonst noch landesübliche Kunstgrimassen eine Begehrlichkeit nach der Mancia (Trinkgeld) an den Tag zu legen; — ein Befehl, welchen durchzuführen den anderen Potentaten der Halbinsel noch nicht vollkommen gelungen ist. Es muß beim italienischen Volk von den alten siegreichen Römerzeiten her das Eroberungs- und Beutegelüst noch im Geblüt stecken; nur mit dem für die fremden Völker höchst vortheilhaften Unterschied, daß die lateinischen Eroberer nicht mehr in die fremden Länder hinausziehen, sengen, brennen, unterjochen, rauben und in Gefangenschaft schleppen; sondern daß die Fremden, die freiwillig nach Hetrurien, Latium, Campanien kommen, gleichsam nur zur Erinnerung an die alten großen Vorfahren in aller Bescheidenheit und Höflichkeit um einen kleinen Denkpfennig angesprochen werden.

Und warum soll der Fremde auf diesen Altar antiker Gebräuche nicht auch opfermuthig nach Maßgabe seines Ein- und Auskommens die auf ihn entfallenden Schärflein niederlegen? Freilich kommen die Opfergaben etwas häufig vor — und es ist fast erquickend, wenn man hier in Florenz von dieser Gattung — die Kräfte in Anspruch nehmenden Tempeldienst eine Zeitlang ausruhen kann.

Verdient ein patriotisches Volk nicht eher gelobt als getadelt zu werden? und wer ist ein größerer Patriot als jener, der sich selbst für einen Tempel und seine eigene Hand für den Altar des Vaterlandes hält, und demnach wünscht, es mögen auf diesen Altar recht viel Opfergaben niedergelegt werden?

Doch auch bei den Germanen ist derselbige Kultus schon vielfach in Schwung; und zwar schon so lange, daß der Verkehr mit den alten Römern, unsere Voreltern mit jener Gattung Sitten und Gebräuche bekannt gemacht haben muß, und diese darnach aus Hochachtung vor der romanischen Civilisation sich ebenfalls entschlossen haben, überall etwas anzunehmen, wo etwas zu bekommen ist, dort aber, wo nichts zu bekommen ist, zur Ausgleichung unbändig grob zu sein.

Die Prunkgemächer des Großherzogs im ersten Stockwerke des Palastes Pitti sind dem Publikum in der Regel nicht geöffnet, aber man kann sich dieselben, wenn sie nicht eben gebraucht werden, gegen eine kleine Erkenntlichkeit aufsperren lassen. Das lohnt sich vollkommen der Mühe. Hier findest Du eine seltene kunsthistorische Pracht entwickelt. So was kann der Parvenü, der reich gewordene Bankier mit seinen Millionen nicht herstellen. Hier offenbart sich der seit Jahrhunderten gepflegte Kunstsinn der Florentiner Fürsten.

Die Basreliefmosaiken mit Anwendung von Halbedelsteinen auf den Schreinen, die Bronzegegenstände, Originalarbeiten von Benvenuto Cellini; die sonstige herrliche Ornamentik dieser Säle und der, in der Regel unbewohnten, und nur ausnahmsweise hohen fürstlichen Gästen zur Verfügung gestellten Zimmer, überflügelt alles, was man an Pracht, Kunstsinn und Geschmack Bezauberndes finden kann. Die Vorhänge, obwohl neu — sind doch im Styl der alten Möbel und Goldornamentik in großartigen Zeichnungen gearbeitet, und die rothen, grünen, blauen Seidenstoffe wallen in mächtigen Faltenwürfen auf den Mosaikboden nieder und zeigen sich mit den vielen Goldbronzen bei den halbgeöffneten Fensterbalken, die das Licht nicht voll hineinströmen lassen, in einer völlig magischen, feenhaften Beleuchtung.

Als ich hier auf alten sehr werthvollen Tapeten arkadische Schäferspiele dargestellt fand, fiel es mir auf einmal ein: daß ich vor Jahren ein Diplom der Akademie der Arkadier aus Rom erhielt — und daß mir in Rom meine arkadische Mitgliedschaft gar nicht in den Sinn kam; in dieser Stadt gibt es natürlich viel andere Dinge zu sehen und zu bedenken. Meine Pflicht wäre es gewesen, einer Arkadiersitzung — die in einem stark duftenden Rosenhain allwöchentlich statt-

finden soll, beizuwohnen. Da werden nun (entsetzlich!) Gedichte vorgelesen. Wer so in Geduld eine Stunde lang lyrische Gedichte anhören kann — der ist geeignet großartige aszetische Exerzitien durchzumachen.

Wenn man in die Arkadia aufgenommen wird, zahlt man 5 fl. Taxe und bekommt dafür zwei Diplome. Eines enthält die Ernennung, es wird einem da ein eigener Schäfername beigelegt, mit dem man in den Versammlungen genannt wird.

Fürs erste Jahr erhält man die Ernennung zum „Arcade sopranumero coll' onore di poter recitare nel Bosco Parrasio.“ — Parrasia war eine Stadt in Arkadien, darum wird der Versammlungsort der Arkadier zu Rom das „parrasische Wäldlein“ genannt. Nun habe ich meine Pflicht nicht erfüllt, von der Ehre keinen Gebrauch gemacht und im angedeuteten Wäldlein kein Gedicht vorgelesen. Ach, was wird das für eine Bestürzung unter den römischen Arkadiern sein — wenn die erfahren, daß ein deutscher compastore in Rom war und ihnen kein seiniges Gedicht vorgelesen hat! Selbst die Nachtigallen im parrasischen Rosenhain werden Elegien singen — dieweil ihnen ein lyrischer Erguß aus Deutschland entgangen ist!

Unten ziert dieses in der 654. Olympiade aus-

gestellte Diplom das große Arkadiersiegel: eine sieben-pfeifige Pan- oder Papagenoflöte in einem Kranz von Lorber- und Eichenlaub, oben der österreichische Sechs-kreuzerstempel.

Ein zweites Diplom enthält eine völlige Schenkungsurkunde eines ganzen Landstriches in Arkadien; mir fiel die Landschaft Miëne zu, wie es in der bezüglichen Stelle der Urkunde heißt: „Il Saggio Collegio d' Arcadia — — — ha decretato che nel medesimo giorno, in cui siete stato amesso fra gli Arcadi, sia trasferito in voi il possesso delle vacanti campagne Miënée.“ — — (Das weise arkadische Kollegium hat beschlossen, daß am nämlichen Tage, an dem Ihr unter die Arkadier aufgenommen worden, Euch auch der unbesetzte Landstrich Miëne als Eigenthum übergeben werden soll.)“ — Wo dies Miëne liegt, was darauf angebaut wird, ob es zu verpachten ist, ob man es selbst bearbeiten soll — wer mag das wissen! Was will man übrigens bei der gegenwärtigen Theuerung der Grundstücke mehr haben, als um 5 fl. einen ganzen Landstrich — mit sammt der Besitz-Urkunde und auch noch dazu steuerfrei für ewige Zeiten!

132.

Der Palazzo degli Uffizi. Riesige Größe und Ausdehnung desselben. Reichthum seines Inhalts.

Um dem verehrten Leser noch ein Lichtlein über die hier zu Florenz massenhaft aufgehäuften Kunstwerke alter und neuer Zeit aufzuzünden, sei hier ein kleiner Versuch gemacht, die Loggien im Palazzo degli Uffizi, wenigstens in ihrer Ausdehnung und in der Fülle ihres Inhaltes zu schildern.

Denke Dir eine Sackgasse von 200 guten Schritten Länge vom Palazzo Granduca hinaus zu dem Ufer des Arno. Der Palast degli Uffizi ist nun zu beiden Seiten dieser Gasse, und im Fond wird er durch einen Quertrakt verbunden. Parterre laufen ringsum Säulenhallen, die gegen den Arno zu im Verbindungstrakt offen sind, so daß man hinausschauen und hinausgehen kann. Eine Reihe von prächtigen lebensgroßen Marmorstatuen berühmter Florentiner stehen von außen an den Pfeilern der Hallen in Nischen. Das zweite Stockwerk dieses Palastes enthält nun ringsum die Loggien. Diese Loggien sind Gänge von 12 Schritten Breite. Der erste Gang hat 200 Schritt, der Verbindungsgang 50, und der mit dem ersten auf der andern Seite des Palastes oder der Gasse korrespondirende Gang hat wieder 200 Schritte. Das Auge übersieht also

200 Schritte auf einmal Büsten, Statuen, Gruppen dichtgereiht rechts und links aneinanderstehen — und dazwischen an der einen Wand, wo keine Fenster sind — Gemälde aufgemacht. Neben diesen 500 Schritte langen Loggien laufen wieder Bilder- und Statuensäle — in die man durch viele Thüren von den Gängen aus hineingelangt, und die unter sich wieder mit Thüren verbunden sind, aber so, daß bisweilen zwei, drei Säle. von den Loggien quer hinein neben einander stehen. Also mindestens 1200 Schritte Kunstwerke rechts und links; es ist demnach hinlänglich Sorge getragen, daß hier Jeder im Gebiete der Kunst einen anhaltenden Wandel zu führen vermag, und für die gewöhnlichen Schlittschuhläufer durch Gallerien mag es auch von einigem Interesse sein, zu wissen, inwieweit sie ihre Füße, auf welche doch immer der größere Theil der Arbeit fällt, in Anwendung zu bringen haben.

Ehe man noch in die Loggien kommt, geht man durch zwei Vorhallen mit Erz- und Marmorgebilden alter und neuer Zeit.

Die Fresken des ersten großen Korridors sind mit Arabesken und Bildnissen berühmter Männer der alten Zeit geschmückt. Sonst hier: Götter, Kaiserbüsten, Sarkophage, Apollo, Bacchus, Ganymed, Nero, Galba, Caligula, Vitellius, christliche Bilder von Fiesole, Giotto u. s. w.

Christenthum und Heidenthum, wie es der Platz erlaubt, Alles durcheinander, und doch sehr geschmackvoll arrangirt. Im Verbindungskorridor begegnet Dir unter vielen andern Statuen hier ein guter alter Bekannter, wie er von den italienischen Figurinimännern in ganz Europa auf dem schwankenden Gipsbrett herumgeschleppt wird, nämlich das Original jenes Knaben, der sich den Dorn aus dem Fuße zieht. Im dritten Hauptkorridor auf der Decke das Wiederaufblühen der Künste und Wissenschaften mit Bildnissen zum Theil berühmter, zum Theil für berühmt gehaltener Florentiner, dann berühmte Statuen des Apollo, der Venus, der Leda, des Aeskulap, welcher letzterer berühmten medizinischen Professoren, die nur dociren können, gleicht, und der dem Knaben drüben nicht einmal den Dorn aus dem Fuß herauszuziehen sich getraut; dann Skulpturen, antike Statuen von römischen Kaisern und Kaiserinnen, in Unzahl, so daß von manchem Kaiser sich zwei, drei vorfinden, was zur vergleichenden Anatomie oder vielmehr Physiognomie dieser alten Heiden von großem Interesse ist.

133.

Die Kaiserbüsten — der Zug um den Mund bei den römischen Kaisern. Die Tribune. Ein Kunstschneider.

Um doch vielleicht etwas Neues auf dem Gebiete des schon fast, doch mit Unrecht, verklungenen Lavaterthums zu finden, sah ich mir die Büsten der grausamen römischen Kaiser besonders an, ob nicht ein allgemeiner charakteristischer Zug in denselbigen aufgefunden werden könne.

Mit Nero, der unbestrittener Weise unter allen Tyrannen die bekannteste Firma besitzt, machte ich den Anfang. Seine Larve ist gar nicht übel und verräth beim ersten Ansehen durchaus nicht den blutigen Industriezweig, auf den diese Nachteule der Menschheit besonders versessen war — auffallend aber an Nero's Gesicht sind die horizontalen tiefen Einschnitte neben den Mundwinkeln, so tief, daß sie einen bedeutenden dunkeln Schatten werfen und fast ein Finger in dieselben hineingelegt werden kann. Dieses nämliche höchst unheimliche Grubenwerk ist nun bei den andern Büsten der grausamen Kaiser wiederholt zu finden, so daß man zum unmaßgeblichen und dem Urtheil jedes anderen Beobachters anheimgestellten Schluß gelangt: eben in jenen düsteren Schatten der Mundwinkel habe die unersättliche Blutgierde gelauert, wie ein Tieger in

seiner Felsenhöhle; oder auch: die andauernde zur Gewohnheit gewordene Grausamkeit habe das Siegel ihrer verruchten Thaten gerade auf den Mund geprägt — der die Todesurtheile zu seinem Plaisir aussprechen konnte.

Neben den fast unabsehbar langen Loggien laufen die verschiedenen Säle und Kabinete hin: für etrurische Alterthümer, für Vasen, für antike Bronzen, der Saal mit der berühmten Gruppe der Niobe, der Saal des Baroccio mit Gemälden, in der Mitte desselben die Mosaiktafel, an welcher 22 Künstler 25 Jahre gearbeitet und die auf 40,000 Zecchini kam. — Ein Saal mit ägyptischen Alterthümern, einer mit Torso's, dem berühmten Hermaphroditen u. s. w. Ein Kabinet mit Gemmen, ein Saal für die französische, einer für die venetianische, einer für die niederländische, einer für die italienische, einer für die florentinische Malerschule. Der Saal mit den zumeist eigenhändig gemachten Porträts berühmter Maler, dann die Perle der Sammlung die sogenannte Tribune mit den werthvollsten Meisterstücken in Malerei und Plastik. Diese Tribune (ein hoher achteckiger Saal mit einer Kuppel, durch welche das Licht hereinströmt) gleicht einem Bienenschwarm — da gehen die Leute immer aus und ein. Hier Gemälde von Michel Angelo, Tizian, Dürer,

Perugino, Rafael (von ihm ist hier unter andern seine berühmteste Madonna, die zum Unterschied von andern gleichen Bildern Rafaels „die Madonna mit dem Stieglitz“ genannt wird, weil Johann der Täufer einen solchen in seiner Hand hält). Rubens, Corregio, Julio Romano, Sarto, Volterra u. a. Hier auch die mediceische Venus, in Hadrians Villa zu Tivoli aufgefunden (die Statue war, als man sie fand, in 13 Stücke zerbrochen, und kann ob dieses Zustandes auch zu Shakspeare's bekanntem Spruch: „Gebrechlichkeit, dein Name ist Weib“ eine Illustration abgeben), der junge Apollo oder Apollino, der tanzende Faun, der berühmteste Schleifer der Welt, die Gruppe der Ringer.

Hier gäbe es für den Pariser Architekten Debret, wenn er noch lebte und wirken könnte, allerhand Arbeiten. Im Jahre 1818 wurde das von den Revolutionsmännern 1793 aus der Abtei St. Denis weggeschaffte gothische Grabmahl des Königs Dagobert wieder in die Kapelle St. Denis zurückgebracht. Der Herr Debret gerieth auf den sinnreichen Einfall, den Sarkophag in der Mitte der Länge nach zu durchschneiden, und die zwei Hälften als Basreliefs in die Wand einmauern zu lassen. — Wie würde dieses Restaurationsgenie erst hier in der Loggia dei Ufizii berserkern können! Weh Euch, Ihr Apollone und Ga-

nymede und Herkulesse und Ihr andern Götter und Göttinnen, Ihr würdet sicher auch alle in zwei Hälften zersägt und eingemauert; — durch diese geniale Verfahrungsweise würden die Kunstwerke und der Effekt zugleich verdoppelt; man dürfte z. B. um den dicken wohlgenährten Herkules nicht erst herumgehen — sondern könnte ihn sammt seiner Kehrseite auf Einen Blick überschauen. Aehnliche Bemerkungen machten seiner Zeit die Pariser Blätter über den großen Zerschneider Debret. Es geht nichts über die genialen Einfälle von Kunstrestauratoren.

134.

Was für allerhand Volk in dieser Uffizi-Gallerie zu sehen ist, und wie von verschiedenen Leuten hier die Kunst betrieben wird. Die Künstlerinnen und ihr Wesen und Unwesen.

Diese Gallerie der Uffizien ist die belaufenste, be-staffelei-teste, zu jeder Zeit mit Volk aller Gattungen, und Reisern aus der ganzen Welt, mit malenden und zeichnenden Männlein und Fräulein — überfüllteste von Italien.

Eine eigenthümliche Sammlung, welche keine andere öffentliche Gallerie aufzuweisen hat — die besonders für den Künstler von größtem Interesse sein muß —

ist die Sammlung von Handzeichnungen großer alter und neuerer Meister. Sie befindet sich am Ende des ersten Korridors links, füllt einige Gemächer aus und enthält Zeichnungen und Entwürfe von Cimabue, Giotto, Perugino, Rafael Urbino u. a. m. Da kann man in der That die sichere, kräftige Hand des Genies bewundern, das unbedenklich in kühnen Zügen seine Vorstellungen hinwirft auf's Papier oder Pergament, oder auch: wo die Gedanken mit scharfen Konturen so schlagfertig und gewaffnet herausspringen, wie Minerva aus dem Haupte Jupiters.

Abgesehen aber von den großartigen Eindrücken, welche die Masse der Kunstwerke dieser Sammlung in Dir zurückläßt, ist, wie schon oben angedeutet, den hier herumwandelnden und herumhockenden, kritisirenden und kopirenden Gesellen und Gesellinnen auch einige Aufmerksamkeit zu vergönnen. Daß die Engländer auch hier unentbehrlich sind und den größten Kontingent liefern, versteht sich von selbst; sie repräsentiren mit ihren langen Beinen die Kunstheuschrecken, welche in jeder Kunstflur Italiens in Schwärmen sich niederlassen. Ihnen scheint das Durchwandern der Gallerien eine kaufmännische Aufgabe zu sein, welche richtig und honett abgewickelt werden muß. Das Bild wird angeschaut, der Maler aus dem Katalog gelesen, und die

Abschleifung des Marmorfußbodens mit den lackirten Londoner Stiefleten fortgesetzt. Bei Bildern von großen Meistern bleibt der Gentleman um 8 Sekunden länger stehen. Hat er seine Arbeit glücklich vollendet, so setzt er sich mit dem Bewußtsein erfüllter Pflicht zum Speisen.

Das Studium der Speisekarten reiht sich an das Studium des Kunst- und Galleriekataloges an — nur begehrt er beim Studium dieser Karte öfter vom Cameriere Auskunft; — denn an einem, nicht nach seinem Belieben aufgetragenen Gericht würde er sich unendlich mehr stoßen, als an einem Irrthum in Betracht eines Bildes. Möchte ihm z. B. der Aufwärter ein hinteres Viertel von einem Cappone statt eines verlangten vordern bringen, so würden Zornesflammen über sein blasses, kreidenfelsiges Antlitz hinfahren, während er allenfalls mit großer Hingebung — selbst an die Druckfehler eines Kunstkataloges — ungestört den Namen Rafael von Urbino bei einer niederländischen Bauernfamilie von Rembrand lesen würde, oder während er in der Gedankenvertiefung es schwerlich beachten möchte, wenn bei einem Bild der Venetianerschule — das eine Gerichtshalle mit Rechtsfreunden und Anwälten darstellt, der Name irgend eines niederländischen Thiermalers stünde, der mit Naturinnigkeit und künst-

lerischer Wärme Wölfen, Füchsen und anderem Raubgethier auf den Pelz gegangen ist.

Kopirer von Bildern und plastischen Gegenständen zählte ich um 12 Uhr hier einmal 45. Eine schöne Anzahl! Maler von Beruf, Maler von Profession und Dilettanten und Dilettantinnen, die weder das eine noch das andere waren. Ein alter Franzose mit einem gräulichen Stutzbart kopirte das Bild einer Venus. Das Alter bei diesem zweideutigen Kunstgebiet zu treffen, ist an und für sich ein widerlicher Anblick. Der alte Bursch machte aber so in sich versenkte Gesichter und affektirte in seinem Antlitz, welches zum Theil einen Faun, zum Theil einen Bajazzo darstellte — einen so eigenthümlichen Seelenfrieden, als ob ihm der liebe Gott für diese seine Arbeit in der nächsten Stunde schon mit allen seinen Heiligen entgegenkäme, um ihn zum Lohn für seine segensvolle Wirksamkeit auf Erden in die ewige Herrlichkeit einzuführen. Es wäre ein gutes Genrebild gewesen, wenn einer diesen alten Kerl gerade wie er so seelenvergnügt und kokettirend vor seiner Arbeit stand, porträtirt hätte. Doch sollte das Bild noch um eine Staffage mehr bekommen. Ein alter, auf den Beinen sehr schwacher Engländer ließ sich auf einem eleganten Rollsessel von einem Diener, der selbst wie ein junger Gentleman aussah und auch

so gekleidet war, von Bild zu Bild führen. Durch Fasten oder andere scharfe Bußübungen und Entbehrungen schien dieses alte Haus nicht auf seinen Spaziersessel gekommen zu sein, denn Heiligenbilder und andere historische Gegenstände sprachen ihn sehr wenig an, obwohl sie für sein Alter sehr schicklich und gewiß zuträglicher gewesen wären. Er gehörte zu jenen, bei denen es höchste Zeit wäre ein neues Leben anzufangen, und zwar schon deswegen, weil das alte ohnedies bald zu Ende geht. Der Diener mußte auf Handwinke des Alten hin — denn zum Reden war er zu faul und zu stolz — immer neue Verschiebungen vornehmen. Beim verwitterten Franzosen angekommen, fand es der Sohn Altenglands an der Zeit, sich mit diesem in eine höchst angelegentliche Kritik einzulassen.

Die beiden würdigen Männer tauschten als Repräsentanten von Englands und Frankreichs Versöhnung mit vieler Salbung ihre Kunstansichten aus — und waren so längere Zeit der Gegenstand der Heiterkeit und des Gelächters der an ihnen vorübergehenden verschiedentlichen Nationalitäten.

Was soll man aber sagen, wenn unter den vielen hier der Maler- und Zeichenkunst hingegebenen Fräulein und Frauen sich nicht wenige finden, die bereits auf

einer so unerquicklichen Kunsthöhe angelangt sind, daß sie ganz unbekümmert um die Hunderte, die da in jeder Stunde an ihnen und ihrer Arbeit vorüberwandeln, dem Heidenthum und seinen unverschleierten Göttern durch übereifriges Kopiren Kunsthuldigungen darbringen, die mit unsern gewöhnlichen europäischen Ansichten von weiblicher Zurückhaltung und weiblichem Wesen überhaupt — eben nicht in der vollsten Harmonie zusammenklingen.

Uebrigens kann aber auch die Demuth und Bescheidenheit der Mehrzahl dieser kunstsinnigen Kopirdamen nicht genug gerühmt werden; diese Bescheidenheit aber liegt darin: daß sie sich herbeilassen, mitten unter den Kunstschöpfungen schöner Menschengestalten und anmuthiger Gesichtsbildungen — sich als Schlagschatten und Folien hineinzusetzen, und den alten Meistern durch ihre Gegenwart die Kunsterfolge nichts weniger als abzuschwächen, sondern im Gegentheil: ihnen dadurch erst zur vollsten Anerkennung und zum höchsten Triumph zu verhelfen. Wer es so weit in der Selbstverläugnung gebracht hat, verdient wohl das größte Lob — aber freilich nur dann: wenn die Aufgabe mit Bewußtsein gelöst worden ist.

Indem ich Hunderte von Florentiner Merkwürdigkeiten übergehe, halte ich es doch für eine Pflicht, des

mächtigen Triumphbogens von Porta S. Gallo zu erwähnen, und zwar deswegen, weil ich mich von demselben besonders abgestoßen fühlte. Er wurde im Jahre 1739 gebaut, als der Geschmack Ludwig XIV. wie eine Epidemie durch Europa gezogen ist, und allen jungen Bauwerken, die damals geboren wurden, seine unleidliche Signatur aufgedrückt hat. Grundriß und die drei Thore sind dem Bogen Konstantins in Rom nachgebildet. Die Figuren, Rosse, Armaturen, Basreliefs, Säulenkapitäler sind unendlich fad und abgeschmackt — es ist ein Bogen, mit dem die Langeweile einen Triumph feiert.

135.

Die Abreise von Florenz. Verarbeitung und Verpatzung von schönen Bauwerken. Pistoja. Erinnerung an die hiesige Synode und ihre Helden. Die belohnten Pfarrer.

Es war ein schöner Morgen, der Tag graute, und zum letzten Male gingen wir über die Piazza Gran-Duca, einen Scheidegruß auf das Schloß und den kühnen Thurm und die offene Halle Loggia dei lanzi werfend — und hinüber auf den Dreifaltigkeitsplatz, wo die Eilwägen stehen. Es war gegen sechs Uhr Morgens — acht bis neun Uhr Abends kommt man mit Beihilfe der Eisenbahn nach Bologna. — Noch ist

eine Viertelstunde Zeit zur Abfahrt — und nochmal hinein in die im Innern noch sehr dunkle Trinità-Kirche, von Nikolaus Pisano 1250 gebaut; die Fronte heraußen leider von einem der größten und grimmigsten Verpatzer seiner Zeit, von Bernard Buontalenti, gräßlich verarbeitet. Es war derselbe Buontalenti, auf dessen Anrathen die Fronte des Doms herabgerissen wurde. Der Mann muß mit einer Art Effronterie auf die Entfrontung der Kirchen losgegangen sein. Es ist ein eigenthümliches Geschick: daß die Verarbeitung herrlicher mittelalterlicher Bauten, an denen verschiedene Meister mit Lust und Liebe gearbeitet — in der Verfallszeit der Künste in einer und derselben Stadt meistens von einem und demselben grimmigen Individuum vorgenommen wurde.

Gewöhnlich hat man noch, um den durch die Zerstörung hervorgebrachten Verlust recht anschaulich zu machen — nicht den ganzen Bau restaurirt — sondern zum Andenken an die schöne Zeit noch etwas zurückgelassen — gleichsam als hätten die Herren sagen wollen: „Seht, so hat einst das Ganze ausgesehen, und durch unser Genie haben wir es nun zum großen Theil so verschönert, wie es jetzt ist.“

Der Eilwagen führt zum Bahnhof. Von hier wird man per Eisenbahn in einer Stunde über Prato nach

Pistoja spedirt — in Pistoja steht schon wieder ein Eilwagen mit nicht weniger als sieben Pferden bereit.

Von Außen ging es an den Stadtthoren von Pistoja vorbei. Drei Stunden lang hat man hier, auf Serpentinwegen immer höher und höher die Apenninenrücken hinauffahrend, die herrliche Ansicht der Stadt mit ihrer Domkuppel und sonstigem Gethürme vor sich. Eine höchst malerische und romantische Lage! Gerade vor 70 Jahren im September wurde hier die berüchtigte Synode von Scipio Ricci, Bischof von Pistoja-Prato, abgehalten!

Während der Wagen langsam aufwärts ging, und Pistoja immer ferner und immer tiefer in einen blauen Schleier sich einhüllte, ließ ich in Betrachtungen die Geschichte der Pistojeser Synode an mir vorüberziehen. Wo sind jetzt die 234 Synodalväter, darunter die 14 Domherren, dann die 171 Pfarrer, welchen man, um sie für die Beistimmung zur neuen Josephinischen Aufklärungsmaschinerie zu gewinnen, neue Vorrichtungen in ihren Gewändern, die sie in und außer dem Kirchendienste tragen sollten, versprach; wo ist der vielgenannte Tamburini aus Pavia, dessen Aussprüche noch vor 50 Jahren beim Jurisdiktionsexamen zu Wien von einem Domherrn abgefragt wurden, der nie etwas Anderes hören wollte, als was sein Ideal, der Pavianer Tam-

burini in seinen Schriften vorgebracht, und der, wenn ein Gefragter etwas Anderes antwortete, immer mit der stets schärfer ausgesprochenen Frage wiederkehrte: „Quid dicit Thamppurinus“?

Wo ist nun Ricci und sein Freund und Gesinnungsgenosse, Sciarelli, Bischof von Colle, die beide an Sucht nach Aufklärungsruhm litten, und durch mehr als durch wegwerfende, gewissenlose Gefügigkeit gegenüber dem destruirenden Zeitgeist — sich dessen Gunst zu erwerben getrachtet haben?

Wo sind die Pfarrer mit den ihnen als Auszeichnungsanhängsel an ihr Gewand bewilligten Ehrenklappen und Ehrenlappen? Und wo die Canonici, die sich durch Anschluß an ihren Bischof selber eine gute Rekommendation auf etwas „Erledigtes“ verhofft haben mochten? Alles, Alles todt!

Ehrenhaft stehen jene drei Erzbischöfe von Florenz, Siena und Pisa da — welche nach ihrem Gewissen und ihrer Pflicht mit aller der Staatsgewalt schuldigen Achtung dennoch die illuminatischen Reformvorschläge abwiesen.

136.

Die Fahrt über den Collina. Poretta. Der alte Advokat und seine Bedrängnisse.

Ein wundervoller Herbsttag, Berge mit Pinien bedeckt, hie und da die Scheitel mit Ruinen gekrönt, laufen vom hohen Gebirgszug aus, und unten das große Thal, in welchem Catilina seine letzte Schlacht geschlagen, und mit dem Schwert in der Hand gefallen ist — jedenfalls muthiger als sein Gegner Cicero, den der Tod auf der Flucht gefunden.

Die Collina, Höhenpunkt der toskanischen Alpen, war erreicht — eisig kalt wehte hier heroben die Luft. Dies ist wohl der höchste Straßenpunkt Mittel- und Unter-Italiens. Im Wagen befand sich mit uns eine Art Land- oder Winkel-Advokat — der sich durch ununterbrochene Vertiefung in sein Geschäft bemerkbar machen wollte. In einem blauen, nicht eben eleganten Sacktuch aus Wolle schleppte der Mann so ungefähr ein Dutzend Aktenbündel mit sich — jedes war mit einer Schnur zusammengebunden; das gab ein ewiges Auf- und Zubinden, Aktendurchstöbern und Spintisiren, als ob ihm die Schriftstücke des letzten Pariser Friedens zur Revision übertragen gewesen wären.

Dabei versuchte er — wie dies bei manchen Leu-

ten vorkommt — sich das Ansehen eines ungeheuer scharfen Denkers zu geben, und in seine Augen einen so stechenden Ausdruck hineinzulegen, als wollte er durch seine auf der Nasenspitze schwebenden Brillen hindurch die Schriften durchbohren, oder dieselbigen durch seinen Sonnenblick mindestens — wie durch Brenngläser, in Flammen versetzen.

Bisweilen sah er uns über die Brille hinaus an — gleichsam fragend, ob es ihm bereits gelungen sei, uns ehrfürchtige Bewunderung vor seinen wichtigen Geschäften beizubringen.

In Poretta, einer sehr hoch gelegenen Ortschaft, wurde Mittag gehalten. Ein unbedeutendes Dorf und doch bei guter Küche eine merkwürdige Billigkeit. Im mit Marmorplatten getäfelten Speisesaal nur 7 Grad über Null Réaumur. Das zwang zu einer rapiden Eile, die dem alten Advokaten, der besonders in den geschmackvollen gerösteten kleinen Vögeln das Seine leisten wollte — fast durch Erstickung das Leben gekostet hätte. Hier vermehrte sich die Reisegesellschaft mit einer überaus vielsprechenden Dame — die sogleich eine Menge höchst interessanter Merkwürdigkeiten über ihr Söhnlein, einen Jüngling von ungefähr 13 Jahren, in Gegenwart desselben erzählte, und mit einem gewissen Mutterstolz bekannt machte, sie fahre jetzt mit

demselben nach Bologna — wo er auf der Universität studiren werde. — Auf meine bedenkliche Frage: was für einem Studium sich denn der junge Mann eigentlich zuzuwenden gesonnen sei, entgegnete die Dame: „Er wird das Zeichnen lernen.“

Auf der Grenzstation, wo das Großherzogthum Toskana aufhört und wieder der Kirchenstaat beginnt, fand der alte Winkeladvokat sehr unerwünschte Gelegenheit, höchst verzweifelte Gesichter zu schneiden.

In seiner großen Bescheidenheit hielt sich der Mann für zu unbedeutend, als daß er eine Vista der römischen Gesandtschaft in Florenz für nöthig erachtet hätte: hier wurden ihm nun von den Grenz-Gensdarmen die nöthigen Begriffe über den Werth seiner Person in kurzen Deduktionen beigebracht — er mußte jene Taxe erlegen, die er schon erspart zu haben vermeinte und extra noch mit einer mancia sich abfinden. Dieser mißlungene Streich verlegte dem Alten ganz die Sprache; er schlug das Kreuz, als er sich in den Wagen setzte, ließ von nun an seine Aktenstücke ruhen, und gedachte mit der Resignation der Verzweiflung an die hingegangenen Paoli. Das Gesicht war jetzt förmlich pergamentgelb und die Hände hingen so todt an seinen Schultern nieder, wie zerbrochene, vom Schweinsleder

noch lose zusammengehaltene Holzdeckel an einem alten Corpus Juris.

Ist doch der Geiz eine gar furchtbare Leidenschaft — nach innen die zehrende Feuerlohe der Habgier — und nach außen der Leute Gelächter und Gespött!

Jetzt präsentirt sich ein Weg, der fast an das österreichische Hochgebirg erinnert. Kleine, im Vergleich mit denen in der Schweiz, Tirol und Steiermark sehr spärliche Wasserstürze tanzen über hohe Felsenstufen nieder, schöne Burgen und Schlösser im alten Styl und noch bewohnbaren Aussehens schauen von Bergeshöhen herab, Städtlein und Dorfschaften, Vengato, Montasko, Medolana, Pradura, Casatechio werden passirt — einmal heißt es sogar über einen bedeutenden Gießbach fahren — ist dieser angeschwollen, so genießen die Reisenden das Vergnügen, einen halben oder ganzen Tag lang seinem Verlaufen zuzusehen. Endlich gegen ½9 Uhr gelangt man nach Bologna.

137.

Bologna. Physiognomie der Stadt. Die Petroniuskirche. Die Kathedrale. Die zwei schiefen Thürme und ihr Vergleich mit dem zu Pisa. Die Universität. Weg nach Ferrara.

Diese Stadt mit ihrer an 80,000 streifenden Einwohnerzahl, mit ihren 6000 Häusern und 130 Kir-

chen, macht einen ganz eigenthümlichen Eindruck. Sie trägt einen spezifischen Charakter an sich, nur ein wenig ist sie mit dem viel spärlicher belebten Padua zu vergleichen.

Die Gassen meistens enge und etwas düster, die Häuser durchwegs mit Säulenhallen, so daß man im Regen trockenen Fußes und beim Sonnenschein im Schatten wandeln kann.

Im 13. Jahrhundert ist dieser Stadt ein Heer von 40,000 Mann zu Gebot gestanden; damals war Bologna eine reiche Handelsstadt, voller Hilfs- und Geldquellen von allen Seiten her; das hat jetzt aufgehört. Gegenwärtig ist den Oesterreichern die Aufgabe beschieden, hier den Gott wohlgefälligen Frieden zu erhalten.

Es klang den Ohren angenehm, als ich im Vorbeigehen bei der Hauptwache auf der Piazza maggiore von den österreichischen Jägern den obderennsischen Dialekt vernahm. Ich konnte mich nicht enthalten mit diesen Gesellen einige Worte zu wechseln, und sagte: „Grüß Euch Gott, Landsleut, wie geht's Euch hier in Italien?“ Nun wurden sie sehr treuherzig, machten Späße über ihre hiesige Existenz und Einer sagte scherzend: „Gern haben sie uns hier grad nicht, aber zuwider sind wir ihnen doch.“

Dieser Hauptplatz von Bologna ist eigenthümlich schön, und sehr belebt durch den Markt. Die Fronte der Petroniuskirche, der Palast des päpstlichen Legaten (ein höchst malerischer alterthümlicher Bau; auf einem Thurm desselben zeigt eine Uhr mit riesenhaftem Zifferblatt die Stunden an; das ist so üblich auf den Palästen der Delegaten) und der Palast des Podestà schließen den großen Platz von drei Seiten ein. Die Petroniuskirche — die größte in Bologna, und eine der größten in Italien; trotzdem, daß sie nur zur Hälfte ausgebaut ist. Der Bau wurde 1390 begonnen. Acht Kirchen, die im Wege standen, mußten demolirt werden, um hinlänglichen Platz für diese Eine zu gewinnen. Sie sollte 54 Kapellen und 4 Thürme bekommen. Fast 300 Jahre lang wurde daran gebaut. Anno 1659 gerieth der Bau gänzlich in's Stocken.

Die Kirche hat, wie sie jetzt dasteht — von außen 200 Schritte Länge. Das Mittelschiff ist 8, die Seitenschiffe sind 4 Klafter breit. 22 Kapellen sind ausgebaut; diese enthalten ein Menge von Gemälden und andern Kunstschätzen. In einer wird das Haupt des Schutzpatrons, des heiligen Petronius, Bischofs von Bologna mit kostbarer Ornamentik aus der Renaissancezeit aufbewahrt. Diese Kirche ist nicht nur die imposanteste, sie hat auch am meisten den ursprüng-

lichen Bautypus beibehalten und hat in den Hauptformen am mindesten durch Vermodernisirung gelitten, wie dieses bei den alten Kirchen Bologna's leider meistens geschah.

Die Kathedrale S. Pietro neben der Residenz des Erzbischofs ist groß, aber der Bau fällt schon in die Verfallzeit der Kunst. Sie wurde begonnen 1605, hat aber gute Gemälde. Vorzüglich ist die Kirche S. Domenico mit einer Reihe von Meisterwerken und dem Grab des heiligen Dominikus.

Auch hier eine großartige Kunstsammlung in der Pinacoteca. Ein höchst auffallender Anblick sind die zwei schiefen Thürme, die auf einem Platz kaum zwanzig Schritte von einander stehen, und gegen einander sich verbeugen wie ein paar Riesen, die sich Komplimente machen, oder wie ein hagerer großer Vater, der seinem kleinen gehorsamen, aber sehr wohlgenährten Söhnlein gute Lehren gibt. Der schlanke, wie eine Pyramide hinauflaufende hat 44 Klafter Höhe, hängt 3½ Schuh über die Senkrechte, wurde gebaut 1109 von Gherardo Asinelli — und trägt seines Meisters Namen: Asinelli.

Der andere, wahrscheinlich aus Rivalität aufgeführt, wurde ein Jahr später (1110) gebaut von Filippo und Odo Garisenda — weshalb er Garisenda genannt

wird, er hat zwar nur 21 Klafter Höhe, weicht aber 8 Schuh von der Senkrechten ab.

Wie sehr hat der schiefe Thurm von Pisa diese beiden übertroffen! Zwar nicht an Höhe, denn er ist nur 25 Klafter hoch, aber in der Komplimentirkunst, denn er neigt sich um 4 Schuh mehr als der Garisenda; und an Eleganz des Kostüms; wie er sich neigt, so neigen sich mit ihm alle sieben Gallerien, und in jeder Gallerie die zierlichen schlanken Marmorsäulen. Der Pisaner weiß mit Einem Wort alle guten Eigenschaften in sich zu vereinigen, die man von einem schiefen Thurm nur verlangen kann. Er neigt sich so tief als möglich — er hält und fällt nicht um; er ist sehr elegant geschmückt — und der Kunstsinn findet an ihm sein Behagen, er erfüllt Zwecke der Nützlichkeit, es können auf ihm sieben Glocken geläutet werden, das bringt ihn nicht aus seiner Fassung.

Berechnung, Kunst, Gleichgewicht, Schwere, Anziehungskraft, Pracht, solides Material, Brauchbarkeit, Dauerhaftigkeit, Renommee durch die ganze Welt, großer Zuspruch fast alle Tage, allgemeine Zufriedenheit! Was will man von einem schiefen Thurm noch mehr!

Und am Ende hat Galilei eben durch die Betrachtung dieses Thurmes die Gesetze der Gravitation gefunden, was den schiefen Thurm um so mehr zum

Mitgliedschaft in irgend einer berühmten Akademie der Wissenschaften berechtigt — als es da häufig Mitglieder gibt, an denen außer ihren schiefen Ansichten — sonst gar nichts zu finden ist.

Ein Bedenken muß hier noch eingeflochten werden; Göthe redet in seiner italienischen Reise (1786) in Bologna nur von einem hängenden Thurm, sagt noch dazu: „weil die geraden Thürme zu alltäglich waren, so baute man einen schiefen." „Auch haben Architekt und Besitzer ihren Zweck erreicht, man geht an den vielen geraden, schlanken Thürmen hin und sucht den schiefen. Ich war nachher oben auf demselben."

So Göthe. Nun stehen aber seit 1110 in Bologna die zwei Thürme so nahe aneinander, daß es reine Unmöglichkeit ist, nur Einen zu sehen; daß man also entweder beide sehen muß, oder gar keinen gesehen hat! — Wir stellen dieses Räthsel nur hin, möge es sich Jeder selbst erklären.

Das war übrigens nur ein Uebersehen von 2 Thürmen und ein Berichten von Einem Thurm. — Wie großartig sich aber Göthe als Kunstkennenwoller gerade auch in Bologna blamirt hat — wurde demselben schon bei seinen Lebzeiten (1819) in Speth's

„Die Kunst in Italien“ (1. Band) gründlich nachgewiesen.

Jetzt herrscht über Göthe's Kunstkennerei unter Kunstkennern wohl nur mehr Eine Stimme.

Unweit dieser beiden Bologneser Thürme liegt die uralte (in Italien ist nur die zu Salerno älter) hochberühmte Universität, die in der That bis in die neueste Zeit herauf mehr gethan hat — als von ihrem alten Ruhme zu zehren. Weltbekannt aus neuerer Zeit ist der Name Galvani. Geschichte, Philologie, Botanik, Anatomie, wird noch heut zu Tage von Gelehrten ersten Namens vorgetragen, und Bologna nimmt es sicher mit jeder italienischen Universität auf. Nur die Theologie scheint auch hier etwas zu schweigsam zu sein — wenigstens auf deutschen Boden herüber ist seit langer Zeit kein Name aus dieser Fakultät erklungen. Das Gebäude sieht wunderschön und großartig aus, — es ist auch der Bau eine Universität — und in Deutschland an Ausdehnung und Pracht für diesen Zweck kein imposanteres zu finden. Bibliothek und Sammlungen der Universität, so wie der ganze wissenschaftliche Apparat sind als großartig bekannt. Hier hat Montini im Jahre 1440 die erste Sektion an einer Leiche vorgenommen, deswegen ist auch Bologna die Vaterstadt der Anatomie. Medizin und Naturwissenschaften sind seit-

her hier immer am meisten und besten vertreten gewesen, auch jetzt zählen Medizin und Chirurgie noch 18 Professoren. Freilich werden jetzt die Studierenden nicht mehr in die Tausende gezählt, wie es im Mittelalter der Fall war — ihre Zahl beläuft sich so an 400.

Schon 100 Jahre vor Christus hat diese Stadt eine welthistorische Rolle gespielt; im zweiten punischen Krieg hat sie mit Hannibal gehalten. Seit 1506 ist sie dem Kirchenstaat einverleibt — in diese Einverleibung machte nur Napoleon eine Pause von 19 Jahren, von 1796 bis 1815 war sie in das Bereich seiner Oberherrschaft gezogen.

Von Bologna an präsentirt sich ein eigenthümlicher Weg. Der fette Boden, ausnehmend fruchtbar — die Apenninen sind zu Ende — die Ebene wird langweilig zum Anschauen. Die Straße schnurgerade fort, an der Seite der Straße ein Verbindungskanal aus dem Reno. Ein reicher, fast im Fett erstickender Boden, und doch, wenn die Pferde gewechselt werden, wenigstens ein Dutzend Lamentirer, alte Männer, Weiber und Kinder, den Wagen umschwärmend und jämmerlich bettelnd. Diese Leute wissen akkurat das Eintreffen der Postzüge und warten diese ab mit der Genauigkeit gewissenhafter Beamten, als ob sie eigens hiezu beauftragt wären.

Der Weg von Bologna nach Ferrara ist zum Schlafen und zum Einschlafen geeignet. Oekonomen freilich werden ihn mit ganz andern Augen anschauen und darüber in Extase gerathen. Auch die Begeisterung, ja selbst die Poesie hat hiebei ihr Recht, denn Virgil schrieb ja sein Lehrgedicht vom Landbau (Georgica), ein Werk, welches freilich nicht aus des Dichters freiem Willen hervorgegangen, sondern wozu er von Mäcenas getrieben wurde. Auch Virgil's Georgica ist zum Einschlafen, wie der obgenannte Weg. Nach zwei Posten, Capo d'Argine und Malalbergo, hält man endlich seinen Einzug in Ferrara, der alten Residenz der Herzoge von Este.

In demselben Wagen saß ein Ferrarese — der mit uns ein Gespräch anknüpfte und fast in Verzweiflung gerieth — als er vernahm, daß wir in Ferrara nur bis zum Abgang des Postwagens — also Ein und eine halbe Stunde zu bleiben gedenken. Er meinte, in Ferrara habe man wenigstens 8 Tage zu thun, um alle Merkwürdigkeiten zu sehen. Die Liebe dieses Mannes zu seiner Vaterstadt war im höchsten Grade rührend, konnte aber unsern Beschluß nicht ändern.

138.

Ferrara. Der Dom außen und innen. Der Palast der Herzoge von Este. Das diamantene Haus. Trinkwasser in Ferrara. Das Haus Ariosto's; Guarini's. Tasso's Gefängniß. Lord Byron.

Im Fahren durch die Stadt bis zum Posthaus wurde geschwind ein Plan gemacht — wie der Aufenthalt hier am besten auszubeuten sei. Der erste Weg ging zum Dom. Was für eine ganz außerordentlich schöne Façade! Wieder ganz etwas Neues auf alles schon Gesehene hinauf. Ein wundervolles Ineinandergreifen von gothisch-romanischem Styl in einer wohlthuenden Einheit. Eine Masse Gallerien, kleine Säulen, Säulenbündel, Statuen. Der Bau wurde begonnen 1135. Diese Façade zeigt das letzte Gericht in vielen steinernen Figuren. Auf dies Gericht bezüglich sind auch die sieben Todsünden, und das Leben des Heilandes dargestellt — man hätte viel zu thun, den Gedanken des Künstlers in allen seinen Gliederungen zu verfolgen. In dem Herzen eines Bauverständigen, oder Kunstsinnigen überhaupt, müssen alle Glocken klingen vor Freude, wenn er vor einer so herrlichen Schöpfung des Kunstgeistes sinnend und betrachtend steht.

Nun geht man in die Kirche hinein, voll Erwartung — ein entsetzlicher Anblick auf die Façade

hinauf! Alles verzopft, alles ruinirt, alles zerschlagen, alles geglättet, gerundet, abgeflächt und mit Kalk verpatzt! Den Restaurateuren muß jede Statue, jedes Rippengewölbe, jedes Säulenkapital, jede Arabeske, jede Steinrose in den Fenstern als ein Unfug erschienen sein — und unberechenbare Kosten wendeten sie an, um mit ihrem Kunstbiegeleisen alle großartigen Stickereien im Stein auszuglätten und die glatte Leinwand der faden weißen Wand, wie sie jetzt zu sehen ist, zu produziren.

Gegenüber vom alten Palazzo ducale war ein Mittagmahl bestellt — so konnte auch während des Speisens die Zeit benützt, und eines der merkwürdigsten Schlösser Italiens, wie ein Tafelaufsatz, gehörig betrachtet werden. Es liegt gerade gegenüber der Stella d'oro, und ist ein wunderschöner, großartiger Ziegelbau aus dem 15. oder 16. Jahrhundert. Hier haben die Herzoge von Este gehaust, hier ist Tasso's Leier erklungen, und hier sind auch bittere Jahre über den Sänger des befreiten Jerusalem hereingebrochen. Würde der Herzog Alfons von Ferrara in unserer Zeit leben, und das unglückselige Experiment machen wollen, die schönen Geister aus Deutschland in Ferrara zu versammeln — ach, in Einem Tage wäre, wie von Wanderraupen, das ganze Herzogthum aufgefres-

sen! Jetzt residirt in dem wunderschönen Schloß der Kardinal-Delegat. Das imposante Gebäude wird von einem sehr breiten Wassergraben umgeben. Das Wasser ist aber faulig, braun, unbeweglich — Geflügelfedern schwimmen auf demselben oben so auf einem und demselben Platz, als ob sie angenagelt wären, und im Sommer verbreitet dies Wasser eine widerliche Ausdünstung. Früher soll der Schloßgraben einen Zufluß und Abfluß gehabt haben.

Das Trinkwasser in Ferrara, gelb wie aus einer Krötenpfütze, ist nicht einmal geeignet damit den Wein zu wässern. An Vormittagen geht es hier in der Hauptstraße sehr lebhaft zu. Eben hielt ein österreichisches Regiment seinen Einzug, den Oberst an der Spitze. Die Ferraresen betrachteten die Truppen mit einer eigenthümlichen Scheu, und doch mit einer Art Bewunderung, denn so ein geschultes österreichisches Regiment nimmt sich sehr imposant aus — auch imposanter selbst, als ein französisches, obwohl die Franzosen anerkannt sehr gute Soldaten sind.

Der Palazzo Ercole wird das diamantene Haus genannt — ist aber gar nichts besonders daran, und den Namen hat er nur von den facettenartig behauenen Bausteinen. Mit eben demselben Recht könnte man die Kirche Gesù nuovo in der Strada

Trinità zu Neapel — die eine ähnliche facettirte Vorderseite hat — die diamantene Kirche nennen.

Sonst gibt es in Ferrara nicht viel Poetisches — ausgenommen zwei Häuser — zweier und ein Gefängniß Eines Dichters.

Das Haus Ariosto's mit der Inschrift:

Parva, sed apta mihi, sed nulli obnoxia, sed non
Sordida, parta mea sed tamen aere domus.

Ariost rühmt sich, daß sein Haus nicht schmutzig ist — für einen italienischen Dichter jedenfalls eine zu gewährende poetische Lizenz. In Anbetracht anderer Häuser mochte sein Haus ihm besonders gefallen haben, auch daß es kein Gnadengeschenk war, freute ihn — darum rühmt er sich: wie er mit eigenem Geld es gebaut.

Ob Ariost hier den ganzen rasenden Roland gedichtet? Langweilig ist es hier zum Rasendwerden — die Stimmung war somit zum Werk gedeihlich. Als die Herzoge von Este hier Hof gehalten, und die Prinzessinnen während des Flechtens von Lorberkränzen die achtzeiligen Stanzen in christlicher Ergebung stundenlang von den seligen Dichtern sich vorraspeln ließen — was man jetzt deklamiren heißt, da mag es den Dichtern hier freilich sehr kurzweilig vorgekommen sein. Seither ist das Lorbergeschäft eingegangen. Tasso und Ariost

aber haben die Herzoge von Este auf die Nachwelt getragen, und ihre Namen als Kunst- und Poesieschirmer den fernsten Zeiten bekannt gemacht. Ariost's Gebeine sind seit 1801 in der hiesigen Bibliothek beigesetzt. — Der rasende Roland ist gewiß ein starker Held — nur eine rasende Geduld nimmt es mit ihm auf — und doch unterliegt die rasende Geduld zumeist dem rasenden Roland. — Das Heldengedicht ist doch gar zu lang; es gibt Tausende, die den Namen Ariost und den Titel seines Riesenwerkes kennen — fragt aber diese Tausende, ob sie den Roland durchgelesen haben — und wenn sich auf die letzte Frage fünf melden, so könnt Ihr versichert sein, daß Euch mindestens vier davon angelogen haben. —

Daß Ariost das Eisen der Sprache in der Glut der Poesie gehämmert, gestreckt und in geradlinige Stangen ausgeschlagen und aufgeschlichtet hat, das ist freilich ein Verdienst, welches ihm Niemand wird streitig machen wollen.

Auch Guarini's Haus mit der selbstverfaßten Inschrift ziert Ferrara. Die Inschrift lautet:

Herculis et Musarum commercio favete linquis et animis.

Diese Inschrift hat die Kürze für sich. Der Pastor fido von Guarini nicht. Wie Viele dürfte man nun

erst fragen, und wie Wenige erfragen, die den Pastor Fido zu Ende gelesen haben? — In der seligen Gymnasialzeit kaufte ich mir bei einem Antiquar um einige Kreuzer den Pastor fido, und freute mich über die neue Acquisition einer unsterblichen Scharteke. Ein viellesender Mitschüler nahm den Pastor sogleich von mir zu leihen — brachte mir ihn aber schon am folgenden Morgen in die Schule mit, und schrieb mir zum ewigen Andenken folgenden Gymnasialwitz hinein:

„Das ist der Pastor fado,
Den ich allhier Dir trado,
Ich lase ihn nicht auso
Er wurde mir zum grauso."

Und doch ist der Pastor fido fast noch Gold gegen die Schäferspiele, welche die deutschen Dichter des vorigen Jahrhunderts auf der deutschen Sprachflöte geblasen haben. Diese Spiele wären sehr gut geeignet — abgestandenen holländischen Tapeten, die Schäferszenen darstellen, als ein eben so verblichener Text zu dienen.

Eines Mannes herbes Geschick nimmt hier das vollste tragische Interesse in Anspruch.

Sieben Jahre lang lebte der Dichter des befreiten Jerusalem hier in der Gefangenschaft. Tasso ist offenbar eine etwas überspannte Natur gewesen, darüber herrscht kein Zweifel. Die Lorbern, welche man allenthalben in Italien dem Lebenden auf's Haupt gestreut,

machten ihn im höchsten Grade empfindlich und überreizt. Sein Wanderleben ließ ihn zu keiner rechten Ruhe kommen — und bedurfte er eine Ruhe zu seinen poetischen Schöpfungen, so mußte er sich diese erst durch neue Kämpfe erringen.

Es quälte ihn auch die Manie — er sei beständig von Feinden umrungen, die es auf sein Verderben abgesehen haben. Um den geträumten Gefahren zu entrinnen, floh er zweimal aus Ferrara.

Als er nach der zweiten Flucht wieder kam, wurde er von Alfons II. kalt aufgenommen — das verdroß ihn über die Maßen, er schmähte über den Herzog, und soll sich wirklich wie ein Verrückter benommen haben.

Nun wurde er aber sieben Jahre lang im Gefängniß festgehalten. Das ist freilich keine kleine Grausamkeit. Ein Verschluß (im St. Annen-Hospital), in dem Tasso die Jahre 1579 und 1580 zugebracht haben soll — wird noch gezeigt.

Das ist ein völlig finsteres, nasses Kellerloch — ist Tasso wirklich hier gesessen, so war das eine Tyrannei, die ihres Gleichen sucht — hier zwei Jahre auszuhalten erfordert die Natur eines Riesen. Ein kleines Gitter neben der Thüre geht auf eine dunkle Halle, die wieder aus einem andern Gewölbe einen

matten, vielfach gebrochenen Lichtschimmer empfängt, so daß man an einem hellen Tag zu Mittag in diesem Kerker auf die Gitterstäbe hinblickend — so ungefähr vermuthen kann — es sei draußen Tag. Vom Unterscheiden der Gegenstände im Kerker selbst — oder vom Lesen — ohne Lampenlicht — gar kein Gedanke. Ueber die Thüre hat Byron — reich überschüttet von irdischen Glücksgütern, aber noch einer viel tiefern unheilbaren Schwermuth verfallen, als Tasso — seinen Namen mit einem Eisengriffel in Uncialbuchstaben tief in die Mauern eingegraben.

Ob es dem armen Tasso in seinen Kerkernächten tröstlich geklungen wäre — wenn ihm Jemand prophezeit hätte: „Leide geduldig, Tasso, nach Jahrhunderten wird ein reicher Lord-Dichter aus Großbritannien seinen Namen in die Mauern Deines Kerkers graben, um der Welt Zeugniß zu geben von seinem lordschaftlich bewegten Gemüth, als er hier weilend Deines bittern Loses gedachte, und einen dämonischen Fluch gemurmelt dem Angedenken des Tyrannen, der Dir einige Jahre Gottes Sonnenlicht geraubt — und in der blinden Wuth des Hasses Dich in diese Nacht versenkt hat?“

Außer Byron sind noch die Namen einer Unzahl reisender Beileidsbezeuger hier in die Mauer eingeritzt. Eitle, vergebliche Mühe — Niemand liest diese

Namen! — In einem Briefe Tasso's äußert er sich: „Er habe von seinem Gefängniß aus den Thurm des Palastes vor Angesicht, in dem die Prinzessin Eleonore wohne.“ Das muß nun schon eine luftige Wohnung gewesen sein, in der es möglich war, Etwas zu schreiben. In dem Keller, der als erstes Gefängniß Tasso's hergezeigt wird — wäre es reine Unmöglichkeit Etwas zu arbeiten.

Uebrigens geht man tief ergriffen aus diesem Gefängniß — für dessen Aufsperren, Hineinleuchten und Hineinführen sicher schon eine Summe eingegangen ist — die dem Tasso während seiner Lebenszeit zu einer kleinen Grafschaft — gewiß aber zu einem ganz unabhängigen Leben verholfen hätte.

Tasso hat die Stadt Ferrara „die Königin des Po“ (la gran donna del Po) genannt; das war wohl halb eine Schmeichelei — in Zeiten, wo ihm Gunst und Glück noch florirten, als er aus dem befreiten Jerusalem vorlesen konnte, und die schönen Frauen am Hof Herzog Alfons des Großmüthigen, wie ihn Tasso genannt, wetteiferten, dem verhätschelten Sänger ihre Huldigungen darzubringen.

Wie viel herber mußten dem armen Manne seine nachfolgenden Mißgeschicke erscheinen — da er doch in früherer Zeit — als noch die Höfe von Florenz und

Ferrara wetteifernd sich um seine Person bewarben — aus dem berauschenden Becher irdischer Eitelkeit vollauf trinken konnte!

139.

Ein uneigennütziger armer Cicerone. Der Tantusmann. Po und Etsch. Padua. Antenors Grab.

Auf alle diese Ferrareser Celebritäten hinauf noch das Miniaturbild eines armen Teufels, der nebenbei eine sehr ehrliche Haut ist, eines der bescheidensten und liebenswürdigsten Ciceroni.

An dem Thore der Stella d'oro stand ein Bürschlein von ungefähr 17 Jahren und bot uns ohne irgend eine Aufdringlichkeit seine Dienste als Cicerone an. Das ganze Wesen dieses Menschen war spezifisch anders, als jenes aller seiner Zunftgenossen, die ich kennen gelernt. Ich verlangte: er solle uns zum St. Annen-Hospital führen, und bot ihm versuchsweise 6 Bajocchi an. Es ist dies Hospital kaum 2 Minuten vom goldenen Stern entfernt. Der Bursche erwiederte: „Ja ich dank Ihnen, es ist zwar nicht viel — aber ich würde Sie auch um 3 Bajocchi hinführen, weil ich nichts zu thun habe, und mir etwas verdienen will." — Das klang doch in der That

ganz außerordentlich. Der Mensch war einer näheren Betrachtung werth. Ich frug ihn um seine Lebensverhältnisse. Er erzählte, es seien ihrer sieben Geschwister — der Vater ein armer Schneider. Er selbst warte auf Fremde, und könne sich durch diese wenigstens Einiges verdienen — was er nach Hause trage. Es war alles so treuherzig und nichts gemacht. Mir war leid, den Jungen nicht schon vorm Speisen kennen gelernt zu haben. Nach der Besichtigung von Tasso's Kerker, nahmen wir ihn mit in's Caffè der Post gegenüber. Ich wollte ihm Kaffee geben lassen, er dankte und sagte: er habe heute noch nichts gegessen, und Kaffee sei er gar nicht gewohnt. Ich legte ihm von den Eierbroten hin, er dankte — auf wiederholtes Auffordern nahm er endlich eines und steckte es in die Tasche. Ich fragte: warum er nichts esse? Er erwiederte: „Seinen Geschwistern mache es eine größere Freude, wenn er ihnen so etwas bringe, als ob er es selbst essen würde." — Der gute Bursch heißt: **Giuseppe Roberti**. Wär' ich ein reicher Italiener, ich hätte ihn gleich in meine Dienste genommen.

Von Ferrara aus hat man mit dem Postwagen an gute eilf Stunden nach Padua. — Nicht weit außer Ferrara, bei Lagoscuro, kommt man über den breiten Po, der sich gravitätisch dahinwälzt, und

mit seinen vielen flachen Auen der Donau in flachen Theilen Ungarns sehr ähnlich sieht. Wir hatten ihn schon in seinen Jünglingswegen zu Turin und Valenza in Piemont kennen gelernt.

Der Postwagen wird übergeschifft. Am jenseitigen Ufer ist die österreichische Dogana. — Nun geht es eine gute Stunde an den Ufern des Po abwärts bis zur Poststation Bolesella. Ein unerquicklich langweiliger Weg. Dann kommt das Städtchen Rovigo mit dem Grabmahl des berühmten philologischen Helden Rhodiginus, der mit Ruhm in Mailand und Padua docirte und 1520 hier in seiner Vaterstadt, 70 Jahre alt, seine Studien beendete. Als dies Grab ein deutscher Reisender ohne Grabschrift gefunden — hat er, entrüstet über solche Vernachlässigung, darauf die Worte in den Stein geäzt: „Hic jacet tantus vir.“ — Das geht in Deutschland auch nicht besser, wir haben eine Menge begrabener Tantusmänner, um die sich Niemand bekümmert. Uebrigens bemerkt über obige Einäzung in den Stein von Seite eines deutschen Passagiers, der über diese Undankbarkeit entrüstet war, der alte ehrliche Iselin: „Hierauf sind dem Rhodigino zu Ehren verschiedene Lobsprüche verfertiget worden.“

Von Rovigo aus wird man über die Etsch spe-

dirt, und kommt am Städtlein Monselice vorüber, dessen Schloßruinen das hochberühmte Viperneſt ſind — in dem die Vipern zur venetianiſchen Theriakbereitung gefangen werden. Kein gewiſſenhafter Reiſebeſchreiber kann von dieſem Theriakquell Umgang nehmen, und jeder ſucht ſeinem Buche damit wiſſenſchaftliche Salbung und mediziniſchen Wohlgeruch zu verſchaffen. Man begrüßt darnach Padua, das kleine Florenz am beſcheidenen Bacchiglione.

In Padua wären wir eigentlich auf dem Punkt angelangt, von dem wir nach Weſten hin in die Lombardei eingebrochen; eine kleine Skizze der alten Stadt haben wir auch ſchon gebracht, und ſomit wär' es auch an der Zeit: hier die Feder niederzulegen, und vom geduldigen Leſer, der ſo weit mit uns gegangen, freundlichen Abſchied zu nehmen. Es iſt aber der Reiſenden Art, redeſelig zu ſein — und warum ſollten wir dieſe Art verläugnen?

Jetzt, nachdem das Hauptdrama der Reiſe glücklich vorüber war, freute mich Padua erſt recht in die Seele hinein — ich fühlte mich hier von heimiſcher Luft angeweht, als wär' ich bereits im Weichbild von Wien angelangt — wenigſtens iſt hier ſchon öſterreichiſcher Boden, und auch ſchon etwas deutſche Sitte, vorzüglich durch's Militär hieher verpflanzt.

Mit Freuden wurde am Morgen durch ein paar Stunden eine Wiederholung des schon Gesehenen vorgenommen — besonders wieder der Façade von S. Antonio vergnügliche Aufmerksamkeit geschenkt.

An einer Straßenecke steht ein steinerner Todtenkasten auf 4 Säulen. Die Leute nennen ihn das Grab Antenors, der, wie Livius berichtet, nach der Eroberung Troja's Padua gegründet. Jedenfalls eine fabelhafte Ehrwürdigkeit.

Wenn man so über die klassischen Zeiten einer Stadt nachdenkt, welche 700 Jahre nach Roms Gründung 500 Ritter zum römischen Heere sandte, und deren Bewohner in die römische Bürgerschaft aufgenommen waren; wenn man dann an den mittelalterlichen Glanz Padua's denkt, bis es im Jahre 1403 in die Republik Venedig einverleibt wurde, und man sieht in den Arkaden die ärmlichen Obstweiber, die armen Teufel von Schuhflicker, die spießbürgerlichen Verkaufsgewölbe, dazwischen die eleganten Zuckerbäckereien, dann wieder ein paar Offiziere, die ein ganz gemüthliches Wienerdeutsch mitsammen sprechen — so ist man nicht vielleicht traurig bewegt, daß die klassische Heidenzeit dahingeschwunden ist — im Gegentheil, man freut sich über das moderne Element, in dem man sich ganz behaglich fühlt.

140.

Venedig. 100 Dukaten für jeden Vers. Gedanken vor und in der Markuskirche. Warum der Klerus hier keine dreieckigen Hüte trägt. Szene in einer Barbierstube. Schluß.

Nun auf der Eisenbahn hinüber nach Venedig, und ein wohlverdienter Lobesnachguß auf die alte Lagunenstadt.

Wir loben umsonst und aufrichtig und ohne Erwartung eines Lohnes. Sannazar machte einst ein lateinisches Gedicht auf die Stadt Venedig unter dem Titel: „De mirabili urbe Venetiis." Die Venetianer bezahlten ihm jede Zeile mit 100 Dukaten. Das war nun pure Flausenmacherei des enorm reichen Krämeradels, das Gedicht hatte eben die rechte Kürze für ein Experiment von Generosität, das Lärm machen sollte in der Welt, denn es bestand nur aus 6 Zeilen. Hätte Sannazar etwas Geniales in 100 Zeilen über Venedig geschrieben, so würde man ihm wahrscheinlich keinen Pfennig dafür gegeben haben. Aber 6 Zeilen, das geht — was liegt am Ende an 600 Dukaten, von denen doch die Mit- und Nachwelt redet, durch welche sich die Republik den Ruf großmüthiger Unterstützung der Dichtkunst erobern konnte! Da es immerhin interessant ist, das berühmte Gedicht zu kennen — über das so oft gesprochen wird —

welches aber die wenigsten Leute gelesen haben, so soll es hier folgen, und wir sind überzeugt, daß Jedermann nach Durchlesung desselben lächelnd sagen wird: „Und für dies Gedicht 600 Dukaten?"

Viderat Hadriacis Venetam Neptunus in undis
  Stare urbem et toti pone jura mari
Nunc mihi Tarpejas quantumvis Jupiter arceis
  Objice et illa tui moenia Martis ait.
Si Pelagò Tybrim praefers, urbem aspice utramque
  Illam homines dices, hanc posuisse Deos.

Ohne uns eine ausnehmende philologische Mühewaltung zu machen, fertigen wir hier für die Nicht-Lateiner folgende Uebersetzung an:

Stehen in Adria's Fluten sah Neptunus Venedig
  Und beherrschen das Meer durch sein mächtiges Wort,
Und er sagt: O Jupiter, rühm' der tarpejischen Burg Dich,
  Brüste Dich immerhin fort mit den Mauern des Mars,
Ziehst Du die Tiber dem Meer vor — schau auf die Städte, die beiden,
  Sag' dann: Von Menschen ist die — jene von Göttern gebaut.

Also Rom ist von Menschen gebaut, Venedig von Göttern! Das war der Lobregen aus Sägespänen von Süßholz, der schwefelgelb auf den Dogenpalast und die Bleidächer niederfiel.

Wenn der geneigte Leser auch dem lateinischen Originalgedicht nicht ansehen sollte, daß für selbiges 600 Dukaten gezahlt worden sind, so wird er doch gewiß bei der Uebersetzung merken, daß diese umsonst gemacht worden ist.

Offenbar wird Sannazar nach dem großartigen Geschenk zum Dogen gegangen sein, und nachdem er die mit dem Markuslöwen gehörig gestempelte Quittung richtigen Empfanges ausgestellt, diesem so schmeichelhaften Dank gesagt haben, daß sich seine schwarze Schlafhaube (denn die amtliche Kopfbedeckung der Dogen war schlafhaubenartig) sicher als Mitbeherrscherin des Meeres voll Plaisir nach allen Gegenden der Windrose gedreht hat.

Setzen wir aber nun den Fall, Sannazar hätte nach dieser offiziellen Aufwartung sich den dichterischen Einfall erlaubt — und eine andere, aber wahrhafte und nicht schmeichelhafte sechszeilige ungefähr wie folgt angefertigt:

An das lobbedürftige Venedig.

Stinket Ihr nicht vor Hochmuth, aufgeblasene Krämer,
Die Ihr Quacksalberei mit dem Theriak treibt?
Weil Ihr mitten im Meer liegt, in dem salzigen Kessel,
Schlürfet Ihr überaus gern lieblichen, löblichen Meth
Ja, das eitelste Weib ist dieses alte Venedig,
Weil es sich um und um immer im Spiegel beschaut.

Nach einem Gedicht ähnlichen Inhaltes wäre ein Preis von 600 Dukaten auf den Kopf des unglücklichen Dichters gesetzt worden — im Falle der Erwischung hätt' er können unter die Bleidächer und über die Seufzerbrücke wandern, und seinen Kopf mit sammt

dem ganzen Nest von unreifen Hexametern hätte man ihm bald darnach vor die Füße gelegt.

Was doch die Glycyrrhiza (das Süßholz) in der kranken Menschheit für eine ungeheure Wirkung hervorbringt!

Da meint man oft: weiß Gott was für Talente und Verdienste erforderlich waren, daß Dieser oder Jener zu einer hohen Stelle kam — und das ganze Geheimniß seiner gelobten und belohnten Wirksamkeit bestand darin — daß er zur rechten Zeit und mit Anstand Süßholz zu raspeln verstanden hat.

Uebrigens bleibt es für die Geschichte der Poesie charakteristisch, daß das höchste Honorar, welches je einem Bearbeiter der Apollo-Leier für seine Verse zu Theil wurde, gerade für eine der elendesten Lobhudeleien ausgezahlt worden ist.

In der That ein Umstand, gleich ehrenhaft für den Dukatenbedürftigen Dichter wie für die Ehrenbedürftigen Venetianer. Beide Theile lieferten sich echt kaufmännisch auf gegenseitige Abrechnung jene Artikel, welche sie eben nicht auf dem Lager liegen hatten.

Doch nun wieder etwas ungezahltes Venedigerlob! Es ist das Eigenthümliche von Venedig, daß es auf alle gesehenen Herrlichkeiten Italiens hinauf — nichts an seinem Zauber einbüßen kann. Immer schweift das

Auge mit Freuden herum an allen Mauerfarben und Säulen, und Fensterrosen und Balkonen, und an aller phantastischen Marmorverzierung der Paläste des Canal grande, und immer hört man wieder mit Vergnügen den melodischen Ruderschlag des Gondelführers und das Rufen an den Ecken der kleinen Kanalgassen — bezüglich des Nichtaneinanderfahrens; und immer hat man beim Durchfahren der engen Kanäle den Kopf nach rückwärts gelegt, die Augen nach Oben gewendet — um sich über die Architektur-Verschwendung in diesen Rauchfang-engen Gassen gehörig zu verwundern. Und immer geht man wieder mit gebührender Aufmerksamkeit an den Hunderten sinnreich geschmückter eleganter Läden der Mercerien vorbei, und ergötzt sich am Treiben an der Riva dei Schiavoni und umzingelt die Hallen des Markusplatzes, von dem man nicht leicht übersättigt werden kann.

Gegen Abend zu war auf St. Marco große Bewegung. Eine Masse Neugieriger blieb stehen. Die drei hohen Mastbäume mit den Bronze-Markuslöwen und Flaggen an der Spitze wurden umgelegt — behufs Reparatur und neuer Löwenvergoldung. Es schien Jedermänniglich der Herumstehenden Vergnügen zu machen, die eben so hohen als grimmigen, durch Regenabwaschung etwas schadhaften Beherrscher der Lüfte in Erdennähe anschauen zu können. Diese Mastbäume mit

ihren flatternden Fähnlein symbolisiren die drei Königssiege der Venetianer. Die Piedestale sind erzgegossene Kunstwerke von beträchtlicher Dimension.

Es ist ein Anblick, dessen man nicht satt werden kann, wenn die Abendsonne die matten Goldspiegel der Mosaikbilder an der Domfaçade lebendig macht, und die Markuskuppeln wie röthlich-bleiche Mondscheiben sich scharf aus dem blauen Himmelsbogen herausschneiden.

Und in der Kirche drin ist's so ruhig und still — magische Farben spielen an den Wänden, in den Marmorbogen, in den Mosaikkuppeln und auf den schillernden Goldflächen. Die Geister der Dogen, der Patriarchen, der Senatoren Venedigs umwehen Dich. Wo ist die Herrlichkeit, die zu tausendmalen auch in diesem Gottestempel sich entfaltet? Wo sind die stolzen Männergestalten, die hier so oft eingezogen?

Wo die hochmüthigen Donnen, welche, weil die Patrizier nach dem Gesetze nur zierlose Kleidung tragen durften, an ihren Leibern das einfache Gewand ihrer Männer durch eine Wucht von Gold und Edelsteinen auszugleichen gesucht haben? — Alles vorüber! Alle haben sie längst die ponte dei sospiri überschritten — die von den schwülen Bleidächern und der Gefangenschaft dieses Lebens zum Tribunal des ewigen Gerichtes führt.

In diesen mächtigen Hallen — ganz geschaffen, ernste

Gedanken anzuregen, soll man sich die Frage stellen: Was man denn aus Italien eigentlich für einen ethischen Gewinn sich erwerben könne, und wo dieser Gewinn zu suchen sei?

Ist nicht das ganze Land ein Krater — in welchen Jahrtausende der Weltgeschichte hineingesunken sind? Ist es nicht ein großer Friedhof voll von Monumenten, ist es nicht eine Predigt aus Stein — die gleich dem zweischneidigen Schwert nach St. Paulus hineindringt zwischen Geist und Leben!

Mit mächtiger Frakturschrift lehren alle Ruinen, daß Alles eitel sei unter der Sonne, und daß Nichts einen Bestand hat — daß Alles hier verfällt und verfault, verwest und vernichtet wird, was der Mensch immer schaffen mag zu seiner Hoffart und zu seiner Lust — und daß am Ende nur mit uns hinübergeht in's Jenseits — was wir in thätiger Erkenntniß der Wahrheit, in der Liebe zu Gott vollbracht haben!

Was ist nun wahre Größe? Das Erstreben irdischer selbstsüchtiger Lebensziele ist es nicht — und wäre dies Erstreben noch so sinnig und schlau — oder noch so kühn und gewaltthätig angelegt. Wahre Größe ist nach St. Pauli Wort „unbekümmert um den irdischen Gerichtstag“ der Wahrheit dienen um Gottes Willen, nicht ein Auge nach dem himmlischen und

das andere nach dem irdischen Lohn gerichtet, denn man kann nicht zweien Herren zugleich, nicht zugleich Gott und dem Mammon dienen.

Es gibt keine geistige Größe, die nicht auch sittlich wäre, und daher ist der moderne Kultus des Genius ein Unsinn, eine Abgötterei und eine Sünde!

Wir logirten diesmal im Hotel Danieli an der Riva dei Schiavoni. Das Hotel war einst ein prachtvoller Patrizierpalast. Fenster, Hof und Stiegen sind voll der herrlichsten gothischen Ornamentik. Was gibt es in diesen Häusern für eine Unzahl von Stiegen und Stiegelchen, Korridoren, Gemächern, kleinwinzigen Höfen, dann wieder Aussichten auf sehr enge Wasserkanäle, und überall der eigenthümliche feuchte Venetianergeruch, ein Gemisch von Häringen, Austern, Citronen, Orangen und Rosinen, ganz wie in einem Spezereiladen.

Will man in Venedig sich recht melancholisch stimmen, so fehlt es auch zu diesem Zwecke nicht an Spaziergängen. Die Ufer des, wie ein mächtiger Strom breiten Kanals della Giudecca — sind ganz hiezu geeignet. Hohe verfallene Häuser. Gegen Abend zu Einsamkeit. Die schwarzen Segelschiffe liegen wie todte Leviathane im Wasser. Die Häuser drüben auf der langen Giudecca-Insel ohne Pracht und trostlos. Da sucht man sich einen Gondoliere und läßt sich hinüber-

arbeiten auf die Piazzetta, um dort wieder in den Strom des Lebens einzumünden.

In Venedig gibt es immer Leute aus aller Herren Ländern. Auch Deutschland ist ziemlich vertreten. Vor einem Caffè unter den Prokuratien sah ein preußischer Herr, daß ich eine Zeitlang in einem deutschen Blatte las. Das gab ihm Veranlassung ein deutsches Gespräch anzuknüpfen. Im Verlauf der Rede stellte er folgende Frage: „Sagen Sie mir — ich habe jetzt in der ganzen Lombardei überall den Klerus mit Dreimastern (dreieckigen Hüten) herumspazieren gesehn — warum geht denn nun die Geistlichkeit gerade hier in der Meeresstadt nicht mit Dreimastern, sondern mit runden Hüten?“ Ich entgegnete ihm: „Das komme eben daher, weil Venedig ein Freihafen ist — in welchem alle möglichen Fahrzeuge geduldet werden.“

In der Gegend von S. Fantino trat ich in eine Rasirstube — um meinen Hals einem der dort nach Kunden seufzenden Figaro's anzuvertrauen. Es war eben ein älterer Mann, wahrscheinlich desselben Gewerbes, in der Bude und verkaufte, wie aus dem Gespräch zu erkennen war, dem Jüngling, der mich bearbeiten sollte, eine sehr verwahrloste Mandoline von ziemlichem Umfang; sie war bestaubt und mochte Jahre-

lang in einem Winkel gelegen sein; dem Jüngling schien sie ein gewisses Bedürfniß; ist ja die Mandoline von jeher ein spezifisches Venetianerinstrument gewesen, und steht fast auf jedem Bild von Venedig ein junger Bursch in einer Gondel und zupft an einer Mandoline, als möcht' er sein sehnsuchtmorsches Herz wie einen alten verwaschenen Leinwandlappen auf Charpie zerarbeiten. Als ich eintrat, wurde der Handel unterbrochen, denn das Rasirgeschäft geht vor Allem, der Erwerb geht vor der Poesie. Meine Angelegenheit wurde vom Jüngling in Angriff genommen. Die Schaumblasen flogen zwischen der Barbierschüssel und der flinken Hand des Seifenarbeiters zerstäubend nach allen Richtungen — ein wahres Bild des flüchtigen Verschwindens aller Jugendträume. Doch, so traurige Vergleiche kamen dem Burschen gar nicht in den Sinn; er riß und schnitt mich ein paar Mal mit seinem Messer, und erzwang sich so Mitleid mit seinen Zuständen, indem er in meinem Gesicht ein Bild seines verwundeten, blutenden Herzens darzustellen suchte.

Während dem stand der Aeltere mit dem graumelirten Kopf an der Seite, lobte die Vorzüge des Instrumentes, das nur besaitet und renovirt zu werden brauche, und das zudem so wahnsinnig wohlfeil sei. Unter derlei Lobsprüchen hielt er das Instrument

in seinen Händen, gleichsam wie ein Buch — aus dem er Geschichten aus vergangenen Tagen heraus las.

Er führte auch an — daß er viele hundertmal darauf gespielt, wobei er schwärmerisch nach einem Brett mit verschiedenen Flaschen und Büchsen emporsah, als stünde er unter irgend einem Balkon beim stillen Mondenschein. Das Brett hatte auch etwas Balkonähnliches. Ein herumlaufendes Eisen — zur Verhütung des Herabfallens der daraufgestellten Gegenstände, konnte man sich mit einiger Don Quixote-Phantasie als Balustrade denken, und ein breiter Pomadetiegel sah allenfalls wie eine Dame im Reifrock aus, weiter oben hing noch ein schmutziges Rasirbecken, es stellte den trüben Mondschein hinter Wolken dar. — Der ganze Bursche sah im Moment aus wie eine lebendige Illustration zu Göthe's Klage: „O Traum der Jugend, o goldener Stern!" Er war ein etwas rabbiat aussehender häßlicher Kerl, und man wurde unwillkürlich zum Lachen gereizt, wenn man ihn mit fadenscheiniger Liebeseligkeit wie zum Abschied auf die kleine Arche Noe blicken sah — aus welcher er einst in der Jugend Tagen ein ganzes Thierreich von kreischenden Klängen und Liedern herausspazieren ließ. — Ich konnte nicht umhin, noch unter dem Messer die tragikomischen Gefühle, die so offen über das abgetragene Gesicht

des alten Gesellen hinspazierten, aufzusammeln, und sie in einige Verse zu schmieden, die ich darnach zu Papier brachte. Es ließe sich darüber als Titel schreiben:

Die alte Seufzerschachtel.

Wie begeistert hat Dich einst
Der polirte Seufzerkasten;
An dem himmelblauen Band
Baumelten zwei Silberquasten.

Und der Kasten hing an Dir
Schwebend auf des Nackens Bogen,
Mit sechs Saiten für und für
War das Griffbrett überzogen.

O du schöne Jugendzeit,
O Du kurze Lebensspanne,
Wo am Herd des Herzens hängt
Prasselnd eine Musikpfanne!

Seufzerschachtel, Musiktopf,
Guittare, Mandoline,
Vor dir neigte sich Dein Kopf,
Hölzerne Gefühlsmaschine.

Schwärmerisch das Auge schaut
Auf den Messing-Töneleiter,
Und die Saiten aus Metall
Sind der Sehnsucht Blitzableiter.

Ach, wie traurig ist's: zu seh'n
In dem Winkel ruhig rasten,
Ganz bestäubt und saitenlos
Einen alten Seufzerkasten.

Traum der Jugend, die vorbei,
Bild bestäubter Phantasien,
Ueber welches ungestört
Spinnen ihre Fäden ziehen!

So spinnt mancher Altgesell,
Als wie dunkle Epheuranken,
Um den alten Musiksarg
Melancholische Gedanken.

Bricht der Kasten gar entzwei,
Ach, der Alte wird nicht klagen —
Und nur stumm, doch tief gebeugt,
All sein Weh im Herzen tragen.

So beugt stumm der Leichenstein
Uebers Grab sich trauermüde,
Wenn der morsche Sarg bricht ein,
Das — ist's Ende von dem Liede.

Es war am Morgen vor 6 Uhr, als wir an der Seitenpforte des Hotels Danieli bei Fackellicht in die Gondel stiegen, und hinausfuhren in die Finsterniß. Hie und da brannten Schiffslaternen, es ging zum Lloyddampfer Milano, aus dessen Schlott der Kohlenrauch noch schwärzer als die Nacht emporstieg. — Noch einen Blick auf die Bleidächer und auf das dunkle Gemäuer

des Dogenpalastes und auf die Riva. Lebe wohl, Italien, du herrliches, wundervolles Land! Ich war begeistert und gerührt! Der Gondoliere fühlte Mitleid mit meiner melancholisch-romantischen Stimmung, und versetzte mich durch seine unverschämte Prellerei zum Abschied in das Reich der starren, wie Hegel sie nennt „schlechthinnigen“ Wirklichkeit.

Derlei kleinliche Piratenkniffe können aber am Ende auf ein Urtheil über Italien keinen Einfluß haben. Ich war wohl sehr froh, wieder auf heimatlichen Boden zu gelangen, trotzdem hat aber auch seither eine unnennbare Sehnsucht nach dem Citronenland mich nimmer verlassen.

Als nun der Schiffsschnabel sich hinausdrehte aus den Lagunen ins Mare Adriaticum, und die Räder silbernen Schaum auf beiden Seiten des Dampfers nachzogen, als ließe ein Riesenschwan seine mächtigen schneeweißen Fittige in die Fluten hinabhängen — und als später die hellrothe Sonnenscheibe aus dem Meeresspiegel auftauchte, nachdem sie früher ihre glühenden Strahlenbündel wie aus einem feuerspeienden Krater emporschoß — da erfaßte mich eine schreiberliche Stimmung — ich verließ das Verdeck, warf mich in einem Kajütenwinkel auf einen Divan, ließ das Geschehene und Erlebte im Gedächtniß vorbeipassiren, und fand, daß

dies vorliegende Buch eigentlich schon ganz fertig war — und nur mehr geschrieben werden durfte; darum heftete ich aber auch gleich die folgenden meerschaumentstiegenen Schlußreime auf's Papier:

Auch ich war in Arkadien
Und hab', wie sich's gebührt,
Der Sonne heiße Radien
Auf meinem Kopf gespürt:

So daß viel hundert Sprüchlein
Darinnen aufgewacht,
Bis ich am End' ein Büchlein
Daraus zusammengebracht.

Aus dem Nachlasse des Fürsten Alexander Hohenlohe. Regensburg 1851.

Kirchen- und Staatsgedanken. Wien 1851.

Homilienbuch für das katholische Kirchenjahr. 2 Bände. gr. 8. Regensburg 1851.

Rom und Babylon. Betrachtungen über confessionelle Zustände der Gegenwart. Regensburg 1852.

Die katholischen Festtage. Regensburg 1854.

Monarchie und Politik. Aus dem Spanischen des Bischofs Palafox. Wien 1853.

Thomas a Kempis Nachfolge übersetzt mit Gebeten. Wien 1853.

Sternkalender für 1853, 1854, 1855, 1856, 1857. Wien.

Kirchenzeitung, Wiener. 1848, 1849 1850, 1851, 1852, 1853, 1854, 1855, 1856.

Das Hohenpriestergebet Jesu Christi. (Johannes XVII.) In Homilien für die Fastenzeit. Regensburg 1855.

Paulus in Athen. Ein Spiegelbild unserer Zeit. Acht Vorträge gehalten in der Universitätskirche. Wien 1856.

Keilschriften. Geflochtenes Reimwerk. Regensburg 1856.

Büchlein gegen die Todesfurcht. Wien 1856.

Druck von M. Auer in Wien.